Deutscher Reporterpreis 2011

Die 20 nominierten Texte in der Kategorie „Die beste Reportage“

Seite

1) Abé, Nicola, Gefangen in der Freiheit (0246) 003

2) Bauer, Wolfgang, Verhextes Land (0161) 014

3) Buse, Uwe, Der Elektriker von Reaktor 3 (0594) 021

4) Emcke, Carolin, Der lange Weg zur Gerechtigkeit (0270) 029

5) Geyer, Matthias, Müllers verdammtes Leben (0611) 037

6) Hala, Angelika, DiGrazia, Guiseppe und Tomat, Anuschka, Das zweite Gesicht (0722) 054

7) Hauser, Uli, Das Leben und Sterben der Sexy Cora (0732) 069

8) Henk, Malte, Im Herz der Finsternis (0201) 078

9) Hollersen, Wiebke, Der letzte Wille (0242) 102

10) Hutt, Felix, Verbotene Liebe (0360) 114

11) Obert, Michael, Die dunkle Seite der digitalen Welt (0169) 120

12) Osang, Alexander, Made in Japan (0592) 128

13) Reuter, Christoph, Auftrag: Töten (0886) 139

14) Rohr, Mathieu von, Mohammeds Früchte (0590) 144

15) Thimm, Katja, Vaters Zeit (0358) 153

16) Uchatius, Wolfgang, Die Riester-Bombe (0039) 169

17) Wahba, Annabel, „Wir lassen uns die Revolution nicht stehlen“ (0186) 183

18) Waldherr, Gerhard, Der Goldjunge und die fehlenden Millionen (0492) 192

19) Wilton, Jennifer, Frau Zimmermann zieht um (0308) 201

20) Wolff, Markus, Das Sterne-Camp (0501) 211

Gefangen in Freiheit

Keine Gitter, keine Mauern, kein Stacheldraht: Die Strafanstalt auf der norwegischen Insel Bastøy setzt auf Selbstkontrolle anstatt auf Gefängnisdisziplin. Für manchen Häftling ist das Leben dort zu hart, um es zu ertragen.

Nicola Abé , Spiegel, 07.02.2011

Am anderen Ufer lockt die Freiheit. Wenn es dunkel wird, glitzern die Lichter jenseits des Meeres wie Strass. Kaum zwei Seemeilen sind es zum Festland, nur zehn Minuten auf einem taumelnden Schiff.

Der Junge weint nicht, die Tränen unter seinem Auge sind tätowiert. Er steht im Schnee, groß und breit, er weiß nicht, wohin er zuerst gehen soll. Wachleute haben ihn aus seiner Zelle geholt, auf die Fähre gebracht, auf diese Insel, ohne Handschellen. Sie haben ihn sich selbst überlassen inmitten roter und gelber Holzhäuser, ein Kirchturm überragt die Baumwipfel. Und das hier soll ein Gefängnis sein.

Er hat Gutscheine bekommen für 500 Kronen, damit er einkaufen kann im kleinen Supermarkt. Auf dem Weg dorthin begegnen ihm Männer. Die Männer grüßen. Raymond Olsen senkt den Blick. Siebenmal war er im Knast; im Knast grüßt man nicht. Raymond kauft Tabak und eine Telefonkarte, tritt in eines der roten Telefonhäuschen, ruft einen Freund an, einfach so.

"Ich bin jetzt auf Bastøy. Ich kann so viel telefonieren, wie ich will. Was macht ihr?"

"Wir saufen uns warm für die Party."

Raymond will fort. Er hat keine Lust auf den liberalsten Knast der Welt, auf dieses norwegische Eiland im Oslofjord, das so klein ist, dass man keine Stunde braucht, es zu umrunden.

Eine einzige Pistole gibt es auf Bastøy, sie steht im Büro des Direktors und ist eine Skulptur aus Bronze.

Arne Nilsen heißt der Direktor, ein schmaler Mann Anfang sechzig, seine Autorität braucht keine Uniform. Woher die Pistole kommt, weiß er nicht, die Pistole war schon immer da.

Der Direktor ist ein Händler, er handelt mit Freiheit. Der Direktor ist ein Visionär, er will, dass die Männer leben wie in einer Dorfgemeinschaft, dass sie Kartoffeln anbauen und ihren Müll kompostieren, dass Wachen und Häftlinge einander respektieren. Eine Kamera im Supermarkt will er nicht, keine Gitter und Mauern, keine verschlossenen Türen.

Sie haben Mörder, Räuber, Drogendealer, Betrüger, Schläger, kleine Diebe. "Wir picken uns nicht die einfachen Fälle heraus", sagt Nilsen. Manche verbüßen ihre gesamte Strafe auf der Insel. Mörder können sich erst bewerben, wenn sie zwei Drittel ihrer Zeit anderswo abgesessen haben. 115 Gefangene leben auf Bastøy, und wer bleiben will, muss arbeiten und sich in eine Wohngemeinschaft einfügen. Wer Alkohol trinkt oder prügelt, fliegt raus.

Die Fähre verkehrt regelmäßig, im Sommer könnte man durchs Meer schwimmen oder ein Boot organisieren, im Winter friert das Meer oft zu. Die Idee ist, dass die Gefangenen trotzdem bleiben. Dass sie noch da sind, wenn gezählt wird, viermal am Tag.

Im Speisesaal sitzt Jorgen Eilertsen, ehemals Drogendealer. "Der Fisch ist gut", sagt Jorgen und zerlegt ein Saiblingsfilet. Jorgen findet alles gut auf Bastøy, denn er weiß, einer wie er kriegt nicht mehr viele Chancen im Leben.

Einmal am Tag gibt es ein gemeinsames Essen, dann sitzen sie hier, der Typ mit dem iPod, der zwei Munch-Gemälde aus dem Museum stahl, den "Schrei" und die "Madonna", oder der Junge mit den Dreadlocks, der zwei Frauen vergewaltigt hat.

Jorgen überragt sie alle. Messer und Gabel sind Puppenbesteck in seinen Händen. Er kaut und starrt aus dem Fenster. Am Tisch sitzt er allein, er will es so, denn Verbrechen ist infektiös und seine Vergangenheit eine offene Wunde.

Wenn Jorgen früher zu Bett ging, legte er seine Waffe auf das Nachtkästchen. Die Gang war seine Familie, und für die Familie hätte er getötet. Er verkaufte Drogen, zog sich Koks rein, Speed, schluckte Pillen, ging feiern auf Technopartys, löste sich auf in Beats und im Lichtergewirr. Kunden, die nicht zahlten, verprügelte Jorgen, so schärft man seinen Ruf in der Szene. Jorgen ist jetzt 41. Mehr als ein Drittel seines Lebens hat er im Gefängnis verbracht.

Jetzt hat Jorgen einen Traum. Der Traum ist rein wie ein Glas Milch. Er hat eine Freundin, sie kommt dreimal die Woche, zusammen mit den anderen Frauen. Ein gutes

Mädchen, keine aus der Szene. Sie bringt Schokolade, trägt Stiefel bis übers Knie und das blonde Haar frisch gewaschen.

Vier Kinder wollen sie, da sind sie sich einig.

Sie treffen sich im Haus für Besucher, Raum Nummer 6. Alle Zimmer sind gleich, eines liegt neben dem anderen wie die Kammern in einer Wabe: ein paar Quadratmeter, eine Couch, eine Matratze mit Plastikbezug, daneben ein Kleenex-Spender. Dort lieben sie sich.

Raymond, der Junge mit den tätowierten Tränen, hat keine Freundin, die ihn besuchen wird. "Nicoletta" steht auf seinem Arm, aber das ist lange her. Jetzt ist er 28, ein Ladendieb, Schläger, Räuber. Er steht im Kuhstall, rundes Kindergesicht, roter Schneeanzug, wie ein Astronaut ohne Helm.

In der Kälte dampft der Mist, und die Luft riecht nach Heu. Die Tiere beruhigen ihn. Er füttert sie mit Kartoffeln, dass sie ganz nah kommen mit ihren feuchten Mäulern, dass sie ihn berühren.

An der Wand hängt ein Stück Schwemmholz. Jemand hat einen Fisch daraufgemalt, ein Segelboot, eine Möwe und geschrieben "Bastøy - Gangster's Paradise".

Das Paradies existiert seit 20 Jahren und hat einen Direktor, der die Statistik liebt, denn die Statistik gibt ihm recht. Weil nur 16 Prozent der Gefangenen rückfällig werden, in den ersten zwei Jahren nach Bastøy, weil es in Norwegen insgesamt 20 Prozent sind und in Deutschland, wo man die Rückfälligkeit innerhalb von drei Jahren misst, fast 50 Prozent. Weil es noch nie einen Mord gegeben hat auf der Insel und auch keinen Selbstmord. Und im letzten Winter war das Meer zugefroren, aber gegangen sind nur die Füchse.

Raymond, der Neue, soll arbeiten, 50 Kronen am Tag wird er dafür bekommen, ausbezahlt einmal im Monat. Das Geld für Lebensmittel soll er sich selbst einteilen, jeden Morgen soll er aufstehen, er soll kochen und waschen, er weiß nicht, wie er das schaffen soll.

Er wird sich ansehen, wie die anderen das machen, Jorgen zum Beispiel. Jorgen, der versagt hat auf Bastøy, als er vor 20 Jahren das erste Mal da war. Nach zwei Monaten musste er zur Kontrolle, "abpissen", jemand von den Wachen sah zu. Sie fanden Spuren von Drogen in seinem Urin. Am anderen Morgen brachten sie ihn zurück in einen

Hochsicherheitsknast. Jorgen war das egal. "Ich wollte mich nicht auf die Leute hier einlassen", sagt er, "mein Grundgefühl war Hass."

Jorgen kniet auf dem Dach einer Holzhütte. Das ist seine Aufgabe hier, er baut Häuser. Er ist beschäftigt. Er denkt nicht mehr so oft an seine Geschichte, an jenes Pärchen zum Beispiel, das er verprügelt hat, bloß weil sie da waren, wo er war.

"Ich bin zu alt für den Scheiß", sagt er.

Er weiß, wie es sich anfühlt, wenn man am Tag der Entlassung vor dem Knast-tor steht, gute Vorsätze im Kopf und eine Plastiktüte in der Hand, darin ein Rasierwasser und ein paar Klamotten.

Sehr gute Vorsätze hatte er beim letzten Mal, in der Haft hatte er irgendwann begriffen, dass es nichts bringt, nur dazusitzen und die Wachen zu hassen und die Pädophilen. Dass es nur zwei Möglichkeiten gibt in der Welt der Dealer. Entweder du stirbst, oder du bringst einen um. Er machte eine Therapie, versuchte zu verstehen, was ihn daran reizte, Regeln zu brechen. Er hatte es genossen, wenn sie ihn jagten.

Jorgen fand einen Job im Callcenter und hielt ihn nicht lange durch. Wie ein Fremdkörper fühlte er sich in diesem Büro. Bald lebte er von Sozialhilfe, das Geld war knapp, der Kick fehlte. Und dann waren da die alten Kumpels, die Partywelt. Und in den Clubs waren die Frauen, die ihn begehrten, gerade weil er ein böser Junge war. Die Clubs waren teuer. So fing Jorgen an, seinen Freunden doch hin und wieder einen Gefallen zu tun.

Als sie ihn erwischten, fuhr er ohne gültigen Führerschein und hatte ein Kilo Marihuana dabei.

"Ich bin nicht stolz", sagt Jorgen und hämmert weiter am Dach der Hütte. Er bewarb sich für Bastøy, und seit ein paar Monaten ist er da. Diesmal, meint er, sei er besser vorbereitet auf die Freiheit. Auf Bastøy hat Jorgen das Zimmern gelernt, wie man mit Holz umgeht und kleine Einfamilienhäuser baut. Er schläft jetzt besser als früher. Er hat schon einen Job, wenn er hier rauskommt, auf dem Bau.

Es ist früher Nachmittag, die Kühe sind versorgt, Raymond, der Neue, hat seine Arbeit getan. Jetzt will er, dass ihm jemand sagt, was er zu tun hat. Ihm fehlt seine Zelle, ihm fehlt das Warten auf irgendwas, auf eine Mahlzeit, einen Anruf, auf die Stunde im Hof.

Das Warten füllt den Tag, im echten Knast. Auf der Insel gefriert die Zeit.

In sein Zimmer will er nicht, da ist dieser Neue aus Polen. Er läuft durch das Dorf, vorbei an der Schule, an der Bibliothek und den Feldern bis hinunter zum Ufer, wo die kleine Fähre anlegt. Noch 90 Minuten bis zur Zählung.

Wenn die Freiheit vor dir liegt und du greifst nicht nach ihr, so denkt er, dann haben sie dich gebrochen.

Raymond schiebt den Ärmel seines Anoraks nach oben, entblößt die Enden einer Tätowierung, die sich dick und schwarz um seinen Arm schlingt. Mit 16 raubte er das Lager eines Elektromarktes aus, da ließ er sich stechen und dann jedes Mal wieder, wenn er etwas Böses getan hatte, zuletzt nach dem Raubüberfall auf einen Kiosk.

Nun wuchern schwarze Ranken bis zu seinem Hinterkopf. Raymond sieht auf das Meer und denkt an Flucht, an den Freund, der ein Boot besitzt.

Die Dunkelheit kommt früh und der Wind von allen Seiten. Krähen schrecken auf, fliegen in den Indigo-Himmel, ihr Krächzen sticht in den Ohren.

Auf dem Platz vor der Polizeiwache stehen 115 Gefangene. Schilder hängen dort, für jedes Haus eines. Dahinter sammeln sie sich in Reihen, lachen und schubsen sich.

Einer ist hier, mit dem machst du keine Scherze, den schaust du nicht schief an, da hältst du Abstand, so sagen sie es jedem Neuen. Thorstein Hanssen(*), 31, steht breitbeinig, verlagert sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Er trägt graue Jogginghosen, auf seinen schmalen Hüften sitzt ein Gewichthebergürtel.

Ein Hochgewachsener in Uniform ruft die Gefangenen beim Namen.

"Jorgen? Muhammad? Peter?"

"Leider", antwortet einer.

Thorstein sagt: "Jeder weiß, wer ich bin."

Sie nannten ihn den Militär, er war einer ihrer Anführer, der beste Kämpfer von "Blood and Honour" in Norwegen. Auf Thorsteins Händen steht das Wort Skinhead, er will es entfernen lassen, wenn er hier rauskommt. Es sei schlecht gemacht. Den Schädel hat er kahlrasiert, nur vom Kinn steht das rote Haar.

Er hat einen schwarzen Jungen umgebracht. "Die Hautfarbe war nicht der Grund", sagt Thorstein, "wir wollten nur unser Eigentum verteidigen."

"Ich habe nicht zugestochen, nur der andere", sagt Thorstein. Der Junge habe noch geatmet, als sie gingen.

Sie hätten sich mit White-Power-Musik in Stimmung gebracht, schrieben die Zeitungen. Sie hätten ein Opfer gesucht und gefunden im Parkhaus eines Einkaufszentrums. Benjamin H., 15-jährig, Sohn eines Ghanaers, getötet durch die Messerstiche zweier verschiedener Klingen. Der Mord war geplant, feige und brutal, sagte das Gericht. 18 Jahre bekam Thorstein, damals war er 22.

Sein Zimmer ist aufgeräumt. Geblümte Laken, ein Bett, ein Schreibtisch, ein Fenster mit bunten Vorhängen, wie bei den

anderen. Aber Familienfotos hängen hier nicht, und auf dem Nachtkästchen liegen keine Herrenmagazine. Nur Bücher. Thor-

stein studiert Geschichte und Philosophie an der Universität von Oslo. Seine Prüfungen macht er über das Internet.

Thorstein darf studieren auf Bastøy, aber er muss auch etwas für die Gemeinschaft tun. Jeden Tag fegt er die WG, wischt den Staub vom Boden und von den Regalen. Dann geht er zurück in sein Zimmer.

Er lese so viel wie möglich, vom Sturm auf die Bastille bis zum "Dritten Reich". Thorstein will immer noch kämpfen, gegen die Globalisierung, für die Trennung der Völker und Kulturen, für diese wirre Idee, die er einen "ganzheitlichen Faschismus" nennt. Er sagt, er wolle jetzt nur noch mit Worten kämpfen.

Wärme strömt aus dem Ofen und der Duft frischen Brotes. Thorstein hat gebacken. Vollkornmehl muss es sein, dazu Sonnenblumenkerne und Hefe. Er greift nach einem

schweren Messer, schneidet zwei fingerdicke Scheiben herunter. "Ich mag keine Messer", sagt er.

Die anderen in der WG haben Eier gebraten und Lachs aus dem Supermarkt. Thorstein isst auf seinem Zimmer.

"Ich bin von einer Zelle in die andere gezogen", sagt er, 90 Prozent seiner Zeit verbringe er allein. Neun Jahre lang saß er im Hochsicherheitsgefängnis, ein Jahr davon in Isolation. Sein Blick verschwimmt, wenn er davon spricht. Eine Therapie macht er nicht. "Ich hatte eine glückliche Kindheit", sagt er und grinst.

Thorsteins Vater war ein erfolgreicher Spediteur, seine Mutter Sozialarbeiterin. Seine Eltern sind verheiratet, glücklich, sagt er. Noch immer lieben sie ihren Sohn, aber verstanden haben sie ihn noch nie.

Als Kind wollte Thorstein zum Militär, für sein Land in den Krieg ziehen, mit anderen verschmelzen zum Kollektiv. Mit 17 Jahren ging er zur Musterung, wollte Berufssoldat werden. Er sprach von seinen rechten Visionen, man stufte ihn als Sicherheitsrisiko ein.

Nun lebt er auf Bastøy, zusammen mit Menschen aus 20 verschiedenen Nationen, mit Pakistanern, Äthiopiern, Indern und Iranern. "Wir kommen klar", sagt Thorstein, "wir respektieren uns." Viermal hat er sich beworben für die Insel, er musste kämpfen, um hierher zu dürfen. "Für mich ist es gut, dass wir solche Gefängnisse haben", sagt er. Er profitiere davon, doch sein Weltbild habe sich nicht geändert. Eigentlich sei er für härtere Strafen, denn anders könne eine Gesellschaft nicht funktionieren.

Wenn Thorstein entlassen wird, in ein paar Jahren, möchte er Sozialforscher sein. Um seine Arbeit zu finanzieren, will er auf einer Bohrinsel anheuern. Immer ein paar Monate hier, ein paar Monate dort sein. Er glaubt an die Einzigartigkeit seiner Perspektive. Seine Gedanken müssen etwas wert sein. Noch immer hofft er, dass diese Gesellschaft ihn braucht.

Er muss stark sein, daran liegt ihm viel. Kein anderer auf Bastøy schafft die 140 Kilo im Fitnessraum. Thorstein liegt auf dem Rücken, stemmt mit beiden Armen eine Hantel. Einmal, zweimal, dreimal. Blut steigt in den Schädel, Luft bricht durch die Lippen. Viermal, fünfmal. Adern wölben sich auf der Stirn, der Kiefer zuckt.

Der Typ mit dem iPod, der Kunsträuber, greift nach der Stange, zusammen führen sie das Gewicht zurück in die Halterung. Sie sind die Berühmtesten hier auf Bastøy, sie verstehen sich gut. Freunde sind sie nicht.

Im Knast, sagen sie, hast du keine Freunde, nur Menschen, die dein Schicksal teilen.

Der Raum ist rot gestrichen, aus dem Radio plätschert Pop. Fast jeden Abend, nach der Zählung und vor der Nachtkontrolle in den Zimmern, kommt Thorstein hierher und trainiert. Er gönnt sich keine Pause, nur manchmal sieht er in den Spiegel, drückt seine Schultern nach hinten und die Brust nach vorn. Er trinkt nicht, raucht nicht, nimmt keine Drogen. Der Körper ist das Terrain, das er kontrollieren kann.

Dann ist es Nacht, und die Wachen sind nur noch zu fünft auf der Insel. Am anderen Ufer glitzern die Lichter der Stadt Horten. Die Leute sagen: Bastøy, das ist doch ein Ferienclub. Aber es klingt nicht, als würde sie das stören.

Der Direktor will keine Prognose abgeben über Jorgen, über Raymond, über Thorstein. Er sagt, sein Konzept funktioniere nicht für jeden. Manche seien seelisch zu krank. Manche seien zu fest entschlossen, dass sich nichts an ihrer Weltsicht ändern darf.

Wegsperren bringt nichts, weil man Menschen in einer liberalen Demokratie nicht für immer wegsperren kann, deshalb ist die Integration das Wichtigste und nicht die Strafe. Das ist seine Überzeugung.

Das ist langjährige Politik in Skandinavien, ein moderater Strafvollzug, der traditionell einhergeht mit einem starken Sozialstaat. Der Norden hat niedrigere Gefangenenraten und mildere Haftbedingungen als das übrige Europa. Es ist nicht wie in Deutschland, wo es zwar einen offenen Vollzug gibt, gegen Ende der Haftzeit, aber keinen Rechtsanspruch darauf. Es ist eine Chance, die nur 17 Prozent der Gefangenen bekommen.

In Norwegen sind rund ein Drittel der Gefängnisse offen wie Bastøy, in Zukunft sollen es noch mehr werden, so hat es das Parlament beschlossen. Die meisten Menschen halten das für eine gute Sache, vielleicht, meint der Direktor, muss man sagen: Noch halten sie es für eine gute Sache.

Bei der letzten Parlamentswahl holte die Fortschrittspartei knapp 23 Prozent der Stimmen, eine Partei, die sich für härtere Strafen einsetzt.

Den Direktor beunruhigt diese Entwicklung. "Es gibt keine einfachen Antworten", sagt er. Aber es gibt Fragen, die falsch gestellt sind. Ob es im Gefängnis schön sein darf, ist so eine Frage.

Der Direktor ist Psychologe, doch er seziert keine Vergangenheiten. Seine Mission ist die Zukunft.

Was bringt Strafe, wenn Rache nicht satt macht und Gefängnisse Täter züchten?

Der Direktor ist kein Idealist, er ist Pragmatiker. "Ich bin kein Gutmensch", sagt Arne Nilsen und fixiert sein Gegenüber aus blaugrauen Augen, "ich bin bloß ein Egoist, der seinem Leben einen Sinn geben will."

Er sieht Täter nicht als Opfer, aber als Bürger, die eines Tages in die Gesellschaft zurückkehren werden. "Auf Bastøy muss jeder lernen, mit seiner Freiheit umzugehen und sich eigene Grenzen zu setzen", sagt Nilsen, "das muss er draußen auch."

Sogar die Matrosen auf der kleinen Fähre sind Gefangene. Neunmal täglich legen sie am Festland an, und noch nie ist einer geflohen. Jedes Mal, wenn sie auf die Insel zurückkehren, begrüßt sie ein Schild: "Bastøy, Übungsplatz für Verantwortung" steht darauf.

Am anderen Morgen versteckt sich die Sonne noch hinter den Bäumen, doch die Fenster leuchten schon. Unter den Laternen tanzen Flocken, verwandeln Bastøy in die Welt unter einer Schneekugel, eine Spielzeugwelt.

Jorgen sitzt auf seinem Bett, an der Wand hängt ein Foto seiner Freundin, betörend schön im Bikini. Thorstein, nur ein paar Räume weiter, löffelt Haferflocken.

Der Wachmann ist da, Morgenrunde im Wohnzimmer. Eine Glühbirne muss ausgewechselt werden im Flur. Und die Wände sind ein wenig kahl. Die Gefangenen wollen jetzt Zweige aufhängen und Plakate besorgen.

Jorgen kommt aus einem der roten Telefonhäuschen, er stampft über den gefrorenen Boden, die Wolken sind dick wie Qualm. Er hat angerufen. Sie kommt nicht. Sie ist krank, zum ersten Mal in zwei Jahren. Er wird heute kein Thai-Huhn kochen, nicht rotwangig lächeln und kein buntgestreiftes Poloshirt tragen.

Jorgen sagt, die große Welt interessiere ihn nicht mehr. Wichtig sei nur noch die Familie.

Würde jemand die Familie bedrohen, er könne für nichts garantieren. Denn ein Mann muss seine Familie beschützen. Wenn sie nachts kommen, muss er vorbereitet sein. Jorgen denkt, er wird sich eine Waffe anschaffen müssen.

Eine Pferdekutsche rollt vom Ufer ins Dorf. Pappeln säumen den Weg, recken ihre klumpigen Äste ins Nebelgrau.

Wenn das Eis auf dem Wasser dick genug ist, wollen sie ein Loch hineinschlagen, Thorstein, Jorgen und die anderen. Thorstein wird darin schwimmen, zum ersten Mal seit neun Jahren. Sein weißhäutiger Körper wird in das Wasser gleiten, der Herzschlag schneller, die Atmung kürzer als sonst.

"Alles völlig surreal", sagt Thorstein und blinzelt mit hellen Wimpern.

Vor kurzem erst jährte sich sein Mord zum zehnten Mal. Da bildeten die Leute auf dem Festland wieder Lichterketten, demonstrierten gegen Rassismus, wie damals nach jenem blutigen Wintertag, der sich einbohrte wie ein Widerhaken in die Seele der Nation.

Einmal hatte Thorstein Freigang und fuhr in einem Bus. Er hatte sich gefragt, ob sie ihn bemerken würden, ob sie mit dem Finger auf ihn zeigen würden oder schnell wegsehen. "Niemand hat mich erkannt", sagt er. Und er ist sich nicht sicher. Aber vielleicht findet er es doch gut. "Ich werde nie wieder rückfällig", sagt er.

Wenn er hier rauskommt, will er endlich etwas erleben. In seinem Zimmer hängt eine Weltkarte, nach Athen will er reisen, nach Italien und an tausend andere Orte.

Wenn er hier rauskommt, will er nicht mehr in einer Großstadt leben. Weil die Menschen in der Großstadt keine Verbindung haben zueinander. Er möchte in einem Dorf wohnen, wie auf Bastøy.

Raymond sitzt auf einem Baumstumpf vor der Wache und lächelt. Er hat einen Antrag ausgefüllt, gestern Abend noch. Bald werden sie ihn holen. Sie werden ihn auf die kleine Fähre bringen und mit dem Wagen in das Gefängnis von Tønsberg fahren. Ein Zaun wird ihn begrüßen, darauf Stacheldraht. Das metallene Gittertor wird sich für

ihn öffnen. Sie werden ihn in Trakt A bringen. 23 Stunden am Tag wird er in seiner Zelle verbringen, vor dem Fenster Gitterstäbe und Plexiglas.

Dort wird er frühstücken, zu Mittag und zu Abend essen. Er wird sich amerikanische Krimiserien ansehen, die er schon kennt.

Vielleicht wird er einen Brief an seine Mutter schreiben.

Eine Stunde am Tag wird er im Hof auf und ab gehen. In ein paar Wochen wird er drei Stunden täglich die Schule besuchen, in Trakt B.

Wenn er zur Toilette will, wird er klingeln müssen. Sie werden ihn dorthin begleiten und zurück in seine Zelle.

Die schwere Eisentür werden sie hinter ihm zuschließen. Raymond wird auf sein Bett fallen und erleichtert sein. Er wird sich frei fühlen.

Sie werden ihn bewachen. Er muss nicht selbst sein Wächter sein.

Drei Tage hat er durchgehalten im liberalsten Knast der Welt.

(*) Name geändert.

Verhextes Land

Abergläubische Eltern töten in Nigeria ihre Söhne und Töchter, weil Prediger ihnen einreden, der Nachwuchs sei vom Teufel besessen. Rettung für die Kinder gibt es nur an einem Ort.

Wolfgang Bauer, Nido, 15.02.2011

Das Böse sucht die Nähe des Guten, bedrängt es hart, schmeichelt sich ein mit Wimmern und Lügen. Unablässig greift es nach der Hand von Uwe Okwong Uwe, 40, dem Taxifahrer des Dorfes. Es berührt ihn mit den Fingerspitzen, die klein sind und zart. „Was soll ich tun?“, flüstert der Mann im Türrahmen seines Hauses. Das Böse sieht zu ihm auf, aus sanften Augen, hinter denen alles lauert, wofür Menschen die Verdammnis fürchten. „Ich weiß mir keinen Rat“, klagt er, der seine ganze Existenz in den vergangenen sechs Monaten verlor. Die Frau, den Job, zuletzt seinen kränkelnden jüngsten Sohn. Den begrub er vor einer Woche im Garten zwischen zwei Bananen. Das Haus der Familie, vor dem Okwong steht, ist verlassen. Er schaut teilnahmslos an seinem Arm herab, wo das Unheil an ihm haftet wie ein Geschwür. „Ich habe alles versucht. Es ist der Dämon“, sagt Okwong und meint das sechsjährige Kind, das es jetzt endlich schafft, die Hand des Mannes mit der seinen zu umschließen. Sein ältester Sohn. Bald wird dem Taxifahrer Okwong nichts anderes übrig bleiben, als ihn aus dem Dorf zu führen, hinein in den Wald, wo es mehr Schatten gibt als Licht, und ihn dort umbringen.

Es ist ein Sonntag am Ende der Regenzeit, der Singsang von Gottesdiensten liegt über dem Land wie der Klangteppich des Vogelzwitscherns. Die Kirchen in den Dörfern und Städten des nigerianischen Bundesstaates Akwa-Ibom sind gefüllt mit Gläubigen, die dem Herrn ihre Hände entgegen werfen, ihre Köpfe ekstatisch verdrehen und unter Tränen flehen. Uwe Okwong Uwe, der Vater des Kindes, ist nach dem Gottesdienst mit dem Mofa vors Haus gefahren, ein ernster besonnener Mann. Er lässt sich selten hinreißen, wägt in Diskussionen sorgfältig ab, ist heute auch nicht von Palmwein betrunken wie die meisten im Dorf. Das Kind will er füttern, denn niemand sonst wagt es, sich dem Sechsjährigen zu nähern. Die Nachbarn meiden das Haus, seit alle wissen, dass ein Fluch darauf ist. Nackt, in kurzen schwarzen Hosen hockt das Kind auf der Veranda, es heißt Uwe wie der Vater, ein Junge mit ängstlichen Augen, so groß fast wie der Kopf. „Ich erkenne in ihm mein Kind nicht wieder. Er hat sich so verändert.“ Der Kleine kam im Dezember 2009 vom Nachbarsjungen gerannt, einem Achtjährigen, der ihn aus Boshaftigkeit verhext habe, mit heimlich verzaubertem Reisbrei. Das erzählte der Sohn dem Vater. Das Gerücht machte im Dorf schnell die Runde, es ließ sich nicht mehr stoppen, und die Welt der Familie Okwong fiel in sich zusammen.

Der Wahnsinn verbreitet sich wie eine Epidemie, ist von Mensch zu Mensch übertragbar, eine Pestilenz, die vor etwa zehn Jahren im Südosten Nigerias ausbrach. Nie zuvor hat es sie in Akwa-Ibom gegeben. Sie begann in einzelnen Dörfern, hier und da, streute rasch und fraß sich seither in ganze Regionen. Die Eltern führen Krieg gegen ihre eigenen Kinder. Sie töten sie zu Tausenden. Die Liebe zu ihnen verkehrt sich in Hass. Kinderkadaver treiben in den Strömen des Nigerdeltas und verrotten im Busch. Es gibt Stellen in den Wäldern, da trifft man auf regelrechte Schädelstätten. „Hütet euch vor den Hexen-Kindern!“, brandpredigen evangelische Pastoren. Jeden Tag infizieren die Priester die Menschen neu. Dieses Drama ist auf keiner UN-Dringlichkeitssitzung vertreten. Kein Menschenrechtsgerichtshof ergreift Partei. Die Regierenden scheinen unberührt, und die Weltöffentlichkeit nimmt wie meistens keine Notiz. Einzig eine lokale Hilfsorganisation stemmt sich gegen das Morden, CRARN, das „Child`s right and rehabilitation network“ - was ein großer Name ist für nicht mehr als eine Handvoll Aktivisten. Zwei von ihnen sind heute zufällig durch das Dorf von Familie Okwong gefahren, das rettet den Sechsjährigen.

Den Weg zum Haus hatte ihnen der Bürgermeister gewiesen, der Chief, ebenfalls trunken an diesem Sonntag, der mit schwerer Zunge vom Dämon im Dorf erzählte. „Helft ihm!“, bittet er sie, und meint damit nicht den Sohn, sondern den Vater. Jehu Ebuk Tom nickt mit hängendem Kopf, eine Routineaktion, der 28-Jährige ist der „Rescue Officer“ der Kinderschutzorganisation. Er zählt zu den vier jungen Männern, die CRARN vor sieben Jahren gründeten. Einer mit leiser, eindringlicher Stimme, der sich immer kleiner macht als seine Gesprächspartner, schwarze Kunstlederjacke, darin ein Notizblock, auf dem er sich das Grauen in Stichworten notiert. Es gibt so viele Dämonen im Dorf der Familie Okwong, auf der kurzen Fahrt durch den Ort zeigt ihm der Chief die Besessenen. „Der“, deutet er mit dem Finger auf einen kleinen Jungen, der unter einem Baum kauert. „Die“, sagt er, als er am Straßenrand ein vierjähriges Mädchen entdeckt, das alleine mit einem Ball spielt. Der schlimmste aller Teufel jedoch lebe bei den Okwongs. Der Vater sitzt auf der Terrasse, sein Junge weint, weil er die Ankömmlinge sieht; er versucht davonzurennen, sich loszureißen, dann schließt sich eine Menschenmenge um beide.

Er hatte es eigentlich nicht vor, doch muss er das Kind mitnehmen, davon ist Juhe schnell überzeugt. Immer alarmierter schaut er im Laufe des Gesprächs. Okwong ringt mit den Händen. Die Dorfbewohner hinter ihnen höhnen, tuscheln, zischen. Sie schneiden Grimassen. „Wir haben Angst vor dir!“, brüllen sie zum Kind, das sich weiter heulend aus Vaters Hand befreien will. „Ich hab ihn zu fünf Pastoren gebracht“, sagt der. „Alle haben bestätigt, dass er befallen ist.“ Er habe alles für die Errettung seines Sohnes getan, zwei Felder verkauft, um die Teufelsaustreibungen zu bezahlen, seinen Wagen noch dazu. Es half nichts. „Der Junge ist nicht mehr der alte. Er gehorcht nicht mehr, er lehnt sich auf.“ Okwong hat keine Wahl. Versuchte er den Jungen zu verteidigen, brächte er sich selber in Gefahr, vom Dorf als Hexer denunziert zu werden. Die Lehrerkonferenz seiner Schule schloss Uwe vor einigen Monaten vom Unterricht aus. Damit sein böser Geist die anderen Kinder nicht befalle. Die Geschäfte von Uwes

Vater gingen rapide schlechter. Die Stiefmutter verließ das Haus, es erkrankte und starb ihr neun Monate alter Sohn. „Er darf in unser Kinderheim“, sagt Jehu schließlich. Das einzige Asyl für Hexenkinder im Land.

Ein letztes Mal wäscht der Vater den Sohn. Er reibt ihn mit Palmöl ab, das die bösen Geister vertreiben soll. Kleidet ihn ein, wortlos, im Dunkeln der Hütte. Er zieht ihm den Sonntagsstaat an, den er in den Kirchen während der Teufelsaustreibungen trägt, weißes Hemd, schwarze Weste. Er meidet den Blick des Kleinen, der nun alles stumm mit sich geschehen lässt, knöpft ihm die Weste zu, Knopf für Knopf. Streicht ihm den Hemdkragen glatt, klappt ihn über die Weste, zieht dann noch einmal alles straff, zögert einen Moment, hält sich die Stirn, um ihn dann an der Hand hinaus zu führen in die gaffende Menge, zu Jehus wartendem Minibus. „Du musst ihn eines Tages holen kommen“, sagt der Sozialarbeiter, der seine Telefonnummer hinterlässt bevor er die Wagentür schließt. „Es ist doch dein Sohn.“

Die Nase an der Scheibe gleitet Uwe in sein neues Leben, über holprige Sandpisten voller Kinder, die fröhlich kreischend hinter dem Minibus herlaufen. Ernst schaut der Junge hinaus, der Wagen fährt von seinem Dorf ins nächste, von den Seitenstraßen auf die Fernstraße, 65 Kilometer weit, und meist flirren draußen die Fronten der Kirchenhallen an ihm vorbei. Sie heißen „Winners Chapel“ und „The King of Kings“ und die „Kirche der Erlösten“. Ihre großen Werbetafeln säumen die Wege, aufgereiht wie die Casinos in Las Vegas buhlen sie um Gläubige. Wie in Vegas gibt es auch in ihnen nichts umsonst.

Nigeria erlebt in diesen Jahren eine Welle aufbrandender Religiosität. Der Vielvölkerstaat ist erschüttert von ethnischen Konflikten und Verteilungskämpfen, besonders hier im Süden, wo das Öl gefördert wird, Shell produziert und Exxon und Mobil. Nigeria gilt weltweit als viertgrößter Lieferant. Das Industriezeitalter prallt mit brachialer Wucht auf das Land der Bauern und Kleinhändler. Hightech-Raffinerien wachsen neben Strohhütten. Es werden wenige reich durch das Öl, und viele bleiben arm. In den Südstaaten kämpfen bewaffnete Milizen für einen größeren Anteil am Wohlstand, sie töten und entführen. Dörfler zapfen die Pipelines an, um das Öl zu schmuggeln, an hunderten Stellen, die Erde färbt sich vielerorts grau in Akwa-Ibom, das Wasser schwarz.

Pastoren sind die Parasiten der Krise, Blutsaugern gleich haften sie zu Dutzenden an den Dörfern. Sie nähren sich vom wenigen, was die Menschen besitzen. Diese Priester haben niemals studiert, den Segen keiner regulären Kirche. Ihre Titel verleihen sie sich selber, ihre Glaubensgemeinschaften haben sie eigens erschaffen. Es sind Einnahmequellen. Die Konkurrenz ist hart unter den Pastoren, immer eindrucksvoller müssen sie ihrer Gemeinde beweisen, dass sie Gott am nächsten stehen. Je mehr Dämonen sie identifizieren, je häufiger sie diese austreiben, desto mehr Hoffende kommen zu ihnen. Bei all dem verdienen sie Geld, und sie haben gelernt, am meisten

Geld verdienen sie mit der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Diese Liebe wurde den Kindern nun zum Fluch.

Die Wagentür springt auf, als der Sozialarbeiter Juhe und sein Schützling bei Dämmerung das Kinderheim erreichen. Uwe hangelt sich heraus und tritt stumm auf den Hof, auf dem einige Jungs gerade Fußball spielen. „Willkommen, kleiner Mann“, empfängt ihn Sam Ikpe-Itauma, Präsident der CRARN, ein jovialer 35-Jähriger, der eigentlich Lehrer werden wollte, Englisch und Literatur studierte. Das Zentrum des Hilfsvereins besteht aus zwei Wohngebäuden, das linke für die Jungs, das andere für die Mädchen, sechs Klassenzimmern und einem Ring aus Obst- und Gemüsegärten, aus denen sie sich versorgen. Es ist ein Ort, wie es ihn auf der Welt zum Glück kein zweites Mal gibt. Zuflucht von derzeit 225 Kindern, die alle ihren Familien als Hexen und Hexer gelten, das reale Hogwart, so bitter, wie es kein Romanautor hätte erfinden können. Als Sam Ikpe-Itauma 2004 die ersten hier unterbrachte, drohten die Nachbarn damit, das Heim niederzubrennen.

Fest glauben die Kinder bei ihrer Ankunft, dass sie das sind, was sie alle rufen. Dabei verstehen sie meist nicht, was genau das ist. Hexen. „Kannst du in der Nacht fliegen? Dann flieg!“, provoziert Sam Ikpe-Itauma die Neuen. „Kannst du dich in eine Eidechse oder eine Kakerlake verwandeln? Nein? Wie kannst du dann eine Hexe sein?“ Bei einigen Kindern behilft er sich mit einem Trick. Er gibt ihnen ein Stück Brot zum Kauen und sagt, sie sollten alles Böse in diesen Krumen legen. Er lässt sich dann das Brot auf seine Hand spucken und würgt es hinab. „Es ist vorbei“, erklärt er den Kindern entschieden. Manchmal wirkt sie, diese Reinigungsprozedur.

Der sechsjährige Uwe bekommt die Registriernummer 375 zugewiesen und ein Bett, dass er sich mit einem anderen Jungen teilen muss. Sam versucht mit ihm zu kaspern, doch Uwe kaspert nicht. Er bleibt weiter stumm. Lacht nicht. Weint auch nicht. „Die ersten Tage waren die schlimmsten“, sagt der 14-jährige Felix, der den Neuen an der Hand nimmt. Felix lebt seit zwei Jahren im Hexenasyl. Ein Onkel warf ihn im Dorf vor, ein Hexer zu sein. Nach dem Tod des Vaters hatte das Kind größere Ländereien geerbt, die neidete der Onkel ihm. Fünf junge Männer mit Messern und Macheten führten Felix eines Morgens in den Busch, damit er ihnen bei der Feldarbeit helfe. Sie rodeten eine kleine Parzelle, gruben ein Loch für die Hasenjagd, wie sie sagten. „Schau mal, ob es schon tief genug ist“, drängten sie ihn, näherzutreten. „Mach eine Grube, und wirf sie hinein. Bedecke sie mit Finsternis.“ Henoch 10,4. So lehren die Priester ihre Gemeinde, mit Dämonenkindern zu verfahren.

Felix lief weg, eine halbe Stunde verfolgten sie ihn, bis er an der Straße einen Autofahrer stoppte, der vom Hexenkinderheim wusste und ihn dorthin brachte. „Wenn ich groß bin“, sagt Felix, „kehre ich zurück und kämpfe um das Land meines Vaters.“ Die Bewohner des Zentrums haben alle solche oder ähnliche Geschichten zu erzählen. Die Jüngste ist zwei Jahre alt, der älteste 15. Die Gesichter vieler sind von Narben

zerstört, sie zeichnen Spuren von Messern. Sie wurden von Säure verätzt, Brandflecken bedecken ihre Körper. Einigen fehlen Fingerglieder, die Eltern ihnen abschnitten, damit sie bekennen. Einem 13-jährigen Mädchen hat sein Vater einen Nagel in den Schädel getrieben. Nur ein Wunder kann erklären, dass sie überlebte.

Die Normalität versucht Sam den Kindern im Zentrum zurückzugeben, ein Stück davon. Er stellte acht Lehrer an. Baute Klassenzimmer, in denen sich 28 Schüler vier Bänke teilen, schickt die Älteren wie Felix hinaus auf weiterführende Schulen, lässt einige bei Handwerksmeistern ihre Wunschberufe lernen. Es gibt feste Essenszeiten und morgens um 7 Uhr eine Parade, bei der sie in blau-weißen Schuluniformen vor der nigerianischen Flagge antreten. Die UNICEF unterstützt das Projekt. Von England aus gibt die kleine Hilfsorganisation „Stepping Stones for Nigeria“ Geld. Doch ansonsten ist Sam Ikpe-Itauma auf sich und Unterstützer vor Ort angewiesen. Die so zahlreich nicht sind. „Keiner ist glücklich über uns.“

Der Gouverneur des Staates Akwa Ibom beschuldigt ihn in Fernsehinterviews, den Ruf des Landes zu ramponieren. Er droht mit Haftbefehlen. Die von ihm kontrollierten Lokalzeitungen bezichtigen CRARN des Kinderhandels, ohne jedoch nur einen Fall zu nennen. Pastoren heuerten Polizisten in Zivil an, beklagt Sam, um ihn zu bedrohen. Im September floh er über das Dach seines Hauses, die Kinder, die er rief, gaben ihm Rückendeckung. Sie brüllten und boxten gegen die bewaffneten Angreifer, zerstachen die Reifen ihrer Motorräder. Sam ist extrem nervös dieser Tage. Er verbringt jede Nacht in einem anderen Haus. Um die Behörden nicht noch mehr zu provozieren, verzichtet er zunächst auf den Ausbau des Zentrums. Nur in Ausnahmen nimmt er neue Kinder auf.

Es ist nun Felix, der den Platz im Minibus einnimmt, auf dem zwei Tage zuvor der kleine Uwe saß. Erstmals seit der Flucht fährt ihn der Sozialarbeiter Jehu in sein altes Dorf. Der Besuch ist Teil des Reintegration-Programms, das Eltern und ihren Nachwuchs miteinander aussöhnen soll. 150 Kinder kehrten auf diese Art in den letzten Jahren in ihre Familien zurück. „Wir kontrollieren, ob sie nicht getötet werden“, sagt Jehu, der alle paar Wochen die wiedervereinigten Familien besucht. Er zahlt ihnen Hilfe zum Lebensunterhalt, verschafft ihnen Jobs, hilft ihnen bei Umzügen, falls die Nachbarn den vermeintlichen Hexer weiter attackieren.

Als sich der Wagen dem Dorf nähert, ist eine große Gruppe junger Männer auf der Straße. Jehu stoppt auf einer Anhöhe, Felix starrt zwischen den Frontsitzen nach vorne. Die Männer beginnen auf sie zu zurennen, mit durchgeschwitzten Shirts, blutgeweiteten Augen. Sie schwenken lange Macheten, rostigen Klingen, die sie sonst zur Feldarbeit verwenden. Jehu verriegelt die Türen. „Die gehören zur Dorfmiliz meines Onkels“, sagt ihm der Junge. Der Besuch war beim Großvater telefonisch angekündigt, Jehu hofft, in keine Falle geraten zu sein. Doch die Männer rasen an ihnen vorbei, Felix sieht aus der Nähe den weißen Schaum auf ihren Mündern. Eine Hexenjagd wieder, ausgelöst durch einen unerklärlichen Todesfall im Dorf. Doch dieses Mal jagen sie nicht Felix.

„Die sind hinter einer Ziege her“, sind dem Großvater Fragen nach dem Zwischenfall unangenehm. Felix umarmt seine Geschwister, sie klopfen ihn auf die Schulter, aber der Besuch bleibt kurz. Sprachlos sitzen er und sein Großvater sich gegenüber. Der Sozialarbeiter klärt ihn über seine gesetzlichen Fürsorgepflichten auf, dass Kinder nicht diskriminiert oder verletzt werden dürften. Teilt CDs mit Liedern gegen die Stigmatisierung von Kinderhexen aus. „Er kann jederzeit kommen“, meint der Alte beim Abschied. „Sie würden mich töten. Ich bleibe im Heim“, sagt Felix auf der Rückfahrt.

Der Teufel hat Konjunktur. Die Menschen kämpfen gegen Schatten. Ein Bischof behauptete neulich vor laufender Fernsehkamera, er habe bei Exorzismen 110 Hexenkinder getötet. Im Zentrum zieht sich Felix die nächsten Tage zurück, Uwe trägt noch immer seinen Sonntagsanzug. Er steigt im Hof auf den einzigen Baum, klettert versessen höher und höher, als wolle er hinausklettern aus dieser Welt. Aber der Baum trägt ihn nicht weit, am dünnen Wipfel baumelt er nur in Kopfhöhe der Erwachsenen. Der Junge freundet sich mit einem weiteren Neuankömmling an, Sam macht wieder eine Ausnahme. „Das ist Benji“, bringt ihn ein CRARN-Mitarbeiter ins Heim. Ein Siebenjähriger, der immertraurig in einem viel zu großen schwarzen Wollpullover steckt. Er greift nach den Händen von Erwachsenen, sobald sie in seine Reichweite kommen. „Sein Vater weiß nicht, dass ich hier arbeite“, sagt Sams Angestellter. „Er bot mir hundert Dollar, wenn ich ihn umbringe.“ Er nahm das Geld und brachte das Kind ins Zentrum. „Wie hast du ihn getötet“, erkundigt sich der Vater nach einigen Tagen. „Ich hab ihn in den Kopf geschossen“, antwortet er ihn. „Dann ist es gut“, meint der Vater. Uwe und Benji werden zu Freunden, im rauen Heimalltag brauchen sie einander.

Es sind die irgendwie Auffälligen, die von ihren Eltern verstoßen werden, die besonders schönen oder hässlichen. Die besonders klugen oder dummen. Immer stammen die Opfer aus armen Familien. Die meisten besitzen nur noch ein Elternteil, weil das andere verstarb oder die Familie verließ. Die selbsternannte Pastorin Helen Ukpabio verfasste eine Gebrauchsanleitung zur Auffindung von Kinderhexen. In Buchform ist sie auf allen großen Märkten erhältlich. Ein vom Dämon besessenes Kind, schreibt sie, wird „von seinem zweiten Lebensjahr an ungewöhnlich frech, es erzählt viele Lügen, stiehlt, wird sehr widerspenstig und erfindet Geschichten, die es erzählt als seien sie wahr.“ Auch Fieberschübe und Schlafwandlerei identifiziert die Kirchenfrau als Zeichen von Besessenheit. Wie viele Pastoren hat sich Helen Ukpabio mit der Filmindustrie Nollywoods zusammengetan. Sie lässt Lehrstücke als Dramen drehen. Ihr bisher größter Erfolg, „das Ende der Bösen“, gab 1999 das Fanal für die Hatz. Der Film ist in Nigeria immer noch nicht verboten.

Sam ist untergetaucht, es fahren Fremde auf Motorrädern durch die Stadt und erkundigen sich nach ihm. Zudem kursieren Gerüchte, der Gouverneur habe ein Kopfgeld ausgeschrieben und Auftragskiller auf ihn angesetzt. Die Arbeit im Zentrum geht weiter. Noch einmal bricht der Sozialarbeiter Jehu auf, um ein Leben zu retten. Im

Fischerhafen von Ibaka, anderthalb Autostunden entfernt, leben Hexenkinder in Rudeln. Die Eltern setzen sie hier aus, in der Hoffnung, dass Krankheiten das besorgen was sie nicht übers Herz bringen. Jehu und ein Begleiter laufen ins Menschengewirr, schmale Schlammpfade winden sich durch das Hütten-Labyrinth. Die Erde ist getränkt von Fäkalien und Fischgedärm.

Wie gejagte Tiere kauern die Kinder an den Mauern der Bootsanleger, hektisch atmend, die Blicke wild. Einige rennen weg. Erwachsene sind ihre natürlichen Feinde. Sie ernähren sich von rohen Fischabfällen, die ihnen die Seeleute lassen. Jehu kniet sich zu den Jungen und Mädchen hinunter, mustert sie, schätzt ihren Gesundheitszustand ein. Ein Informant gab tags zuvor am Telefon den Hinweis, ein Mädchen am Hafen leide unter lebensbedrohlichem Durchfall. Jehu findet sie zwischen zwei Netzen, inmitten von Fischgedärm. Sie heißt Stella Afiong, ist neun Jahre alt. Beim Stehen zittert sie am ganzen Körper. Die Stiefmutter, erzählt das Kind, beschuldigte sie nach dem Tod ihrer Mutter eine Hexe zu sein. Der Vater brachte sie vor zwei Monaten hierher. Sie leidet unter epileptischen Anfällen, die täglich wiederkehren. Feindselig schaut sie Jehu an, bald ängstlich, dann neugierig.

Eine Frau erscheint am Wagen, als sie Stella einsteigen lassen. Ihren vierjährigen Sohn hält sie an der Hand. Sein Gesicht ist mit Schorf überzogen. Ein kleiner Beutel mit seinen Habseligkeiten klemmt unter dem Arm der Frau. „Nehmt ihn bitte“, fleht sie. „Er ist ein böser Geist.“

Jehu schließt die Tür. Stumm sehen Mutter und Kind dem Wagen nach, der hinter der nächsten Biegung verschwindet.

Der Elektriker von Reaktor 3

Die "Fukushima 50" sind zum Synonym jener Arbeiter geworden, die das havarierte Kraftwerk retten müssen. Einer von ihnen versucht, ein Stromkabel durch das verseuchte Gebiet zu legen. Wer sich weigert, behält seine Gesundheit, aber riskiert seinen Job.

Uwe Buse, Spiegel, 02.05.2011

Der Anruf kam zehn Tage nach dem Erdbeben. Er erreichte Shinichi Honda in einer Notunterkunft, in der er mit seiner Frau und seinen drei Kindern untergebracht worden war. Man hatte ihnen ein Zimmer zugewiesen, es war klein, aber es war ein Fortschritt gegenüber der Turnhalle, in der sie zuvor wohnen mussten, wo nur hüfthohe Wände aus Pappe die Familien voneinander trennten.

Hier, in ihrer neuen Unterkunft, gab es immerhin eine Tür, die sie hinter sich zumachen konnten, hier gab es Ruhe und die Möglichkeit nachzudenken über das, was geschehen war, hier konnte Shinichi Honda sich fragen, wie es weitergehen sollte.

Ihr Haus hatte das Erdbeben und den Tsunami zwar weitgehend unbeschädigt überstanden, aber es liegt in der Sperrzone, in Namie, in unmittelbarer Nähe des Reaktors, und es ist fraglich, ob sie jemals dorthin würden zurückkehren können. Fraglich war auch, wie Honda seinen Lebensunterhalt künftig bestreiten würde. Gute Arbeitsplätze waren schon vor der Katastrophe selten gewesen, und nun gab es allein in der Präfektur von Fukushima über 20 000 Vertriebene, viele von ihnen Facharbeiter wie er, die eine neue Arbeitsstelle suchten.

Honda, der Elektriker, musste sich etwas einfallen lassen. Er durfte nicht in der Masse untergehen. Er musste kenntlich werden, als Mann mit besonderen Fähigkeiten. Oder als Mann mit besonderem Mut.

Als Hondas Handy zehn Tage nach der Katastrophe klingelte, war einer seiner Vorgesetzten am anderen Ende der Leitung. Er fragte Honda, der 17 Jahre lang für eine Tochterfirma des Kraftwerkbetreibers Tepco im Atomkraftwerk in Fukushima gearbeitet hatte, ob er sich vorstellen könne, bei den Reparaturarbeiten zu helfen.

Honda dachte nicht lange nach, er fragte seine Frau nicht nach ihrer Meinung, er erkundigte sich nicht nach der Strahlenbelastung, nach Grenzwerten, nach

Sicherheitsvorkehrungen, er sagte einfach ja. Sein Chef bedankte sich, und ein paar Tage später packte Honda eine Reisetasche und machte sich auf den Weg.

Mit seinem Wagen fuhr er zu einem Hotel am Rand der Sperrzone, dort übernachtete er mit anderen Arbeitern, am nächsten Morgen stiegen sie in einen Bus und passierten einen Checkpoint im Süden der Sperrzone. Wenige hundert Meter dahinter liegt das J-Village, ein ehemaliges Trainingslager der japanischen Fußball-Nationalmannschaft. Nun ist es umfunktioniert zu einem Stützpunkt der Rettungsmannschaften, zu einer gigantischen Schleuse, einem Dekontaminationsort für Arbeiter und einem improvisierten Trainingszentrum, wo Fahrer von Bergepanzern üben, Trümmer zu räumen, wo die Kletterfähigkeit von spielzeuggroßen ferngelenkten Robotern erprobt wird.

Im J-Village erhielt Honda seine Schutzkleidung, einen weißen dünnen, aber reißfesten Schutzanzug, eine Atemmaske, ein Visier, das sein Gesicht vom Kinn bis zum Haaransatz bedeckt, dazu Handschuhe, Überschuhe und Klebeband, um Handgelenke, Knöchel und den Rand der Kapuze provisorisch zu versiegeln. Mit einem anderen Bus fuhr er danach weiter zum havarierten Reaktor. Zwei Tage lang blieb Honda beim ersten Mal, dann kehrte er für zwei Tage zu seiner Familie zurück. Sein zweiter Aufenthalt dauerte vier Tage, drei verbrachte er danach mit seiner Familie. Der Rhythmus gilt bis heute.

Honda erzählt das im Foyer seiner aktuellen Notunterkunft, einem kleinen Hotel in der Präfektur Fukushima. Er sitzt auf einem Sofa in der Kinderecke, ein Mann Anfang vierzig mit ebenmäßigen Zügen, der Basketball liebt und ein nervöses Flackern im rechten Augenlid hat. Hinter ihm, auf dem Boden, liegt Spielzeug, Kinder rennen an ihm vorbei, Erwachsene grüßen ihn, manche höflich, andere ehrfürchtig. Honda nimmt die Grüße ungelenk entgegen, er lächelt schüchtern, er muss sich erst noch daran gewöhnen, dass er jetzt Mitglied in einem sehr exklusiven, sehr angesehenen Club ist.

Gegründet mit angeblich nur 50 Mitgliedern wenige Tage nach der Katastrophe, zählt der Club der Fukushima-Retter heute rund tausend Arbeiter, die damit beschäftigt sind, die havarierten Reaktoren und ihren Kernbrennstoff unter Kontrolle zu behalten. Angeworben wurden die meisten wohl wie Honda, übers Handy, in den ersten Tagen nach der Katastrophe, als die Situation im Kraftwerk noch chaotisch war und niemand, nicht einmal Tepco, wusste, in welcher Unterkunft, in welcher Stadt die Pumpenspezialisten, Schweißer, Ingenieure, Betonbauer gelandet waren, die gebraucht wurden, um die Situation zu stabilisieren.

Wer sich auf die Suche macht nach Mitgliedern jener "Fukushima 50", der treibt erst mal tagelang durch Notunterkünfte, in denen niemand niemanden kennt. Allein in der Präfektur von Fukushima sind es über 200 Turnhallen, Schulen, Hotels, in denen die

Evakuierten untergebracht worden sind. Es gibt Listen mit Namen, aber die Listen sagen nichts aus, nichts darüber, welche Berufe diese Menschen haben, nichts darüber, ob sie noch immer im Kraftwerk arbeiten. All das weiß bislang nur Tepco, und der Konzern gibt sein Wissen nicht weiter. Nachdem er die Kontrolle über sein Atomkraftwerk verloren hatte, will er nun wenigstens die Nachrichtenlage steuern. Deswegen ist der Firma nicht gelegen an Treffen zwischen Arbeitern und Journalisten.

Irgendwann aber hat man dann doch, zunächst am Telefon, Kontakt zu Männern, die erschöpft klingen, die sagen, sie würden diese Arbeit tun, weil nur sie die Kompetenz haben, es gehe ja nicht nur um die Reputation eines Konzerns, einer Industrie, es gehe um das Überleben eines ganzen Landes, ihres Landes. Über Schuld und über die Verantwortung ihres Arbeitgebers wollen diese Männer nicht reden, sie stehen, im Moment zumindest, auf der Seite der Firma, die eigentlich ein Firmenkonglomerat ist. Sie sind von ihr abhängig, und deswegen äußern sie sich bestenfalls zu den Unfällen, die während der Reparaturarbeiten geschehen sind, nennen sie "unnötig", "vermeidbar", weiter vor wagen sie sich nicht.

Shinichi Honda war im Kraftwerk, als am 11. März die Katastrophe begann. Zusammen mit neun Kollegen arbeitete er in der Nähe von Reaktor 3, sie hatten die Aufgabe, elektrische Wartungsarbeiten durchzuführen, sie arbeiteten im Freien, unter einem Schornstein, als die Erde plötzlich zu beben begann. Honda glaubt sich zu erinnern, dass das Beben mit leichten Stößen kam, die heftiger wurden und die es ihm unmöglich machten, auf den Füßen zu bleiben. Spalten im Erdboden taten sich auf, Honda sah Risse in Betonwänden, Rohrleitungen barsten, aus Lautsprechern schrie eine Stimme, dass alle Arbeiter sich in Sicherheit bringen sollten, ein Tsunami rolle auf die Küste zu. Die Ansage war live, sie war nicht vorbereitet, es habe, so sagt es Honda, auch nie Übungen gegeben, in denen das Verhalten im Katastrophenfall trainiert worden wäre, auch die Fluchtwege waren nie offiziell bekanntgegeben worden. Ganz offenbar hielt die Firmenleitung von Tepco solche Vorsichtsmaßnahmen für unnötig.

Als Shinichi Honda die Ansage hörte, versuchte er, eine höhergelegene Ebene des Kraftwerks zu erreichen, da, wo sich der Verwaltungstrakt befindet. Die Häuser waren durch das Erdbeben schwer beschädigt, Honda suchte seine Kollegen, er fand sie, jemand zählte durch, alle zehn waren da, wie durch ein Wunder unverletzt. Etwa 20 Minuten später erreichte der Tsunami die Küste. Von seinem Standpunkt konnte Honda ihn hören, aber nicht sehen. Er wollte ihn auch nicht sehen.

Wie fast alle Arbeiter dachte Honda nach dem Beben nicht zuerst an die Sicherheit des Reaktors, er dachte an seine Familie, die irgendwo da draußen war und seine Hilfe benötigte. Zweieinhalb Stunden brauchte Honda für den Weg nach Hause, den er sonst in zehn Minuten schafft. Die Straßen waren versperrt von Trümmern, verstopft mit Autos, sein Handy hatte keinen Empfang, er wich auf kleine Bergstraßen aus und fand seine Familie verschreckt, aber gesund in seinem Haus, in der Nähe des Reaktors. Aus

Angst vor weiteren Tsunamis fuhren sie den Berg hinauf, verbrachten die nächsten Nächte im Wagen, auf einem Parkplatz. Hier erfuhr er von der Explosion im Reaktor Nummer 1 und davon, dass eine Sperrzone errichtet worden war, die es ihm unmöglich machte, zu seinem Haus zurückzukehren. Zu diesem Zeitpunkt war er sicher, dass er niemals in das Atomkraftwerk zurückkehren würde.

18 Tage nach der Katastrophe saß Shinichi Honda in einem Bus, das Ziel war das Kraftwerk. Er hatte den Bus im J-Village zusammen mit anderen Arbeitern bestiegen, wie sie trug er seinen Schutzanzug, Maske, Visier, Handschuhe, Überschuhe, er schwitzte, als sie sich dem Kraftwerk näherten, und das hatte nichts mit der Temperatur zu tun. Sie fuhren entlang der Küste, durch zerstörte, verlassene Orte, vorbei an Schiffen, die wie Spielzeug ineinandergeschoben waren, sie passierten das Schwesterkraftwerk des havarierten Reaktors und erreichten schließlich den Unglücksort.

Honda hatte das Kraftwerk während der 17 Jahre, die er darin gearbeitet hatte, immer für sicher gehalten, er hatte seiner Massivität vertraut, seinen mächtigen Wänden aus Beton, den Decken, die für die Ewigkeit gebaut zu sein schienen. Nun war das Kraftwerk ein Trümmerfeld, und Honda fiel es schwer, sich zurechtzufinden.

Die Aufgabe, die ihm und neun seiner Kollegen zugewiesen wurde, bestand darin, ein Stromkabel vom Eingang zwischen den Reaktoren 3 und 4 bis zum Hauptkontrollraum zu verlegen. Das Kabel wurde von einem Kran auf einer mächtigen Holztrommel herangeschafft, es waren eigentlich drei Kabel, jedes handgelenkdick und mit den anderen zwei verwoben. Auf der Trommel lagen mehrere hundert Meter Kabel. Seit über zwei Wochen mühen sich Honda und seine Kollegen nun damit, dieses Kabel zu verlegen.

Honda weiß nicht, woher der Strom kommt, der durch sein Kabel fließen und die Aggregate im Hauptkontrollraum speisen soll. Er weiß nur, dass eine andere Arbeiterkolonne damit beschäftigt ist, ein etwa gleich langes Kabel vor seinem zu verlegen, und dass dieses Kabel an die Stromquelle angeschlossen werden soll. Wie weit diese Männer sind, wann sie ihre Arbeit erledigt haben werden, kann Honda nicht sagen und auch sonst niemand in seiner Kolonne. Solche Dinge, sagt er, würden bei den Besprechungen im J-Village nicht mitgeteilt, die Arbeit sei wenig strukturiert. Honda kann nicht einmal sagen, wann seine Kolonne den Hauptkontrollraum erreichen wird. Alles, was er sagen kann, ist, dass sie so schnell wie möglich arbeiten. Und dass es schwieriger ist, als sie alle gedacht hatten.

Die Radioaktivität schwankt stark auf dem Gelände des Kraftwerks, an manchen Orten sind es 100, an anderen 1000 Millisievert pro Stunde. Deshalb konnte das Kabel nicht auf dem direkten Weg verlegt werden, oft müssen wegen der Strahlung Umwege

gemacht werden, Höhenunterschiede auf dem Gelände sind zu überwinden, was den Arbeitern die Kraft nimmt. Nähert sich die Kolonne einem Gebiet, das ihnen unbekannt ist, wird ein Kundschafter vorausgeschickt, der die Strahlung misst. Honda sagt, es gebe Stellen, die sie oder andere Arbeiter gar nicht erst betreten konnten, etwa die Räume, die verseucht sind durch radioaktives Wasser. An anderen Orten könne jeder aus seiner Kolonne nur fünf Minuten lang pro Tag arbeiten.

Während der Arbeit trägt Honda einen Geigerzähler und ein Dosimeter, so wie es alle Arbeiter inzwischen tun. Der akustische Alarm seines Geigerzählers wird im J-Village täglich neu eingestellt, nicht von Honda selbst, sondern von einem seiner Vorgesetzten. Honda kann den Wert auf der Anzeige des Geräts ablesen, 15 Millisievert pro Tag, das ist der Maximalwert, den seine Firma für akzeptabel hält. In Deutschland liegt der Grenzwert für Personen, die sich aus beruflichen Gründen erhöhter Strahlung aussetzen, bei 20 Millisievert pro Jahr.

Am Ende eines Arbeitstags fährt ihn ein Bus zurück ins J-Village, das Dosimeter wird ausgelesen, der Wert in einen Laptop getippt, einen Ausdruck erhält der Arbeiter nicht. Honda sagt, man habe ihm erklärt, dass sein Körper in den vergangenen zehn Arbeitstagen am Reaktor einer Strahlung von insgesamt acht Millisievert ausgesetzt gewesen sei.

Fragt man ihn, welche Menge er für hinnehmbar hält, schweigt Honda auf seinem Sofa für einen Moment, blickt zur Decke, sagt dann: "50 Millisievert?" Es klingt verhandelbar.

Seit seiner Entscheidung, ins Kernkraftwerk zurückzukehren, ist Shinichi Honda kein einfacher Elektriker mehr, er ist auch nicht mehr nur Familienvater und Ehemann, er wurde durch seine Entscheidung geadelt, er gehört nun zu einer neuen Elite, zu den "Atom-Samurai". So werden sie in Japan genannt, Arbeiter, die angetreten sind, um das außer Kontrolle geratene Atomkraftwerk zu bändigen. In den Medien werden sie gefeiert, als opferbereite Patrioten, als Ehrenmänner in bester japanischer Tradition.

Shinichi Honda und seine Kollegen werden von ihrem Land auf einen sehr hohen Sockel gestellt, es werden sehr viele Erwartungen an sie gestellt, zu vie-le vielleicht. Es dürfte nicht einfach sein, zu den Samurai von Fukushima zu gehören, und das nicht nur wegen der Strahlung.

Es ist aber auch nicht einfach, nicht zu ihnen zu gehören.

Katsuyuki Sato wollte nicht dazugehören. Er wohnt zurzeit in einer Notunterkunft in den Bergen, in einem Hotel in Aizuwakamatsu. Er ist 36 Jahre alt, Betonbauer,

verheiratet, Vater dreier Kinder, und er war bis zum Tag der Katastrophe im Kernkraftwerk Fukushima als Bauarbeiter beschäftigt. Ihn erreichte das Erdbeben in einem Kellerraum des Kernkraftwerks, er stand auf einem Gerüst, ungefähr acht Meter über dem Boden, gesichert mit einem Seil und einem Karabiner, und er schnitt mit einer Flex ein Stück aus einem Rohr.

Beim ersten Stoß, so erzählt er, fiel das Licht aus, Sato stand in völliger Dunkelheit, das Gerüst begann wild unter ihm zu tanzen, es stieß, bockte, Sato ließ den Winkelschleifer fallen, umklammerte mit Armen und Beinen ein Rohr, er war sicher, dass er diesen Raum nicht lebend verlassen würde.

Als das Beben vorbei war, hangelte er sich, weitgehend unverletzt, Richtung Boden, fuchtelte durch die Dunkelheit, bis er eine Wand fand, stieß dann auf andere Kollegen, die verängstigt waren wie er, und zusammen tasteten sie sich die Treppe hinauf, Richtung Tageslicht.

Oben, im Freien, zischte Dampf aus geborstenen Leitungen, Arbeiter liefen panisch durcheinander, eine Stimme, verstärkt durch Lautsprecher, warnte vor einem Tsunami, und Sato rannte wie Honda auf ein paar Verwaltungsgebäude zu. Einer seiner Vorgesetzten zählte die Männer auf der Plattform durch. Zehn sollten es sein, zehn waren es.

Auch Sato dachte in diesem Moment nicht an den Zustand des Meilers, er verließ das Gelände, sobald es ihm möglich war, und fuhr in sein Dorf, das vom Tsunami verschont worden war. Er durchsuchte drei Schutzräume nach seiner Familie, fand seine Frau und die drei Kinder schließlich unverletzt im Haus seiner Schwiegereltern, das wie sein eigenes in der Sperrzone liegt.

Sie wohnen inzwischen zu fünft in einem Hotelzimmer und müssen im Foyer die Blicke genervter Landsleute ertragen, die hier nicht als Evakuierte Station machen, sondern als ganz normale Reisende, die sich nun zwischen Kinderhorden und heimatlosen Erwachsenen in Trainingsanzügen wiederfinden.

So wie Shinichi Honda erhielt auch Katsuyuki Sato den Anruf, der sein Leben verändern sollte, wenige Tage nach der Katastrophe. Sein Handy klingelte, und er hörte die Stimme seines Vorgesetzten. Der fragte, ob Sato sich vorstellen könne, bei den Reparaturarbeiten im Kraftwerk mitzuhelfen.

Sato hatte zwei Jahre lang im Kernkraftwerk gearbeitet. Auf dem Höhepunkt der Finanzkrise musste er sich einen neuen Job suchen, und er hatte die Stelle als Betonbauer in Fukushima mit der Hilfe eines Freundes bekommen, der schon länger im

Kernkraftwerk arbeitete. Sato kam bei einer kleinen Firma unter, sie beschäftigte rund 20 Handwerker, dazu ein paar Büroangestellte. Sie war ein Subunternehmen von Tepco. Die maximale Strahlendosis, die seine Firma für ein ganzes Jahr als akzeptabel angesehen habe, sei 15 Millisievert gewesen. Jetzt, nach dem Unfall, sei das auf einmal akzeptabel für einen Tag.

Er habe das nicht verstehen können, sagt Sato in der Lobby des Hotels. Von 15 Millisievert pro Jahr auf 15 Millisievert pro Tag. Das könne nicht gesund sein. Er habe Familie. Sein jüngstes Kind sei erst drei Monate alt. Er habe Verantwortung, vielleicht auch für das Land, aber vor allem doch für seine Frau und seine Kinder.

Sato sagte seinem Chef am Telefon, dass er das nicht machen könne. Er werde nicht ins Kraftwerk gehen. Sein Chef habe dann versucht, ihn zu überreden, und als ihnen die Argumente ausgingen, wurde aus dem Gespräch ein Streit, der damit endete, dass Sato auflegte. Seitdem hat er nichts mehr von seinem Chef gehört.

Sato weiß nicht so recht, ob sein Vertrag noch gültig ist, jetzt, wo sein Arbeitsplatz verschwunden ist, und er traut sich nicht, anzurufen und danach zu fragen. Sato denkt jetzt darüber nach, in einem anderen Kernkraftwerk anzuheuern. Sein Bruder arbeitet in einer Anlage, die nicht von Tepco betrieben wird. Sato glaubt, dass es jetzt gut sei, dort zu arbeiten. Nicht, weil der Reaktor sicherer sei, sondern aus statistischen Gründen. Es sei ja unwahrscheinlich, dass in naher Zukunft noch ein japanisches Kernkraftwerk in die Luft fliege.

Diesen verzweifelten Optimismus mag sich Keiko Sasaki nicht zu eigen machen. Keiko Sasaki ist Anti-Atomkraft-Aktivistin aus Fukushima, eine entschlossene, temperamentvolle Frau, die die Kernkraft schon seit langem verflucht. Viele Jahre lang gehörte sie zu einer winzigen politischen Minderheit, deren Argumente belächelt wurden, nun ist sie plötzlich die gefragte Repräsentantin einer Mehrheit, ihre Tage sind hektisch, ihr Terminkalender übervoll, manchmal verliert sie die Übersicht, dann kann es vorkommen, dass sie Gäste in ihrem Wohnzimmer empfängt, das von einem makellos weißen Elefantenstoßzahn beherrscht wird. Der Zahn ist Keiko Sasaki peinlich, sie sagt, als sie ihn gekauft habe, sei ihr nicht bewusst gewesen, dass der Elefant eine geschützte Spezies sei. Und nun, na ja, nun sei es zu spät, den Stoßzahn zurückzugeben, das Tier sei ja schon tot. Außerdem habe sie im Moment keine Zeit für solche Sachen.

Keiko Sasaki will den Kampf gegen Tepco weiterführen. Der Betreiberfirma, die ja der Verursacher der Krise sei, sei es gelungen, sich als Retter in der Not zu profilieren, und wenn das schon nicht von den Medien verhindert werde, dann müsse man selbst etwas dagegen tun.

Sie sucht jetzt nach Arbeitern, die darüber berichten, wie sie ausgebeutet wurden von Tepco oder unter Druck gesetzt von Subunternehmen. Eigentlich sucht sie nach Leuten wie Shinichi Honda oder Katsuyuki Sato; nach Männern, die ihre Gesundheit gefährden, ohne wirklich zu wissen, in welchem Maß, oder nach solchen, die ihre Arbeitsstelle verloren haben, weil sie sich weigerten, im Kraftwerk zu arbeiten.

Keiko Sasaki zählt diese Arbeiter zum nuklearen Proletariat ihres Landes, ihnen will sie eine Stimme verleihen, aber ihr Problem ist, dass Männer wie Katsuyuki Sato nicht von ihr als Opfer in die Öffentlichkeit gezerrt werden wollen. Und sich Männer wie Shinichi Honda nicht als Opfer sehen.

So bleibt Keiko Sasaki nicht mehr, als einem vagen Hinweis hinterherzurecherchieren. Eine ihrer Bekannten kennt einen Mann, der lange im Kraftwerk Fukushima gearbeitet hat, und es heißt, er sei darüber verrückt geworden. Keiko Sasaki macht ihn schließlich ausfindig, aber es stellt sich heraus, dass der Mann nicht verrückt ist. Er bestreitet auch, dass es Kollegen gibt, die ins Unglück geschickt wurden. Und so bleiben erst einmal Nachrichten, die den Eindruck vermitteln, dass die Arbeit in Fukushima gefährlich ist, aber nicht lebensgefährlich.

Morgen gegen Mittag wird sich Shinichi Honda, der Elektriker, wieder auf den Weg machen zum Reaktor, er wird seine Reisetasche packen, seine blaue Tüte mit dem Sicherheitsanzug nehmen, in den Wagen steigen, losfahren. Seine Familie wird ihn verabschieden. Sie werden ihm viel Glück wünschen, um seinetwillen. Und viel Erfolg, um ihretwillen.

Katsuyuki Sato, der Betonbauer, der sich geweigert hat, ins Kraftwerk zurückzukehren, wird morgen in seinem Hotelzimmer sitzen, zusammen mit seiner Familie, und abwarten, was die Zukunft bringt.

Und beide Männer, Honda und Sato, werden sich dieselbe Frage stellen: Ist das, was ich hier gerade tue, richtig?

Der lange Weg zur Gerechtigkeit

In Kenia wird ein kleines Mädchen vom Nachbarn vergewaltigt. Die Tante erstattet Anzeige, eine Hilfsorganisation nimmt das Kind auf. Wo soll es nun hin? In sein Dorf kann es nicht zurück.

Carolin Emcke, ZEITmagazin, 15.09.11

Es gibt Geschichten, die haben keinen Anfang, weil niemand weiß, wieso sie geschehen. Sie lassen sich erzählen, aber sie lassen sich nicht begreifen. Sie werfen nur Fragen auf und bieten keine Antworten. Die Geschichte von Grace ist so eine Geschichte.

Grace singt. »If you’re happy and you know it, clap your hands« , sie klatscht in die Hände, klapp, klapp, Grace singt und klatscht vergnügt wie alle anderen Kinder, »If you’re happy and you know it, clap your hands« , klapp, klapp, es ist acht Uhr morgens, die erste Stunde des christlichen Kindergartens in Meru, Kenia, hat begonnen, erst mit einem Bibelvers, »Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde«, und nun mit diesem Lied der Freude, die man sehen und hören muss, »If you’re happy and you know it, then you really got to show it, clap your hands« , klapp, klapp, Grace trägt wie die anderen achtzehn Kinder ihre Schuluniform, einen blauen Jeansrock und ein rotes Polohemd unter einem blauen Wollpullover. »If you’re happy and you know it, tap your toe«, Grace stapft mit ihrem Fuß auf den Boden, erst mit dem einen, dann mit dem anderen, tap, tap, morgens hatte noch ihr großer Zeh aus einem Loch im Socken geschaut, und Grace hatte lachen müssen über das nackte Ding, das dann eilig in ihren etwas zu großen Schuhen versteckt wurde. »God is love« , steht in einem rosafarbenen, gemalten Herz auf der Wand ihres Schulzimmers, und Grace singt und klatscht und stampft, wie alle anderen Kinder, und wenn sie nicht an manchen Tagen unkontrolliert erbrechen und urinieren würde, könnte man denken, Grace sei ein glückliches Kind.

Man könnte sogar denken, dass Grace nicht dieselbe Grace sein kann wie die, deren kurzes Leben bereits eine lange Akte mit der Nummer RI/R/113/10 füllt. Das Mädchen in der Akte trägt in Wirklichkeit einen anderen Namen, wie auch ihre Verwandten. Warum, das wird schnell klar, wenn man weiß, was in der Akte steht. Darin beginnt Grace’ Leben nicht mit ihrem Geburtstag, der ist nicht verzeichnet, sondern mit jenem 3. März 2010, dem Tag, an dem sie, halb bewusstlos, von ihrer Tante Joyce auf dem Arm ins Krankenhaus getragen wurde. »Blut und Flüssigkeit auf der Unterhose«, steht mit blauem Kugelschreiber auf dem schmucklosen Zettel, der in der Akte abgeheftet ist und auf dem ein Arzt im Methodist Hospital von Maua die Ungeheuerlichkeit notiert hat: 13 Kilo Gewicht, Körpertemperatur 37 Grad, eine eingehende Vaginaluntersuchung

sei nicht möglich gewesen, weil die Patientin große Schmerzen gehabt habe, der Arzt schließt mit der Diagnose »Vergewaltigtes Kind mit genitalen Verletzungen«.

Aufnehmen wollte sie trotzdem niemand im Methodist Hospital. Das hätte Geld gekostet. Geld, das Grace' Tante nicht aufbringen konnte. Das steht nicht in der Akte. Das erzählt Esther Mburu, die Frau, die gerufen wird bei Fällen wie dem von Grace. Ohne Esther Mburu und Ripples International, die kenianische Hilfsorganisation, für die Esther arbeitet, wäre Grace nie behandelt worden, ohne Esther und Ripples hätte Joyce das wimmernde Kind wieder mitnehmen müssen, von Maua den ganzen Weg zurück, mit einem der überfüllten Taxis über die Landstraße, und dann zu Fuß, vorbei an den Feldern, die rotbraunen Lehmwege entlang, vorbei an den ärmlichen Hütten, bis zurück nach Kabuitu, in das Dorf, in dem Grace vergewaltigt wurde. Ohne Esther hätte niemand die Kosten für die Ärzte übernehmen können. Ohne Esther gäbe es nicht einmal diese Akte, denn niemand sonst würde das Verbrechen an diesem Kind so ernst nehmen, niemand würde ein solches Kind so ernst nehmen, dass eine Akte angelegt würde, in der alle medizinischen Untersuchungen sauber und ordentlich abgeheftet sind.

»Vergewaltigung durch eine Person, die der Mutter bekannt ist«, notiert am 25. März 2010 ein Gynäkologe an der Frauenklinik von Meru, zu dem Grace gebracht worden ist, der sie untersucht und festgestellt hat, dass der erwachsene Vergewaltiger den Unterleib des vierjährigen Kindes so verletzt hat, dass Vagina und Anus »miteinander kommunizieren«. In den Wochen nach der Vergewaltigung, so vermerken es die Krankenakten, kann Grace weder Stuhl noch Urin halten. Im April bringt Esther Mburu Grace zum ersten Mal in die Hauptstadt Nairobi, ins Kenyatta Hospital, wo sie einen künstlichen Darmausgang gelegt bekommt. Im September führt ein Chirurg vom Nairobi's Women's Hospital eine rekonstruktive Operation durch, bei der ihr Damm nachgebildet wird. Im November 2010 schließlich wird Grace der künstliche Darmausgang wieder entfernt.

Der Kindergarten ist aus. Grace rennt im Garten des Tumaini Girls' Rescue Centre herum, des Heims für sexuell missbrauchte und misshandelte Mädchen, das von Ripples International betrieben wird und das ihr Zuhause geworden ist. Sie umkurvt die hoch aufgeschossene Frau in Uniform, die das schwarze Stahltor bewacht, das Fremden die Zufahrt verwehrt, Grace rennt an den Pinienbäumen vorbei, um die Rosenbüsche vor den vergitterten Fenstern herum, sie quietscht und lacht, immer ihrer besten Freundin hinterher.

»Anfangs konnte Grace nicht sprechen«, sagt Esther Mburu, 31, Grace hatte keine Worte für das, was geschehen war. Esther schaut hinüber zu Grace, die inzwischen mit einem der älteren Mädchen zusammen seilspringt, wie soll ein Kind das auch verstehen. »Sie hat immer nur geweint.« Esther Mburu liebt Kinder, und sie liebt Grace. Esther ist die Team-Leiterin des Girls' Rescue Centre, und sie betreut Grace und all die anderen Mädchen, die dort, wo einmal ihr Zuhause war, nicht mehr sein können, weil sie dort

misshandelt oder missbraucht wurden, vergewaltigt oder verstümmelt, von ihrem Vater oder vom Nachbarn, weil sie, die noch Kinder sind, geschwängert worden sind und nun selber Kinder haben, Kinder, deren Väter gleichzeitig ihre Urgroßväter sind, Kinder, die mit einer Machete verwundet oder mit Wasser verbrüht wurden, weil sie HIV-positiv sind und deswegen ausgesetzt oder weggeworfen wurden, Kinder, die ausgeschlossen oder eingeschlossen wurden, versehrt oder verletzt wie Grace.

»Was ist dein liebstes Tier, Grace?« – »Ein Elefant.« – »Kannst du einen Elefanten malen?« Grace schaut auf die leere Seite in dem Notizbuch, kuschelt sich an, schaut fragend, ob sie das wohl darf, erwägt, ob sie es selbst auch wirklich will, dann drückt sie sich noch ein bisschen näher ran und malt drauflos: zwei gerade Linien, die am oberen Ende durch einen Kringel miteinander verbunden sind, und an denen unten zwei Schlaufen hängen, die, wohlwollend betrachtet, zwei riesige Elefantenohren sein könnten.

Wer die Geschichte von Grace verstehen will, muss ihre Mutter kennenlernen.

Wann Grace geboren ist? Das weiß sie nicht so genau. Grace' Mutter, Agnes, balanciert den elf Monate alten Halbbruder von Grace auf dem Schoß, viereinhalb sei Grace. Ungefähr. Wie alt sie selbst war, als Grace geboren wurde? Das weiß sie auch nicht so genau. Sie hebt ihr T-Shirt und schiebt den zappelnden Kleinen an ihre winzige Brust, damit er sich beruhigt. Sie selbst ist jetzt 21, das weiß Agnes. Aber sie kann das Alter ihrer Tochter nicht abziehen von ihrem eigenen, um zu errechnen, wie alt sie war, als Grace geboren wurde. Agnes ist nie zur Schule gegangen. Lesen und Schreiben hat sie nie gelernt. Tage und Wochen unterscheiden sich kaum für sie. Vielleicht ist das der Grund, warum Geburtstage für sie keine Rolle spielen. Was aus dem Mann geworden ist, der Grace' Vater ist? Das weiß sie nicht. Ob sie lange ein Paar waren? Nein. Ob er weiß, was Grace angetan wurde? Nein. Ob sie jetzt mit dem Vater von Anthony, dem Kleinen auf ihrem Schoß, zusammenlebt? Nein. Männer als Väter scheinen in Agnes' Leben keine Rolle zu spielen. Männer als Geliebte, als Menschen, mit denen man sein Leben teilen möchte, auch nicht. Vielleicht weiß sie nicht einmal, dass es das gibt. Das Glück, einen Menschen zu lieben, einen Mann oder ein Kind.

Agnes musste ein paar Dokumente unterschreiben, deswegen ist sie zum Girls' Rescue Centre gekommen, dem Heim, in dem ihre Tochter lebt. Ohne Anlass kommt Agnes selten hierher. »Ich habe nicht gedacht, dass irgendetwas mit Grace passieren könnte«, so beginnt Agnes die Geschichte der Vergewaltigung von Grace, »ich wollte nur für ein paar Tage wegfahren.« Warum sie ihre Tochter nicht mitnimmt, erklärt Agnes nicht, warum sie Grace nicht bei ihrer Schwester Joyce abgibt, die in der Nähe wohnt, auch nicht, warum sie das Kind stattdessen bei ihrem Nachbarn zurücklässt, aus dessen verschlossener Hütte die Polizei das vollkommen verstörte Kind erst 24 Stunden nach der Vergewaltigung befreien wird, dafür hat sie keine Erklärung.

Grace wurde von ihrer Tante Joyce gerettet, nicht von ihrer Mutter, es war Joyce, bei der ein Nachbarsjunge anrief und der er sagte, er könne Grace weinen hören, der Nachbar und seine Frau hätten sie eingesperrt, es war Joyce, die eilig die Polizei benachrichtigte, und es war Joyce, die das blutige Bettlaken mitnahm als Beweismittel, sollte es jemals zum Prozess gegen den Vergewaltiger ihrer Nichte kommen, weil sie der Polizei nicht traute. Es war Joyce, die der Polizei Geld geben musste, damit die den Verdächtigen verhaftete, es war Joyce, die einem anderen Polizisten die Uniform waschen musste, damit er den Verhafteten zum Untersuchungsgefängnis nach Maua überführt. An Agnes rauschten diese Ereignisse vorüber, als sei es nicht ihr Kind, dem ein Erwachsener den Schoß zerfetzt hat.

Schmal sieht Agnes aus, fast jungenhaft. Eine richtige Arbeit hat sie nicht. Manchmal wäscht sie Wäsche bei anderen Leuten. Manchmal geht sie auf die Miraa-Felder in der Umgebung von Kabuitu, wenn man Helfer bei der Ernte braucht. »Es ist gut, dass Grace hier bei Ripples sein kann«, sagt Agnes tonlos, »ich vermisse sie manchmal, aber wenn ich sie dann einmal sehe, und wie sie strahlt, dann ist es auch gut.« Eine eigene Wohnung kann sich Agnes nicht leisten. Sie wohnt mit ihren zwei Söhnen bei ihrer Großmutter. Einen Mann gibt es nicht. Es gibt ein Bett, auf dem die alte Frau schläft, Agnes und ihre beiden Kinder schlafen auf dem Boden.

»Das ist meins«, sagt Grace. Sie steht vor einem kleinen Bett, das quer zu den Doppelbetten der anderen Mädchen in ihrem Zimmer steht, direkt unter dem Fenster. Heute ist Waschtag. Grace hat schon wie die anderen draußen im Garten Wäsche in Plastikbottichen geschrubbt und dann auf den Pflanzen zum Trocknen ausgelegt. »In mein Bett pass ich auch rein. Schau!« Sie schlüpft aus ihren blauen Plastikschlappen, hüpft auf die Decke und strahlt. Seit einem Jahr schon wohnt Grace hier im Tumaini Girls' Rescue Centre. Richtig groß ist es in dem Heim nicht, die Decken und Wände sind schon ein bisschen modrig, zum Umzug in ein geplantes größeres Haus fehlt noch etwas Geld. Außer dem Garten und ein paar Springseilen besitzt das Heim auch nicht richtig viel. Aber es ist mehr, als Grace jemals hatte. Sie zeigt einen halbhohen Schrank, mit zwei Schubladen, und die Sachen darin, die gehören ihr, Grace führt sie vor: ein paar T-Shirts, eine rosafarbene Jacke mit einer passenden Mütze dazu, aber die zieht sie nur an, wenn sie am Sonntag zum Kindergottesdienst in die Kirche geht. Dann gibt es noch eine Dose Vaseline, einen Becher mit ihrer Zahnbürste und ihre Schuluniform. Grace führt das auch deshalb besonders gerne und langsam vor, weil sie eigentlich in der Küche eine Tasse mit Porridge essen sollte, die sie nicht will. Manchmal bekommt ihr Essen nicht, manchmal spuckt sie es aus. Allein Esther weiß, dass es nicht am Essen liegt.

»Wir müssen die Kinder aus ihrer gewohnten Umgebung nehmen«, erläutert Esther und rührt dabei in ihrem gezuckerten Tee mit Milch. »Die Opfer werden zu Schuldigen

gemacht, sie können in ihren Familien nicht mehr sein, weil sie da nicht sicher sind, und sie können in der Schule nicht mehr sein, weil sie da stigmatisiert werden.« Weil Kinder selten nur einmal missbraucht werden, sondern wieder und wieder, weil es keinen Schutz gibt, solange das Opfer noch zu Hause wohnt und die Täter nicht verurteilt sind, weil es in Kenia zwar alle Gesetze gibt, die es braucht, um Verbrechen wie Vergewaltigung zu ahnden, diese Gesetze aber selten angewandt werden, kommen die Kinder zu Esther.

Wer die Geschichte von Grace verstehen will, muss die Behördenmitarbeiter erleben, die zuständig sind für Kinder wie sie.

Jane Kinuthia sitzt in einem winzigen, lichtlosen Büro, dem District Children's Office von Meru, mit speckigen Wänden und einer einsamen Glühbirne, die von der Decke herunterbaumelt. Jane Kinuthia ist verantwortlich für vernachlässigte und misshandelte Kinder in der Kommune von Meru, zu der 230.000 Menschen zählen. Die Hauptstadt Nairobi ist 225 Kilometer entfernt. Tagsüber dominieren in Meru die Handelsreisenden, Lastwagen mit ihren Fuhren aus Kaffee und Akazien-Holz stehen hupend und ratternd im Verkehrschaos, tagsüber ziehen Frauen zum großen offenen Markt am Rand von Meru, wo die Bäuerinnen auf dem Boden ihre Waren ausbreiten, bräunliche Yam-Wurzeln und Bananen aus der Umgebung, tagsüber fahren ab und an Touristenbusse durch die wuseligen Straßen, auf dem Weg zur Safari in einem der zahlreichen Wildparks in der Umgebung, abends dann verschwinden die Frauen aus der Öffentlichkeit, ab Einbruch der Dunkelheit ist kaum ein Mädchen oder eine Frau mehr allein zu sehen, es bleiben klebstoffschnüffelnde Straßenkinder und Trauben von Männern vor kleinen Bars mit Namen wie Warrior Bar beim warmen Tusker-Bier oder Härterem.

»Sie vernachlässigen Kinder, weil es an Geld fehlt«, sagt Jane Kinuthia, die stellvertretende Leiterin des District Children's Office von Meru, »sie misshandeln Kinder, weil es an Liebe fehlt oder an Interesse.« Jane Kinuthia präsentiert alle Daten und Fakten, sie hat sie alle zur Hand, und beschreibt doch nur die Realität aus Armut, Verwahrlosung und Gewalt. 756 Dollar beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Kenianers, laut jüngstem Bericht der Weltbank, 46,6 Prozent der Bevölkerung von Kenia gelten als arm, hier in der nordöstlichen Provinz, sind es sogar über 50 Prozent. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt, nach einem Bericht von Unicef, bei 55 Jahren. 1,2 Millionen Aids-Waisen leben in Kenia allein, schätzungsweise 1,5 Millionen erwachsene Kenianer leben mit dem Virus, wissentlich oder unwissentlich, jedes Jahr werden es 100.000 mehr, die sich mit HIV infizieren. Selbst die Gleichgültigkeit gegenüber Gewalt an Frauen und Mädchen lässt sich in Zahlen ausdrücken. 57 Prozent aller Mädchen und 54 Prozent aller Jungen zwischen 15 und 19 Jahren halten es, laut einer Umfrage von 2009, für berechtigt, wenn ein Mann seine Frau schlägt. Die Ursachen erklärt das nicht.

Von draußen dringen durch die Fliegengitter der offenen Fenster die Stimmen der wartenden Menschen herein, Männer und Frauen, Mütter und Kinder, Alte und Junge sitzen und stehen auf hölzernen Bänken und Stufen vor Jane Kinuthias winzigem Gebäude, in einem staubigen Hinterhof von Meru. Seit dem frühen Morgen schon versucht sie all die Anfragen unter Kontrolle zu bringen, Sorgerechtsstreitigkeiten sind darunter, Unterhaltsklagen, Scheidungen, und sie gibt selber zu, dass es ihr nicht gelingt. Über 400 bis 500 Fälle von Vernachlässigung oder Misshandlung von Kindern landen pro Monat bei Jane Kinuthia. Fälle sexueller Gewalt muss sie mindestens einmal pro Woche bearbeiten. »Ich habe dauernd Kinder, die Schutz brauchen, die eine Unterkunft brauchen, aber für die ich nichts habe«, sie zuckt die Schultern. »Dann rufe ich Esther an.«

Seit dem Jahr 2006 hat Ripples International 186 Mädchen bei sich aufgenommen, größtenteils wegen sexueller Gewalt, 52 Mitarbeiter hat die Organisation insgesamt, sie kümmern sich um Mädchen wie Grace, aber auch um jüngere Opfer von Misshandlung und Missbrauch. Finanziert wird diese Arbeit von der Kindernothilfe. Neben dem Girls' Rescue Centre, in dem zurzeit 13 Mädchen leben, gibt es noch ein New Start Babies' Rescue Centre, in dem Babys und Kleinkinder im Alter von bis zu zwei Jahren versorgt werden, die Helfer versorgen außerdem noch Tausende Mitglieder der Gemeinde mit Lebensmitteln, und sie bauen an einem Kinderkrankenhaus. Eigentlich sollten die Kinder nur vorübergehend aufgenommen werden, eigentlich sollte Grace nur ein paar Wochen bei Esther im Girls' Rescue Centre leben, so lange, bis die Polizei den Täter in Gewahrsam genommen hat, eigentlich sollten Kinder wie Grace dann zurück zu ihrer Familie, dorthin, wo sie aufgehoben und beschützt sind. Aber dazu müssten Polizei und Gerichte ihre Arbeit machen.

Wer die Geschichte von Grace verstehen will, muss die Polizisten kennenlernen, die Fälle wie die von Grace bearbeiten sollen.

»HIV ist real, Officer. Deine Waffe kann dich nicht beschützen!«, steht auf dem Plakat, direkt neben dem staubigen Tisch in der Schreibstube der Polizeiwache von Meru, »Sei enthaltsam! Sei treu! Benutz ein Kondom!« Warum ein Polizist daran erinnert werden muss, auf der Wache, dass seine Waffe ihn nicht vor Aids schützt, steht nicht auf dem Plakat. In dem Büro gibt es keine Schreibmaschine und kein Telefon. Ein Beamter in Zivil hockt hinter dem Schreibtisch und tut nichts, was sich auf den ersten Blick erschließen würde. Im Innenhof der Polizeistation sitzen Familien, Alte und Junge, zwei Kleinkinder krabbeln im Dreck, niemand kümmert sich um sie. Ihre Mütter wurden eingesperrt, vor 24 Stunden schon, seitdem haben die Kleinen nichts zu essen bekommen, das eine fiebert schon etwas. Das kümmert niemanden. Die Älteren im Hof warten, dass sie einem der Beamten Geld zustecken können, dass sie einen ihrer Angehörigen freikaufen können oder sich selbst. Scheine wechseln ganz unverhohlen den Besitzer.

Dann wird der Junge in den Wachraum hereingeführt, dessentwegen Esther gerufen wurde. Die Polizei hatte ihn auf der Straße aufgelesen und sich nicht mit ihm beschäftigen wollen. »Wie heißt du?«, Esther holt den Jungen zu sich auf die Bank und streicht ihm über den Arm, »David«, David zittert, als habe er Schüttelfrost. »Wo wohnst du, David?« – »Hier.« Vielleicht ist er zurückgeblieben, vielleicht unter Schock, er ist ein Kind, schätzungsweise fünf oder sechs, das hat die Polizisten nicht daran gehindert, ihn einzusperren, in eine winzige Zelle, einen Verschlag, ohne Wasser, ohne Toilette, ohne Stuhl oder Bett. Da saß David dann, den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis jemand auf die Idee kam, Esther anzurufen. »Wo hast du das denn her, David?«, Esther zeigt auf das T-Shirt eines Festivals, das David trägt, es ist der einzige Anhaltspunkt für sie, um herauszufinden, woher dieser Junge kommt. Vier Fragen und einen Anruf später hat Esther das Heim ermittelt, dem der verwirrte Junge abhandengekommen ist. Er soll abgeholt werden, später, bis dahin wird David wieder eingesperrt.

Wer die Geschichte von Grace verstehen will, muss erleben, wie Esther und all die anderen Mitarbeiter von Ripples, die Sozialarbeiter, die Psychologen, die Hausmütter, die Lehrerinnen und vor allem die Leiterin von Ripples, Mercy Chidie, mit ihrer Kraft und ihrem Zorn ein System bekämpfen, in dem zwischen Tätern und Opfern zwar theoretisch unterschieden wird, in dem praktisch aber Opfer allzu oft nicht geschützt und Täter nicht verurteilt werden.

»Es gibt Tage, an denen ich verzweifeln könnte«, sagt Esther, »die Krankenhäuser sind oft zu weit entfernt, als dass die Kinder eine gute Versorgung bekämen, die Untersuchungen sind schlecht, die Polizisten haben oft nicht einmal ein Auto, um zu einem Tatort zu fahren, sie müssen ein Taxi nehmen, das Geld kostet, das ihnen niemand erstattet, warum sollten sie das tun? Wir müssen oft eher gegen die Polizei ermitteln als mit ihr.«

Wer die Geschichte von Grace verstehen will, muss Kabuitu aufsuchen, zwei Autostunden von Meru entfernt, den Ort, aus dem Grace stammt, den Ort, in dem sie vergewaltigt wurde.

Die Hütte ist keine Hütte, sondern ein Verschlag. Ein Fenster gibt es nicht, nur ein ausgeschnittenes Rechteck, das von innen mit einem Holzbrett verbarrikadiert ist. Die Tür ist schmal und ohne Griff. Die Hütten stehen direkt nebeneinander, ohne Abstand, eine neben der anderen, unterschiedslos ärmlich, es gibt keine Kanalisation in dieser lehmigen Straße, kein fließendes Wasser und keine Intimität. Ausgeschlossen, dass irgendjemand nicht gesehen haben kann, wie der Nachbar am 3. März 2010 das Kind mit Süßigkeiten zu sich hereinlockte. Ausgeschlossen, dass irgendjemand nicht gehört haben kann, wie Grace hier in diesem düsteren Verschlag geschrien und geweint hat.

»Hier war es«, Grace' Tante Joyce ist mitgefahren, um den Tatort zu zeigen. Das war mutig. In Windeseile hat sich die Nachricht verbreitet, dass die Frau, die den Nachbarn vor Gericht der Vergewaltigung bezichtigt hat, zurückgekehrt ist. Immer mehr Männer und Frauen zieht es in die Straße, die Fluchtwege werden enger, Joyce wird beäugt, stumm, der Nachbar ist für hiesige Verhältnisse ein mächtiger Mann, ihm gehören einige der Verschläge hier in der Straße. Joyce ist mehrfach bedroht worden, die Mutter des Täters hat Geld ausgesetzt, erzählt Joyce auf dem Rückweg zum Wagen, raus aus der zunehmend unruhigen Gruppe, 60.000 Schilling, das sind 466 Euro für ihren Tod.

Joyce hat sich nicht einschüchtern lassen. Sie ist nie zur Schule gegangen. Wie ihre Schwester kann sie nicht lesen oder schreiben. Joyce handelt mit Miraa, sie kauft und verkauft die Droge, die in der Gegend flächendeckend angebaut wird. Damit macht sie keinen großen Profit. Aber sie kann davon leben. Sie hat ausgesagt im Prozess. Den Drohungen zum Trotz. Als der Wagen mit Joyce zum Ortsausgang kommt, steht ein hoch aufgeschossener Mann am Rand einer Bananenplantage und winkt. Er ist einer der Polizisten der Gegend. Einer, der sich nicht hat bezahlen lassen dafür, dass er das Kind aus dem Verschlag befreite. Auch nach der Verurteilung des Täters ist er sich sicher: »Grace kann nicht wieder zurück«, sagt er, »wenn sie Grace fänden, würden die sie töten.«

So bleibt Grace weiter bei Esther. So geplant hatten sie das nicht. Das Heim ist eigentlich auch nicht darauf ausgerichtet, dass Kinder auf Dauer hier bleiben. Aber wohin sollte dieses Kind? Zu wem?

Die Geschichte von Grace ist eine Geschichte ohne Anfang. Und eine Geschichte ohne Ende. Sie bietet keine Antworten, sie wirft nur Fragen auf.

Müllers verdammtes Leben

Kurz vor der Wende wird der Ostdeutsche Dirk Müller wegen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt. Seitdem sitzt er. Er hat Angst vor einer freien Welt, die er nicht kennt. Und er hat Angst, im Gefängnis zu sterben. So lebt er weiter - als letzter Bürger der DDR.

Matthias Geyer, Spiegel, 06.12.2010

Zweiundzwanzig Jahre, zwei Monate und dreizehn Tage nachdem der Lagerarbeiter Dirk Müller der Rentnerin Annemarie Kühne in Braunsroda, Bezirk Halle, DDR, mit einem Maurerhammer auf den Kopf geschlagen hatte, schreibt er mit einem Füllfederhalter einen Antrag auf ein vorgedrucktes Stück Papier. "Hiermit bitte ich um Genehmigung, mir für meine Play Station 2 das Spiel Final Fantasy X bestellen zu dürfen. Danke. Müller, Dirk." Final Fantasy X ist ein Spiel aus einer Welt, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Man erlebt darin viele Abenteuer.

Müller kommt von der Arbeit, es ist Nachmittag, 15.55 Uhr, Müller hat seit 7.05 Uhr Hemden gebügelt. Er lebt in Haus i, zweites Obergeschoss, im vorletzten Zimmer auf der linken Seite. Neben der Tür ein abgetrenntes Klo, daneben ein Waschbecken, ein Schrank, ein Regal, ein Schreibtisch, links an der Wand steht sein Bett mit blau-weiß karierter Bettwäsche. Er hat ein Radio, einen Flachbildfernseher, eine Kaffeemaschine, einen Wasserkocher, einen Kopfhörer, eine Playstation 2. Alle Geräte sind verplombt. Draußen an der Tür steht "Haftraum 355i. Müller, Dirk. Wäscherei".

Müller, 43 Jahre alt, 1,91 Meter groß, 116 Kilogramm schwer, trägt eine getönte Brille, einen Oberlippenbart, eine Jeans, Hausschuhe, ein kariertes Hemd. Das rechte Auge schielt etwas, unten rechts fehlt ihm ein Zahn. Er ist tätowiert. Ein Frauenkopf am linken Unterarm, eine Frau mit dem Teufel am linken Oberarm, ein Schwertkämpfer auf der rechten Schulter, auf der Brust eine Frau mit einem Löwen, auf dem Rücken Conan der Barbar, ein Drache, eine Medusa.

Müller gießt Wasser in die Kaffeemaschine und dreht sich eine Zigarette, er raucht Red-Bull-Tabak. Er stellt sich ans Fenster und bläst den Rauch zwischen die Gitterstäbe ins Freie. Er sieht auf einen kleinen Sportplatz, auf das Dach der Wäscherei, auf weiße Wände und Stacheldraht. Die Justizvollzugsanstalt Tonna im Bundesland Thüringen ist eines der modernsten deutschen Gefängnisse.

Müller macht das Radio an, draußen staut sich der Verkehr. Er hört gern Radio, Fernsehen guckt er nicht mehr so oft. Manchmal liest er im Videotext, was in der Welt passiert.

"Die Bilder im Fernsehen tun so weh. Das macht mich irgendwie fertig. Da bin ich rum", sagt Müller.

Warum?

"Sie machen mir Angst. Der Tag, an dem sie mich hier vor die Tür stellen, macht mir Angst. Ich kann mir kein Leben da draußen mehr vorstellen. Das will ich nicht."

In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1988 läuft der DDR-Bürger Dirk Müller gegen ein Uhr die Landstraße von Heldrungen nach Braunsroda entlang. Er ist 20 Jahre alt, war am Abend bei einer Discoveranstaltung gewesen und hatte Schnaps in großen Mengen getrunken, eben hat er eine Schachtel Zigaretten von seinem letzten Geld gekauft. Am nächsten Tag möchte er das "Brunnenfest" besuchen, er denkt darüber nach, wie er morgen die Getränke bezahlen soll. Er läuft am Haus von Annemarie Kühne vorbei. Er ist schon oft bei ihr gewesen und hat bei der Hausarbeit geholfen, einmal sah er, dass Bargeld in der Küche lag.

Dirk Müller war ein schwererziehbares Kind gewesen. Er besuchte die Hilfsschule und lebte in Heimen, weil die Eltern nicht zurechtkamen mit ihm. Er hat nie darüber nachgedacht, in welchem Land er lebt. Die DDR ist ihm egal. Er raucht, seit er 10 ist. Mit 12 war er zum ersten Mal volltrunken, seit er 18 ist, trinkt er jeden Tag eine Flasche klaren Schnaps.

Er geht auf das Grundstück von Annemarie Kühne und findet einen Maurerhammer, er schlägt damit das Fenster zur Küchentür ein. Weil er unten nichts findet, läuft er hoch in den ersten Stock. Die Schlafzimmertür ist verschlossen, er hebelt sie mit dem Hammer auf, dabei bricht der Stil ab. Im Schlafzimmer brennt Licht, Frau Kühne steht vor ihrem Bett. Mit dem Hammerkopf in der Hand schlägt er ihr ein paar Mal auf den Schädel, dann fragt er, wo das Geld ist. Sie schreit und sagt, dass sie kein Geld hat, Müller gerät in Wut, schlägt mit dem Hammerkopf auf ihr Gesicht ein, drückt die Bettdecke auf ihren Mund und würgt sie mit der rechten Hand. Dann bewegt sie sich nicht mehr. Müller beißt in ihre Brust, entkleidet ihren Unterkörper und schiebt seinen Finger in ihre Vagina. Er meint, damit ein Sexualverbrechen vortäuschen zu können. Danach läuft er durch das Haus und sucht nach Geld. Im Küchenschrank findet er ein Taschenmesser, es hat einen Wert von 25 Ostmark. Er steckt das Messer ein, verschließt die Küchentür von außen und geht nach Hause. Er wohnt bei seinen Eltern, nur ein paar

Häuser weiter weg. Am nächsten Tag wird er an der Bushaltestelle festgenommen, das Taschenmesser trägt er bei sich.

Am 23. März 1989, sieben Monate und 17 Tage bevor der deutsche Osten in Freiheit kommt, verurteilt das Bezirksgericht Halle den Angeklagten Dirk Müller wegen Mordes und Raubes in schwerem Fall zu lebenslanger Freiheitsstrafe.

Seitdem sitzt er. Das Land, das er kannte, ist weg, ein neues ist daraus entstanden, das zwei Währungen erlebt hat und drei Bundeskanzler und zwei Kriege. Es ist gerade 20 Jahre alt geworden. Über Müller sind in dieser Zeit vier psychiatrische Gutachten erstellt worden, und niemand kann mehr genau sagen, wie viele Rechtsanwälte und wie viele Gerichte mit ihm beschäftigt waren. Von dem, was in der Welt passiert, sieht der Strafgefangene Müller manchmal etwas im Fernsehen, er hört etwas daraus im Radio, er liest etwas darüber in der Zeitung. Er macht sich ein Bild davon, das nie scharf wird. Er lebt hinter einer Mauer mit Stacheldraht und Nachtsichtkameras. Er schreibt Anträge auf Freiheit, weil er Angst hat, dass sein Leben langsam verfault. Vielleicht ist Müller so etwas wie der letzte Bürger der DDR.

Er steht jeden Morgen um 5.15 Uhr auf und macht sich einen Kaffee, um 6.00 Uhr wird seine Zelle aufgeschlossen, um 6.50 Uhr geht er rüber zur Wäscherei, beginnt um 7.05 Uhr, bügelt bis 15.35 Uhr, geht rüber ins Hafthaus, holt sich sein Abendbrot um vier, zieht die Hausschuhe an, gießt zwei Tassen Kaffee auf, duscht, isst, hört Radio, spielt Playstation, hört um 20.30 Uhr die Wärter, die zum Einschluss kommen, legt sich ins Bett und schläft ein, jeden Abend zwischen 21 und 21.30 Uhr.

Draußen rumpelt ein Wagen über graues Linoleum, Müller nimmt eine Tupperdose aus dem Schrank, geht hinaus, kommt mit dem Abendessen zurück, Brot, Wurst und Streichkäse. Manchmal kocht er etwas, mit zwei, drei anderen, sie essen dann in der Gemeinschaftsküche, aber am liebsten ist er für sich allein.

"Manchmal weine ich auch. Aber nur, wenn die Tür zu ist. Dann sitze ich hier, und es läuft mir einfach aus den Augen", sagt Müller. Hin und wieder stottert er.

Müller ist in 21 Jahren viermal umgezogen. Die Anstalten haben sich geändert und seine Personalnummer, im Moment steht auf seiner Akte PA-Nr. J 1989089. Tonna in Thüringen ist 2002 eröffnet worden, seitdem ist er hier. Manchmal scheint es so zu sein, als habe er das Leben seiner Häftlingsakte angenommen. Er sagt nicht: "Ich heiße Dirk Müller." Er sagt: "Ich heiße Müller, Dirk."

Das Leben von Müller, Dirk passt in sieben Schnellhefter, die Aufzeichnungen darin beginnen 1988 und enden 2010. Am Anfang sind es dünne Pergamentpapiere,

Durchschläge aus Protokollen, die auf Schreibmaschinen der DDR geschrieben wurden, sie sind mit der Zeit gelb geworden. Am Ende sind die Papiere weiß und fest. Dazwischen steht ein Leben still.

Der erste Eintrag ist vom 31.3.1989. "Absonderung von anderen Verhafteten und Anlegung der Hand- und Fußfessel bis zur Klärung des Sachverhalts." Müller hat sich, eine Woche nachdem er zu lebenslanger Haft verurteilt worden ist, mit der Klinge eines Anspitzers in die Armbeuge geschnitten, er wollte sich umbringen. Er wird ambulant behandelt und in eine Einzelzelle verlegt. "Er schrie bis 4.30 Uhr in der Nacht."

Er liegt in der Justizvollzugsanstalt Brandenburg, es sind die Monate, in denen der Sozialismus langsam zerbröselt. Es gibt einen Schwarzweiß- und einen Farbfernseher, sie sind mit Vorhängeschlössern gesichert, damit man keine Westsender einstellen kann. Die Vorhängeschlösser sind leicht zu knacken, Müller sieht in der "Tagesschau", was los ist. Sie organisieren Sitzstreiks im Gefängnis. Müller hofft, dass die Revolution da draußen auch sein Leben erfassen wird.

Die Maueröffnung bekommt er nicht mit. Er gibt einem Kumpel, der ihn besucht, seinen Personalausweis. Ein paar Tage später kommt der Kumpel mit 100 D-Mark Begrüßungsgeld zurück. Müller wird ein Bürger der Bundesrepublik Deutschland.

Heute Mittag, 21 Jahre danach, hat es zum Mittagessen Bratwurst gegeben, mit Sauerkraut, Kartoffelpüree und Senf. Müllers Leben ist im Großen und Ganzen gleich geblieben.

Wie haben Sie sich damals den Westen vorgestellt?

"Ich habe versucht, mich da reinzuschwimmen. Ich habe mir eine Deutschlandreise vorgestellt. Wie war es da drüben? Wie ist es da drüben?"

Wie haben Sie Veränderung erlebt?

"Das Personal wurde freundlicher. Und der Einkaufsladen wurde anders."

Er wohnte in Haus 2, das hatte einen eigenen Laden. Es war immer ein DDR-Laden gewesen, mit "Schlager Süßtafel" und "Mocca Fix Gold". Jetzt lagen da Südfrüchte, später Maoam, dann Punica.

"Irgendwann wurde es mir zu viel. Ich habe zu einem Mitgefangenen gesagt: ‚Bring mir mal Kaffee, Tabak und Wurst mit, ich kann da nicht mehr hin.'"

Müller kann die Freiheit sehen, riechen und schmecken. Aber er kann sich nicht in sie hineinbewegen. In dem Film "Good bye, Lenin!" fällt eine Frau vor der Wende ins Koma und wacht nach der Wende daraus auf. Ihre Familie tut so, als gäbe es die DDR noch, weil sie Angst hat, dass die Frau einen Infarkt erleiden könnte. Die Frau lebt in einer Kulissenwelt weiter. Ihr Leben ist gnädiger als Müllers Leben.

Müller hört auf, Fernsehen zu gucken, und lernt Kartenspiele. Er kann bald Doppelkopf, Poker, Rommé, 17 und 4, Klammern, Bridge und Canasta. Während der Arbeitszeit stellt er Elektrostecker für ein Unternehmen her, das vor kurzem noch ein Volkseigener Betrieb war. Ende 1990 macht es pleite, Müller wird arbeitslos. Er liest jetzt Kataloge von Neckermann, Quelle und Otto. Er bestellt eine Jogging-hose, Unterwäsche und eine Jeans.

6.6.1991: "Beantrage hiermit zwecks Sprecher meine Jeanshose für den 15.6.1991. Danke. Müller, Dirk."

Müller ist inzwischen in die Justizvollzugsanstalt Suhl-Goldlauter verlegt worden, Besuchszeiten heißen "Sprecher", und Müller möchte gut angezogen sein, wenn seine Eltern kommen. Sein Vater arbeitet in der Schweinezucht, seine Mutter putzt. Sie schicken ihm zweimal im Jahr Pakete, zu Ostern und zu Weihnachten, es ist, als wäre die DDR niemals weg gewesen. Im Osterpaket 1991 findet Müller Kaffee, Bierschinken, Jagdwurst, Mortadella, Schinkenzwiebelmettwurst, Sardinen, Makrelenfilets, Heringsfilets, f6-Zigaretten und Tabak.

Die Eltern kommen zweimal im Monat für eineinhalb Stunden aus Braunsroda, wo Müller zum Mörder wurde. Das Dorf hat nur ein paar Häuser, die eng beieinanderstehen, es sieht aus wie ein Unterstand gegen die Wirren der rasenden Zeit.

Denken Sie noch an den Mord?

"Einmal in drei Jahren vielleicht. Ich habe keinen Bezug mehr zu der Tat. Sie ist zu lange her."

Müllers Haftraum füllt sich im Takt einer Welt, die moderner wird. Er bestellt in den Jahren 1991 bis 1993 einen Kassettenrecorder, einen Plattenspieler, einen Stereo-Radiorecorder, einen Fernseher und die Zeitschrift "Private Kontaktanzeigen". In seinen Osterpaketen findet er jetzt Schokolade von Ferrero.

Sechs Wochen vor der Bundestagswahl 1994, bei der Helmut Kohl zum vierten Mal Kanzler wird, stellt Müller einen Antrag zur Wiederaufnahme seines Verfahrens. Später bekommt er einen Brief, darin liest er: "Die Anlage übersende ich Ihnen zum Verbleib mit der Bitte um Kenntnisnahme." Der Antrag ist abgelehnt worden.

Im selben Jahr füllt er einen "Ausführungsantrag" nach Braunsroda aus, seine Eltern feiern ihre silberne Hochzeit, er schreibt: "Drei bis fünf Stunden wären schön." Der Antrag wird abgelehnt.

Manchmal weiß Müller nicht mehr, worüber er sich mit seinen Eltern unterhalten soll. Sie erzählen ihm, wer geheiratet hat, wer geboren wurde, wer gestorben ist. Meistens ist gar nichts passiert. Er sieht, dass in dieser Zeit eine Frau in der Anstalt ein und aus geht, die er vorher nicht kannte. Anne Lazarus ist eine kleine Frau mit einem freundlichen Gesicht, sie kümmert sich um ein paar Strafgefangene. Sie ist Sozialtherapeutin und arbeitet in einem Verein für Straffälligen- und Bewährungshilfe. Wenn sie will, kann sie in der derben Sprache eines Männerknasts reden. Manchmal spricht Müller zweimal in der Woche mit ihr. Er hat aufgehört zu trinken, sie bringt ihm bei, auch ohne Medikamente zu leben. Und sie bringt ihn dazu, an einem "sozialen Training" mit Gruppengesprächen teilzunehmen, jeden Montag, anderthalb Jahre lang. Er kann mit ihr über alles reden, auch über seine Sexualität.

Bevor er ein Mörder wurde, hatte Müller eine Freundin, sie ging nach drei Monaten, weil er so viel trank. Seitdem war nichts mehr. Er liest nur "Private Kontaktanzeigen". Und irgendwann bekommt er einen Brief von einer Fremden, die Brigitte heißt. Brigitte sitzt im Frauengefängnis in Stollberg.

12.9.1996: "Bitte um Annahme eines Geburtstags-Fleurop-Straußes aus Stollberg von meiner Brieffreundin."

24.9.1996: "Bitte, dass ich künstliche Rosen mitgebracht kriegen darf, die ich dann nach Stollberg schicken möchte."

Im Haftraum 355i gibt es nichts mehr von Brigitte. Jeder Gegenstand hat eine Punktzahl, auch Briefe sind Gegenstände. Müller darf 2400 Punkte in seiner Zelle haben, er hat 1967. Er will keine Punkte verschwenden für etwas, das gewesen ist.

"Als sie entlassen wurde, ist der Kontakt abgebrochen", sagt Müller. "Vielleicht hat sie auch jemand anderen kennengelernt."

Wollten Sie nicht wissen, warum der Kontakt abgebrochen ist?

"Ich wollte nichts Festes. Das sehe ich doch bei den anderen. Wenn die was Festes haben und die Frauen gehen fremd, dann sind die fertig. Noch fertiger als jetzt schon. Ich möchte das nicht."

Brigitte kommt in einer Zeit in Müllers Leben, als Deutschland beginnt, mit dem Handy zu telefonieren. Ein Telefon ist für Müller ein grauer Kasten mit einer Wählscheibe und einer Schnur, die in der Wand steckt. Als er zum ersten Mal ein Handy anfasst, fragt er sich, wo die Schnur ist. Jemand hatte es illegal ins Gefängnis geschafft. Müller denkt: Wie funktioniert das? Nach einem Tag gibt er das Handy wieder her. Es ist ihm unheimlich.

Wissen Sie, was das Internet ist?

"Da kann man was kaufen und verkaufen. Das ist eine Informationsstelle."

Google?

"Das scheint eine Weiterentwicklung des Internets zu sein."

Wie stellen Sie sich die Welt vor?

"Bunt und schnell."

Müller hat diese Welt ein einziges Mal wirklich gesehen, es war wahrscheinlich 1997, er weiß es nicht mehr genau. Er muss zum Augenarzt.

Er sitzt, an Händen und Füßen gefesselt, in einem Gefangenentransporter, Müller kann durch einen Schlitz nach draußen sehen. Alles bewegt sich, so schnell, dass ihm die Augen schmerzen. Er weiß nicht mehr, was Tempo ist, im Gefängnis gibt es keine Geschwindigkeit. Als der Transporter an einer Ampel hält, sieht Müller noch einmal hinaus, er sieht einen Bekleidungsladen, er sieht Anzüge, Röcke, Hosen.

"Die Auslagen waren doch anders als früher. Farbiger irgendwie."

Hatten Sie ein Gefühl von Freiheit?

"Es war, wie wenn Besuch da ist. Wenn der Besuch vorbei ist, ist es vorbei."

Ein Jahr danach wird Gerhard Schröder Bundeskanzler. Müller bestellt seine erste Playstation und füllt einen Antrag auf Vollzugslockerung aus. Die Staatsanwaltschaft Halle beauftragt eine Psychiaterin mit einem Gutachten.

Aus dem forensisch-psychiatrischen Gutachten vom 26.3.1999: "Das intellektuelle Leistungsniveau des Herrn Müller liegt im Durchschnittsbereich mit einem IQ=91." … "Abnorme Persönlichkeit, Fehlen tiefen gefühlshaften Reagierens, eingeschränkte soziale Lernfähigkeit." … "Dissoziale Persönlichkeitsstörung." … "Zusammenfassend ist gegenwärtig eine eindeutig ungünstige Prognose zu stellen."

Das Gutachten rät dazu, Müller im Rahmen einer "Sozialtherapie" zu behandeln. Eine Sozialtherapie kann viele Jahre andauern, die häufigsten Patienten sind Sexualstraftäter. Man muss Gruppengespräche führen, man redet vor anderen über seine Tat, es ist eine Folter, die auch peinlich werden kann. Eine Sozialtherapie ist ein langer Gang ins Untergeschoss der Seele. Der Begriff "Sozialtherapie" nistet von jetzt an in Müllers Leben. Er wird ihn nicht mehr los.

Das Gutachten wird dem Landgericht Meiningen vorgelegt. Es stellt fest, dass beim Strafgefangenen Müller, Dirk die besondere Schwere der Schuld vorliegt. Müller bekommt einen Brief von der Kammer. Er liest: "Damit steht fest, dass Sie auf jeden Fall mehr als die Mindeststrafzeit von 15 Jahren zu verbüßen haben."

Müller kann nicht mehr auf ein Datum hinleben. Er verliert das Ziel. Lebenslang bedeutet jetzt nicht mehr: mindestens 15 Jahre. Lebenslang kann jetzt bedeuten: wirklich lebenslang.

Aus einer Beurteilung der Justizvollzugsanstalt Goldlauter vom 1.2.2000: "Der Strafgefangene Müller ist selbstbewusst, sauber, aufgeschlossen, leicht erregbar. Offensichtlich fällt es ihm immer schwerer, im Strafvollzug zu leben. Er lässt Resignation erkennen."

Müller hat einen einzigen Freund in der Anstalt, das ist sein Zellennachbar Klaus-Ulrich. Klaus-Ulrich hatte einen Arbeitskollegen im Streit erstochen. Er hat "LL" bekommen, lebenslang, wie Müller. Aber "LL" ist keine mathematische Einheit. "LL" hängt auch davon ab, was man daraus macht. Klaus-Ulrichs Vorteil ist, dass er mehr Verstand hat als Müller. Er füllt für Müller die Anträge aus, Müller legt ihm die Wäsche zusammen. Klaus-Ulrich lernt im Gefängnis Gitarre und Keyboard, sonntags macht er in der Knastkirche Musik. Müller will seine Ruhe haben.

Von Klaus-Ulrich hat nie jemand verlangt, dass er eine Sozialtherapie macht. Er spricht schon seit ein paar Jahren mit einem Psychologen, erst in der Anstalt, dann draußen. Irgendwann kommt er in den offenen Vollzug, und Müller wird nach Tonna verlegt. Das eine Leben beginnt zu fliegen, das andere bekommt einen neuen Gips.

An einem Herbsttag 2010 parkt Klaus-Ulrich seinen Opel Vectra neben einer Bratwurstbude, die auf dem Parkplatz vor einem Supermarkt in Suhl steht. Auf der Wurstbude steht: "Oh, was liegt da in der Luft - das ist doch Ulis Bratwurstduft". Die Bude gehört ihm, er ist seit zwei Jahren frei. Am Tag, an dem er im offenen Vollzug zum ersten Mal rausdurfte, hat er sich selbständig gemacht, als Imbissbetreiber. Über das Geschäft lernte er eine Frau kennen, die jetzt seine Freundin ist. Nebenbei fährt er für einen Autovermieter die Mietwagen hin und her, er hat auch eine BahnCard 100. Er kann machen, was er will.

Klaus-Ulrich hat seinen Freund, den er "Mülli" nennt, immer mal wieder besucht in Tonna. Er erzählte, dass er ihm eine Wohnung besorgen kann und eine Arbeit in einer Wäscherei und vielleicht auch eine Frau. "Du musst nur die Therapie machen, Mülli", sagt er. Er malte zwei Kreise auf ein Stück Papier. Einen großen äußeren Kreis, an den er "J" schrieb, und einen kleinen inneren Kreis, in den er "M" schrieb. Neben das "M" malte er einen Pfeil, der aus dem großen Kreis heraus zeigte.

Das "J" stand für Justiz, das "M" für Mülli. Der Pfeil stand für Bewegung. "Beweg dich", sagte Klaus-Ulrich, "sonst bleibst du immer drin." Aber Mülli bewegte sich nicht. "Mülli ist ja leider nicht der Hellste", sagt Klaus-Ulrich. Er sah dabei zu, wie der große Kreis immer größer wurde und der kleine immer kleiner.

Die Jahre vergehen, Flugzeuge fliegen in Hochhäuser, die Welt setzt sich neu zusammen, und Müller, Dirk, PA-Nr. J 1989089, bestellt neue Spiele für seine Playstation. In seiner Zelle hängt ein Werbeplakat für das Spiel Socom, man kann dabei einer Spezialeinheit Befehle erteilen und muss die Kontrolle bewahren in einer Situation, die ausweglos erscheint.

Sind Sie noch neugierig auf das, was wirklich passiert?

"Je länger ich sitze, desto gleichgültiger werde ich. Irgendwie ist das immer dasselbe. Da wird mal eine Botschaft in die Luft gejagt, da ist mal Krieg. Ich sage zu meinen Eltern: ‚Ich muss sehen, dass ich mit dem Arsch an die Wand komme.'"

Vielleicht kann man sich Müllers Leben vorstellen wie eine Fernsehsendung auf N24. Oben läuft ein Film, unten zieht die Wirklichkeit an einem Nachrichtenband vorbei. Irgendwann nimmt man sie nicht mehr wahr. Sie hat mit dem, was im Film läuft, nichts mehr zu tun. Das Land Thüringen schickt ihm Wahlunterlagen ins Gefängnis, Müller verweigert die Annahme. Er hat noch nie gewählt, auch nicht, als es Erich Honecker noch gab.

Aus einem Protokoll der JVA Tonna vom 12.10.2004: "Er sieht ein, dass er eine Therapie machen muss, aber er möchte sie nicht hier machen. Er hält die Leute für unfähig. Er möchte nach seiner Entlassung in ein betreutes Wohnen und sagt, dass Frau Lazarus ihn unterstützen wird.Er möchte auf dem Bau arbeiten und eine eigene Familie haben."

Zu Weihnachten schickt er eine Karte an Anne Lazarus, mit Sternen und Engeln. Müller schreibt: "Ein frohes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins Neue Jahr wünscht Ihnen Frau Lazarus mit viel Gesundheit von ganzem Herzen Ihr dankbarer Müller, Dirk." Dann kommt ein neues Gerichtsurteil. Die Aussetzung der Reststrafe wird abgelehnt, er muss jetzt mindestens 18 Jahre und sechs Monate sitzen, die Haft kann frühestens Heiligabend 2006 enden. Eine DDR-Bürgerin wird dann Kanzlerin sein.

Müller spricht mit einer Ärztin, er sagt ihr, dass er seit einiger Zeit wieder innere Aggressionen verspürt, dass er sich aber nichts zuschulden kommen lassen möchte. Müller bekommt Prothazin, ein Mittel gegen Unruhe und Erregungszustände, Carbamazepin, das gegen Stimmungsschwankungen und Autoaggression hilft, und Fluoxetin, gegen Depressionen. Er hatte seit zehn Jahren keine Tabletten mehr genommen.

Ein vollkommener Stillstand ist jetzt erreicht, in dem sich zwei Welten regungslos gegenüberstehen, die Welt der Justiz und die Welt des Strafgefangenen Müller, Dirk. Die Justiz hat ihre Gutachter, sie ist auf der sicheren Seite. Sie muss sich nicht bewegen. Sie stellt nur fest, dass Müller sich nicht bewegt.

Es sind nur ein paar Meter vom Hafthaus i, wo Müller wohnt, zum Hafthaus k, wo Müller wohnen könnte. Müller müsste ins Hafthaus k ziehen, wenn er hier eine Sozialtherapie machen würde. Haus k liegt ein paar Meter tiefer als die anderen Häuser, Müller sagt "die da unten". In der Sprache der Gefängnisaufsicht heißt Sozialtherapie "SothA", eine Abkürzung wie für ein Spezialkommando. Es gibt 64 Plätze, 48 davon sind für Sexualstraftäter. Sexualstraftäter sind die Geächteten einer Gefängnisgemeinde.

Petra Bohn arbeitet in einem Zimmer links neben dem Eingang, sie ist promovierte psychologische Psychotherapeutin. Sie hat ein schmales Gesicht und eine große Brille, über der ein dichter Pony hängt, sie geht etwas gebeugt. Ihr Kopf wird manchmal von einem Rollkragenpullover verschluckt.

Petra Bohn sagt: "Gewaltstraftäter haben die Eigenschaft, zu denken: Ich muss mich nicht bewegen, die anderen müssen sich bewegen. Sie stellen Bedingungen. Aber: Sie müssen sich auf Bedingungen einlassen. Ohne Gruppe geht gar nichts."

An den Wänden in ihrem Zimmer hängen Fotos von Pferden und eine Hasenzeichnung, auf der "Schnuffel" steht.

"Es gab schon Leute, die waren sechs Jahre hier", sagt Frau Bohn.

Sie fährt ihren Computer hoch und ruft die Statistik der letzten Jahre auf. Die Namen ihrer Häftlinge sind blau, rot und grün gefärbt. Blau bedeutet, dass die Therapie abgebrochen wurde, rot und grün bedeuten, dass sie erfolgreich beendet wurde. Ungefähr zwei Drittel der Namen sind blau eingefärbt.

"Haben Sie mal die Fotos von unserem Sommerfest gesehen?", fragt Frau Bohn. "Die anderen sind alle nackt rumgelaufen, unsere Leute hatten ein T-Shirt an und haben nett geguckt."

Nackt?

"Also mit freiem Oberkörper. Die müssen ja immer ihre Muskeln zur Schau stellen. Und ihre Tätowierungen. Wir mögen es nicht, wenn tätowiert wird. Wir pflegen hier eine Abgrenzung von der Subkultur."

Haus k wird von den anderen in Tonna "Altersheim" genannt, weil hier alle so leise sprechen. Frau Bohn heißt "Mama". Vor fünf Jahren hatte Müller ein Gespräch mit ihr. Müller hörte, dass es hier drinnen Jahre dauern könne, bevor sein Vollzug gelockert würde, aber sicher sei selbst das nicht. Müller sagte: Ich komme auch so raus, das klärt mein Anwalt. Seitdem haben sie sich nicht mehr gesehen.

Müller arbeitet in der Wäscherei mit einem Mann zusammen, der auch vom Anstaltspersonal "Hacki" genannt wird. Als er noch in Freiheit war, lief er mit einer Plastiktüte durch das Land und fragte fremde Menschen nach der Uhrzeit. Wenn sie auf ihre Armbanduhr sahen, holte Hacki eine Axt aus der Tüte und schlug ihnen das Genick entzwei. Hacki wird demnächst eine SothA beginnen. Müller glaubt nicht, dass es Hacki schaffen wird.

Fischer hat ihm erzählt, was da unten läuft. Fischer arbeitet auch in der Wäscherei, er hat seine Frau umgebracht. Fischer sagt, man werde manipuliert. Er war in drei verschiedenen Gruppen, und er musste immer wieder dasselbe erzählen. Fischer hat nach viereinhalb Jahren abgebrochen. Fischer konnte nicht mehr.

Müller setzt noch einen Kaffee auf, er trinkt ihn schwarz und stark.

Warum bewegen Sie sich nicht?

Müller presst ein stumpfes Geräusch hervor. Er sagt, dass er eine rauchen möchte, stellt sich ans Fenster und sieht hinaus.

"Vom Baulichen her ist das hier wunderbar", sagt er. "Aber das hier drinnen, das ist scheiße. Ich bin müde. Ich bin haftmüde."

Warum gehen Sie nicht ins Haus k?

"Also, Gruppengespräche hab ich lange genug gemacht. Anderthalb Jahre."

Wollen Sie nicht mit Kinderschändern zusammenwohnen?

"Ach, die interessieren mich nicht. Die haben ja meiner Familie nichts getan."

Was ist es dann?

"Ich werde nicht vor anderen über meine Straftat reden. Das geht niemanden etwas an. Da musst du die Hose runterlassen, ja. Hier kennen mich doch alle. Wissen Sie, wie schnell das rum ist?"

Vielleicht ist es von allem etwas. Der Strafgefangene Müller, Dirk hat einen ganz guten Stand im Haus i. Er hat einen Job, der gut bezahlt ist, Müller macht 200 Euro im Monat und kann seinen Eltern 70 Euro davon abgeben. Er hat Wärter, an die er sich nicht mehr gewöhnen muss. Er lebt mit Schwerverbrechern zusammen, aber es gibt keine Schweine hier. Er ist tätowiert und weiß nicht so genau, was "Abgrenzung von der Subkultur" zu bedeuten hat. Er hat sein Leben, immerhin. Er möchte es nicht aufs Spiel setzen bei einer Frau, die sich Hasenschnuffelbilder an die Wand hängt. Und die vielleicht seinen Namen blau färbt, irgendwann, nach vielen weiteren Jahren.

5.11.2006: "Bitte um Genehmigung, zum 60. Geburtstag der Mutter nach Braunsroda ausgeführt werden zu dürfen." Eine Woche später wird Müller zu einem Beamten gerufen, er liest einen Vermerk, mit der Hand geschrieben. Der Antrag ist abgelehnt. Müller liest den Vermerk noch mal, dann sagt er: Ihr hättet zehn Beamte mitschicken können. Ihr hättet mir noch eine Eisenkugel ans Bein machen können. Es wäre nichts passiert. Am Ende schreit er.

Müller geht zurück in seine Zelle, er muss ruhig werden. Es sind nur noch ein paar Wochen bis Heiligabend 2006. 18 Jahre und sechs Monate. Vielleicht ist er Heiligabend frei. In ein paar Tagen wird ein Psychiater in die Anstalt kommen und Fragen stellen, zwei Tage, drei bis vier Stunden lang. Müller kennt das schon. Er möchte diesmal alle Fragen richtig beantworten.

Der Psychiater macht Tests mit ihm in der Routine eines Fahrschulprüfers. "MWT-B-Test", "FPI-R-Test", "ICD-10-Test". Müller ist in der Sprache des Psychiaters ein "Proband".

Aus dem forensisch-psychiatrischen Gutachten vom 29.12.2006: "Die Vorsätze für ein Leben in Freiheit erscheinen sehr vorläufig, wechselhaft und auch wenig realistisch." … "Über die Erwerbsmöglichkeiten für einen ehemaligen Strafgefangenen scheinen bei dem Probanden vollkommen unrealistische Erwartungen zu bestehen." …

"Er verfügt allerdings über eine gute Anpassungsfähigkeit an die Bedingungen einer langjährigen Haft." … "Somit kann auch unter zu Grunde legen dieser Checkliste keine Abweichung von der vorher in freier Form abgegebenen gutachterlichen Stellungnahme erkannt werden, so dass an dieser festgehalten werden kann."

Drei Monate später erscheint der Psychiater mit seinem Gutachten vor dem Landgericht Erfurt. Müller sitzt neben seinem Anwalt. Es werden Angaben zur Person gemacht, dann trägt der Psychiater aus seinem Gutachten vor. Müller hört ein paar Minuten zu, dreht den Kopf zu seinem Anwalt, entschuldigt sich für das, was gleich passieren wird, winkt die Gerichtsdiener herbei und sagt ihnen, sie sollen ihm die Handschellen anlegen, weil er jetzt gehen möchte.

In der Wäscherei gibt es einen neuen Häftling. Er sieht Müller beim Bügeln zu und sagt ihm, was er falsch macht. Müller schreit ihn an, er presst dabei so viel Energie in seinen Kopf, dass er Nasenbluten bekommt.

Er sitzt in seiner Zelle, schreibt einen Brief an Anne Lazarus. "Wenn ich Ehrlich bin weiß ich nicht wie lange ich noch so Ruhig bin oder bleibe. Zum Besuch habe ich meiner Mutter versprochen das ich Ruhig bleibe und das es mir schwer fällt, den ich bin mit meinem Latein am ende und weiß nicht was ich noch machen kann B.zw. könnte."

Danach scheint es so, als würde Müller zwischen den Welten hin und her schwimmen. Im Sommer 2009 bittet er um Genehmigung, dass ihm Übungsbögen für den Führerschein geschickt werden dürfen. Er möchte sich darauf vorbereiten, mit seinem eigenen Auto durch den Straßenverkehr zu fahren. Und er möchte dabei keinen Fehler machen.

Sein Leben scheint in einem Computerspiel angekommen zu sein. Final Fantasy X. Man erlebt darin viele Abenteuer.

Aus einer Beurteilung der Justizvollzugsanstalt Tonna vom 24.4.2009: "Sauber, hilfsbereit, pflichtbewusst, höflich, anständig, respektvoll. Macht keine Schwierigkeiten."

Im ersten Stock über dem Haupteingang zur Justizvollzugsanstalt Tonna steht Volker Olfen hinter einem großen Schreibtisch. Olfen ist der Gefängnisdirektor, ein Mann mit kurzgeschnittenem Vollbart und warmem Wolljackett. Er arbeitet seit fast zwei Jahrzehnten als Gefängnisdirektor, immer im Osten, obwohl er aus dem Westen ist. Bei ihm ist nie etwas passiert, jedenfalls nichts Großes. Einmal sind ihm ein paar Russen abgehauen, aber man brachte sie ihm zurück. Er wollte eigentlich nicht mehr Gefängnisdirektor sein, er wollte ins Ministerium, aber er ist Beamter und kann es sich

nicht aussuchen. Olfen ist beliebt bei den Gefangenen, weil er freundlich ist. Wenn Olfen anordnen würde, dass Müller mal zu seinen Eltern darf, dann würde sich etwas bewegen.

Vor kurzem hat Müller den Antrag gestellt, nach Kassel verlegt zu werden. Er will in Kassel die Sozialtherapie machen, er schrieb, dass er zu den Leuten in Tonna kein Vertrauen mehr hat. Olfen schrieb darunter: "Dann muss er Vertrauen entwickeln." Olfen muss nichts mehr riskieren, er will ja ins Ministerium, er ist haftmüde, wie Müller.

Warum verlegt man ihn nicht?

"Wenn einer seinen Willen bekommt, dann wollen die anderen auch ihren Willen. Außerdem ist Kassel ein anderes Bundesland, das ist also auch eine Finanzfrage", sagt Olfen.

Kann ein Leben davon abhängen, ob sich Behörden einigen?

"Sehen Sie mal nach draußen. Unsere Möglichkeiten enden an den Mauern."

Kommt Müller noch mal raus?

"Vielleicht wird er irgendwann im Sarg hier rausgetragen", sagt Olfen. "Aber meinen Sie, das macht uns Freude?"

Im November 2010 erteilt Volker Olfen eine Besuchsgenehmigung für den Strafgefangenen Müller, Dirk, anderthalb Stunden nach der Mittagspause. Anne Lazarus läuft durch den Metalldetektor im Erdgeschoss, sie war seit zwei Jahren nicht hier. Sie ist jetzt 67 und wollte ihren Beruf hinter sich lassen. Alle, mit denen sie gearbeitet hat, sind inzwischen entlassen. Für Müller konnte sie nichts mehr tun, sie hatten sich nicht mehr geschrieben. Jetzt ist sie mit dem Auto aus Bayern gekommen.

Sie wartet in der Besucherzone. Müller kommt aus der Wäscherei, er umarmt sie, ohne ein Wort zu sagen. Sie setzen sich in einen Raum, ein Tisch, vier Stühle, ein Alarmknopf.

"Nächstes Jahr mache ich die Therapie", sagt Müller.

"Haben Sie mal daran gedacht, was passiert, wenn Sie das nicht durchhalten?"

Müller schweigt und atmet schwer.

"Sie wissen, dass Sie sich nicht ändern können?"

"Das ist es ja."

"Sind Sie noch in der Wäscherei?"

"Ich bin jetzt von der Mangel ans Bügeleisen."

"Erzählen Sie mal von der Mutter."

"Ach, ganz gut eigentlich, bis auf den Zucker. Sie will mir ihre Probleme nicht anvertrauen. Sie lässt viel weg. Ich lass ja auch viel weg."

"Wie sieht es mit Tabletten aus?"

"Ich kriege wieder was verschrieben zur Beruhigung."

"Da waren wir auch schon mal weiter."

"Ja, aber ich komme nicht mehr drüber weg. Ich halt das nicht mehr aus. Ich kann nicht mehr. Frau Lazarus, wenn es jetzt heißen würde: 26 Jahre, dann wär das ja ein Lichtblick. Dann wär das was."

"Machen Sie noch etwas mit anderen?"

"Nein, nichts, ich möchte meine Ruhe haben. Ich war auch seit einem Jahr nicht mehr im Hof. Runden laufen. Immer Runden laufen. Ich kann jetzt nicht mehr."

"Träumen Sie noch?"

"Ja, aber weniger."

"Sie haben keine Bilder mehr. Was machen Sie Weihnachten?"

"Frau Lazarus, ich mach mir meine Weihnachten selbst."

Sie schreibt ihm ihre neue Adresse auf. Sie sagt, dass sie ihm wieder Briefe schreiben will.

Anne Lazarus geht hinaus an die Luft, sie zündet sich eine Zigarette an. "Der hat die Welt vergessen", sagt sie.

Müller, Dirk steigt ins Kellergeschoss, er steht auf Betonboden vor einem schmalen Gang, vorn stehen Einkaufswagen von Edeka, hinten ist eine Kasse, rechts und links sind Regale aufgebaut, "gut und günstig" steht auf den Verpackungen. Einmal in zwei Wochen darf Müller einkaufen, es heißt "Sichteinkauf", weil man etwas von der Welt sehen kann, so, wie es wirklich ist.

Er hat einen Einkaufszettel geschrieben. "1xRed Bull, 2xMinihülsen, 1xHülsen, 1xZwiebeln, 1xEier, 2xNudeln, 1xEis, 1xKokosraspeln." Was er so braucht für sein Leben in den nächsten zwei Wochen.

Müller schiebt einen Edeka-Wagen vor sich her, er hält vor einem Regal. "Es ist fast wie draußen", sagt er. "Also wenn man sich das Gefängnis mal wegdenkt.

Das zweite Gesicht

An einem Septemberabend im Jahr 2004 schießt Tom Culp mit einer Schrotflinte auf seine Frau. Connie Culp verliert ihr rechtes Auge, ihre Wangenknochen, ihre Nase, ihre Oberlippe - und ihren Platz in der Gemeinschaft der ganz normalen Menschen. Erst das Gesicht einer Toten holt sie zurück ins Leben

Angelika Hala, Giuseppe Di Grazia, Anuschka Tomat, stern, 05.05.2011

Schon in dem Moment, in dem er ihr mit der Schrotflinte ins Gesicht schoss, wusste sie, dass sie ihm vergeben würde. Sie wusste auch, dass sie das niemandem je erklären könnte. Vielleicht nicht einmal sich selbst. Er, ihr Ehemann, bekam nach der Attacke sieben Jahre hinter Gittern; sie, gerade mal 41 Jahre alt, ein lebenslänglich entstelltes Gesicht.

Stunden später im Krankenhaus, nach der ersten von 31 Operationen, als sie im Bett lag, ohne Nase, ohne Wangenknochen und ohne Oberlippe, da flüsterte Connie Culp sogar, sie würde ihn zurücknehmen, ihren Tom, den Vater ihrer beiden Kinder. Und sie dachte, er wird damit nicht leben können, mit dieser Schuld und Schande. Er wird nicht mit meinem zerfetzten Gesicht leben können. Aber ich. Ich kann das.

Bis zu dieser Septembernacht im Jahr 2004 war Connie Culp eine hübsche und lebenslustige Frau, mit braunen, schulterlangen Locken, dunklen Augen und einem lauten Lachen. Die Familie hatte ein Haus mit Veranda in dem kleinen Ort Hopedale, Ohio.

Der Sohn war bei der Army, die Tochter studierte, Connie und Tom betrieben eine Bar. Keine Nachtbar, einen netten Laden, ein Lokal, das die Leute kannten und mochten, so wie sie Connie kannten und mochten. Wenn sie morgens ihre Einkäufe machte, grüßten die Kinder sie freundlich mit "Hello, Mrs Culp, wie geht es Ihnen?" Nach dem Schuss lebte Connie Culp ihr Leben weiter mit einem Gesicht, das nur noch ein Brei aus Fleisch und Knochen war. Die Kinder liefen schreiend davon und nannten sie Monster. Und auch den Erwachsenen fiel es schwer, sie anzuschauen. Sie begann, jeden Blick zu fürchten.

Und sie schämte sich, wenn es den anderen unangenehm war, in ihrer Nähe zu sein, im Krankenhaus, später im Supermarkt oder auf der Straße. Connie, die immer dazugehört hatte, spürte, dass sie noch mehr verloren hatte als ihr Gesicht. Sie wurde

nicht mehr wie ein Mensch angesehen, sie war eine Ausgestoßene. Und wenn sie sich im Spiegel anschaute, dachte sie selbst: Das bin nicht mehr ich.

Connie Culp war stark genug, ihrem Mann zu verzeihen; aber sie war nicht stark genug, mit dem entstellten Gesicht zu leben, durchzuhalten, was sie sich in der Schussnacht geschworen hatte.

Schon bald wuchs die Verzweiflung so sehr, dass sie bereit war, etwas bis dahin nie Dagewesenes zu tun: sich als erster Mensch auf der Welt das Gesicht einer Toten transplantieren zu lassen. Sie hätte bei dem Experiment ihr Leben verlieren können. Oder sie hätte noch schlimmer aussehen können als vorher. Es hat sie nicht gehindert.

Auch all die Fragen über Ethik und die Grenzen der Medizin, die sich Ärzte und Philosophen dazu stellen: Darf man das Leben einer Patientin gefährden, damit sie vielleicht ein besseres führen kann? Wie erträgt der Patient es, mit dem Gesicht einer Toten zu leben? Was tut das fremde Organ im eigenen Leib?

Wer war der Spender - und wer bin jetzt ich?

All diese Fragen stellte sich Connie Culp nicht.

Ich wollte nur wieder ein Mensch sein und kein Monster mehr, sagt sie. Können Sie das verstehen?

Connie Culp hat in ihr heutiges Haus eingeladen, es ist aus Holz, zweistöckig, in einer Wohnanlage, gleich dahinter beginnt ein Waldstück, wo sie oft mit ihrem Hund spazieren geht. Es riecht nach frischem Kaffee, wie fast immer bei ihr, egal, zu welcher Tageszeit man sie besucht. Sie trinkt ihn gern stark und mit Milch und aus einer Metalltasse.

Sechseinhalb Jahre nach dem Schuss und mehr als zwei Jahre nach der großen Operation ist Connie Culp eine Frau, die sehr dankbar ist - was einem nicht sofort in den Sinn käme, wenn man sie zum ersten Mal sieht. Das Gesicht ist zu groß für ihren kleinen Körper. Die kantigen Formen und der etwas hölzerne Ausdruck erinnern an eine Figur aus der Augsburger Puppenkiste. Auf der Stirn verläuft eine kleine, senkrechte Narbe. An Kinn und Backen erheben sich leichte Wölbungen, die ihr Gesicht ein wenig nach unten ziehen. Ihre Haut aber ist cremefarben und geschmeidig. Ihre Nase lang und gerade, eine schöne Nase. Und wenn sie sich mal wieder über sich selbst lustig macht, hört man zuerst ihr krachendes Lachen, und mit einer klitzekleinen Verzögerung ziehen

die Mundwinkel nach. Connie Culps neues Gesicht sieht nicht natürlich aus, das nicht, aber es sieht menschlich aus.

Sie hat im engen Wohnzimmer auf der Couch Platz genommen.

Sie hat sich angezogen, als würde sie im Fernsehen auftreten. Auf ihrem Hals liegt eine Korallenkette, auf ihrem Gesicht frisches Make-up. Connie Culp ist nervös.

Man sieht das nicht unbedingt ihrem Gesicht an, man sieht es an ihren Händen, die sie ständig aneinanderreibt, als wäre ihr kalt.

Sie spricht sehr schnell, und mit jedem Satz wird sie sicherer, streut dabei immer wieder ein: Mir geht`s viel besser als früher.

Später am Nachmittag ziehen über dem Garten vor ihrem Haus Wolken vorbei. Connie schaut ihnen wie ein kleines Mädchen hinterher, verrenkt sich dabei fast den Hals. Wolken sind groß genug für sie, um sie zu erkennen. Sich und ihr neues Gesicht kann sie dagegen nur sehen, wenn sie sich ganz dicht an den Spiegel beugt.

In den ersten Monaten nach der Transplantation war das noch anders.

Aber wenn heute Leute vor ihr stehen, nimmt sie nur Umrisse wahr. Rechts hat sie eine Augenprothese, das linke Auge ist seit Monaten entzündet; die Ärzte wissen weder, woher die Allergie kommt, noch, wie sie sie behandeln sollen.

Damit komme ich schon klar, sagt Connie Culp aber. Schlimmer waren die Schmerzen und das unwürdige Leben. Jetzt schauen mich die Leute wieder an.

Die ersten Monate nach dem Schuss verbrachte Connie Culp in einem Krankenhaus in Pittsburgh. Danach quälte sie sich drei Jahre lang in einem Pflegeheim, wo sie durch einen Schlauch gefüttert wurde, atmen konnte sie nur durch einen Luftröhrenschnitt.

Mehrere Hundert Knochensplitter und Fragmente der Schrotkugeln saßen noch in ihrem Kopf. Ihr Gesicht war eine Fratze, eine knorrige und raue Fratze. Bloß die oberen Augenlider, die Stirn, die untere Lippe und Teile vom Kinn waren heil geblieben.

Tochter Alicia und Sohn Steven besuchten sie, sooft sie konnten, aber ihre Mutter spürte jedes Mal, wie unangenehm es selbst den Kindern war, ihr ins Gesicht zu sehen.

Tom Culp saß im Gefängnis, wartete auf seinen Prozess und behauptete, er denke jeden Tag daran, was er ihr angetan habe.

Er hatte ihr fast alles genommen, was für einen Menschen selbstverständlich ist. Sie konnte nicht mehr riechen, nicht mehr essen und ihr Gesicht nicht mehr spüren, und wenn sie sprach, war sie kaum zu verstehen.

In 29 Operationen versuchten Ärzte, das zertrümmerte Gesicht wieder einigermaßen funktionsfähig zu machen. Aus Teilen von Connie Culps Rippen formten sie Wangenknochen; aus ihrem Oberschenkel machten sie ihr einen Oberkiefer; aus Unterarmen und Beinen schnitten sie Knochen, Haut und Blutgefäße, um sie in die Leerstellen ihres Gesichtes zu verpflanzen. Es funktionierte nicht, sagt sie, weil mein Körper die eigenen Hautstücke abstieß.

Sie bekam schlimme Kopfschmerzen.

Sie schluckte zweimal am Tag Oxycodon, ein morphinartiges Schmerzmittel. Die Haut in ihrem Gesicht wurde runzliger, faltiger. Der Mund nahm die Form eines lang gezogenen, umgedrehten U an. Connie Culp fehlte das Gerüst, das ein Gesicht zusammenhält.

Ihre ganze Hoffnung war: Cleveland.

Die Cleveland Clinic wird Jahr für Jahr von Fachleuten unter die vier besten Krankenhäuser der USA gewählt, eines ihrer Spezialgebiete ist die Plastische Chirurgie.

Geleitet wird diese Abteilung von Maria Siemionow, einer Polin mit weicher Stimme und energischen Händen. Sie gilt weltweit als eine der Fähigsten auf ihrem Gebiet. Einer ihrer wichtigsten Mitarbeiter ist der Chirurg Risal Djohan.

Ihr behandelnder Arzt aus Pittsburgh schickte Connie Culp zu Risal Djohan. Die planen dort etwas ganz Besonderes, hatte er ihr erzählt, eine Gesichtstransplantation.

Connie Culp fragte Djohan danach, und er schaute sich sehr lange ihr Gesicht und ihre Röntgenbilder an. Dann sagte er: Connie, ich weiß nicht, ob wir Ihnen helfen können. Außerdem haben wir noch keine Genehmigung für eine solche OP.

Sie blieben im Behandlungsraum sitzen, sie schwiegen. Als die Stille unerträglich wurde, sagte Djohan: Gut, wir versuchen es.

Wenig später gab das Aufsichtsgremium der Cleveland Clinic den Ärzten um Maria Siemionow und Risal Djohan nach jahrelangen Forschungen und mühsamen Debatten die weltweit erste Erlaubnis, eine Gesichtstransplantation durchzuführen. Connie Culp dachte, bald sei sie erlöst. Aber Maria Siemionow war sich nicht sicher, ob sie die geeignete Patientin dafür sei. In der Zwischenzeit erhielten Ärzte in Frankreich ebenfalls eine Genehmigung und riskierten den Eingriff bei einer anderen entstellten Frau. Connie Culp ließ mehr als zwei Jahre lang unzählige Tests über sich ergehen, bis sich Maria Siemionow endlich für sie entschied. Keiner wusste allerdings, ob man überhaupt den passenden Spender für sie finden würde.

Weitere zwei Jahre musste sie warten, dann kam endlich der Anruf.

Am 9. Dezember 2008, um vier Uhr in der Frühe. Sie geriet in Panik, in vier Stunden sollte sie in der Cleveland Clinic sein. Ihre Schwester Bonnie fuhr sie, es regnete, Bonnie verpasste auf dem Highway die richtige Ausfahrt und wendete verbotenerweise auf der Autobahn. Sie schafften es. Mehrere Stunden wurde Connie Culp untersucht, die Haut der Spenderin überprüft. Am Nachmittag kam von allen Experten das Okay.

Die Klinik hatte für diese Operation ein großes Team zusammengestellt.

Acht Chirurgen, vier Anästhesisten, Assistenten, Fachkräfte und Krankenpfleger. Insgesamt etwa 50 Leute, die in zwei nebeneinanderliegenden OP-Sälen arbeiten würden.

Um halb sechs Uhr am Abend betrat Risal Djohan mit einigen seiner Kollegen den Raum, in dem Connie Culp lag, er wollte ihr die Angst nehmen, sagte:

Connie, wir machen Sie schöner, als Sie zuvor waren. Sie sah hoch und antwortete: Nun, dann vergessen Sie dieses Mal bitte nicht die Brustvergrößerung. Alle brachen in lautes Gelächter aus.

Es folgte die bis dahin umfassendste Gesichtstransplantation der Welt, 80 Prozent des Gesichtes einer Verstorbenen wurden auf Connie Culp übertragen, etwa 500 Quadratzentimeter, was fast der Größe eines DIN-A4-Blattes Papier entspricht (siehe Kasten Seite 103). 22 Stunden später begann Connie, mit dem Gesicht der Toten weiterzuleben.

Sie wird nie so aussehen wie die andere Frau, von der sie erst zwei Jahre später erfuhr, wer sie war - denn das Gesicht wird nicht allein durch die Haut bestimmt, auch die darunterliegenden Knochen spielen eine Rolle.

Sie wird aber auch nie wieder so aussehen wie sie selbst.

Kurz nachdem Connie Culp aus der Narkose erwacht war, tastete sie sich behutsam durch ihr Gesicht, das brannte, als säße sie ganz nahe am Lagerfeuer. Sie fühlte durch den Verband Nase, Kiefer, Lippen, geschwollene Lippen.

Sie war sich nicht sicher, ob sie noch träumte oder ob das echt war. Sie schlief wieder ein.

Nach zwei Tagen brachten sie ihr einen Spiegel. Connie zögerte keine Sekunde. Sie sah die Schwellungen, sie sah das unförmige Gesicht, sie sah ... endlich wieder einen richtigen Mund, Wangenknochen. Sie sah die Nase, die sie besonders glücklich machte. Sie war von sich selbst überwältigt. Sie dachte: Wow.

Reden konnte sie noch nicht.

Sie musste erst wieder lernen zu sprechen, wie so vieles andere.

Die Ärzte gaben ihr einen Kaugummi, sie roch mit Verzögerung, dass es Pfefferminze war. Es war das erste Mal nach vier Jahren, dass sie wieder riechen konnte.

Seitdem nimmt sie alle starken und guten Gerüche wahr, die schlechten aber nicht. Abgelaufene Milch erkennt sie erst, wenn sie in ihrem Kaffee gerinnt.

Auch heute, nach mehr als zwei Jahren, ist das Gewebe noch etwas starr, die Nervenbahnen müssen weiter wachsen, bis sie dem neuen Gesicht Ausdruck verleihen.

Millimeter für Millimeter kehrt das Gefühl zurück.

Connie Culp wird eines Tages ihre alten Gesichtsausdrücke haben, weil das Gedächtnis uns so erinnert, wie wir waren und wie wir auf gewisse Ereignisse reagierten.

Es ist das Gehirn, das mitbestimmt, wie wir uns selbst zeigen wollen.

Das Gesicht ist vermutlich der Teil des Körpers, der am meisten von unserem Ich spiegelt. Und wie schwierig es sein kann, auf einmal ein neues Ich zu haben, davon erzählte die Französin Isabelle Dinoire, die 2005 eine Gesichtstransplantation erhielt.

Noch Jahre später hadert sie mit ihrer neuen Identität, wehrt sie sich gegen das neue Gesicht. Es kommt ihr wie Verrat und Betrug an der alten Isabelle vor, wenn sie sich neue Ausweispapiere machen lassen soll.

Connie Culp sind solche Gedanken nie durch den Kopf gegangen, sie sagt aus tiefstem Herzen: Das bin ich! Sie lässt das Fremde in ihrem Gesicht zu; sie lässt es zu ihrem neuen Ich zusammenwachsen.

Sie erarbeitet sich damit das Leben.

Am Morgen hört man schon vor der Tür zu Connie Culps Haus ihre Stimme. Laut und deutlich.

A-E-I-O-U Sie trainiert gerade ihre Gesichtsmuskeln, jeden Tag übt sie, wie man einen Kussmund formt, und auch, deutlicher zu sprechen.

Ihre Stimme klingt noch, als würde sie etwas schleifen, was an den langsamen Bewegungen ihres Kiefers liegt und auch daran, dass ihr Mund sich noch an die neue Oberlippe anpassen muss.

A-E-I-O-U Jeden Buchstaben dehnt sie ganz weit aus. Das ist anstrengender als `ne Stunde Fitnessstudio, sagt sie.

Connie Culp lebt allein, sie möchte das so. Der Staat zahlt ihr eine Behindertenrente und eine Krankenpflegerin, die mehrmals am Tag bei ihr zu Hause vorbeischaut.

Ihre Tochter Alicia wohnt in der Nähe und besucht sie täglich.

Einmal pro Woche bringt eine Catering-Firma ein warmes Essen vorbei und Mahlzeiten für die Tiefkühltruhe. Kochen ist zu gefährlich für Connie Culp, sie darf großer Hitze nicht zu nahe kommen, weil sich sonst Teile ihrer Gesichtshaut ablösen könnten.

Connie steht nun im Badezimmer und schminkt sich. Mit der linken Hand tastet sie ihre Augen ab, mit der Rechten zieht sie mit dem Kajalstift eine feine Linie über den Lidrand. Am Ende trägt sie einen zartroten Lippenstift auf, fragt: Wie sehe ich aus? Sitzt die Frisur richtig? Sie jagt ihr lautes Lachen hinterher.

Connie Culp hält es für ihre Pflicht, gut auszusehen, sie möchte zeigen, was die Ärzte mit ihrem Gesicht geschaffen haben. Sie hat damit auch eine neue Aufgabe gefunden, die sie so dringend brauchte. Viele Gruppen für Organspenden, viele Krankenhäuser laden sie ein. An diesem Tag nach Columbus.

Während der Fahrt im Auto gehen Connie und Alicia durch, was die Mutter sagen soll. Die ersten Sätze haben ihr die Leute von der Organisation vorgeschrieben, danach soll sie frei erzählen.

Mein Name ist Connie Culp ..., liest Alicia ihrer Mutter vor, Connie spricht es nach: ... und bekam ich ein neues Leben ...

Nein, sagt Alicia, nicht neues Leben, du sollst sagen normales, weil neues bedeuten würde, du hättest dich verändert. Ach ja, normal, sagt Connie.

Sie üben eine Weile. Machen dann eine Pause.

Wie es zu allem gekommen ist, zu dem Schuss, der ihr Leben veränderte, darüber mochte Connie Culp viele Jahre nicht mit Fremden sprechen. Jetzt, auf der Fahrt nach Columbus, ist das anders, sie möchte erzählen, von Tom und sich, die ganze Geschichte.

Nun scheint es, als wäre es ihr ein Bedürfnis.

Sie war 16, als sie ihn kennenlernte, den Bruder ihrer besten Freundin. Er war fünf Jahre älter, er hatte gerade sein Elektronikstudium abgebrochen.

Kurz danach verließ sie die Schule, um mit ihm zusammenzuleben. Er behandelte sie wie seine Freundin und wie seinen besten Freund zugleich.

Er brachte ihr bei, wie man anstreicht und lackiert, sie gründeten einen kleinen Malerbetrieb, renovierten Krankenhäuser, Schulen.

Sie schufteten 16 Stunden am Tag, oft auch am Wochenende.

Connie und Tom Culp hatten eine junge, verrückte Liebe, die sie mal glücklich machte, die mal verdammt wehtat. Sie schenkte jedem ein Lächeln. Er war ernst und besorgt. Auf Festen tanzte Connie bis in den Morgen hinein, er stand am Rande und hielt sich an der Bierflasche fest.

Tom Culp wurde zu einem Mann, der es nicht ertrug, dass das Mädchen an seiner Seite zu einer Frau heranwuchs.

Eine Frau, die beliebter als er wurde und immer selbstbewusster.

Beide waren Karatekämpfer, Connie wurde Mighty Mouse genannt, einmal durfte sie sogar bei einem Männer-Wettbewerb antreten - sie gewann. Auch Tom siegte in seiner Klasse, aber Connies Pokal war größer. Keiner interessierte sich für ihn, alle feierten seine Frau. Später, als sie wieder mal stritten, zerstörte er diesen Pokal, es war ihre liebste Trophäe.

Connie Culp verstand nicht, warum er nicht stolz auf sie war.

Er verstand nicht, warum sie ihm nicht mehr wie früher jede freie Minute widmete. Es gab immer öfter Krach. Mal stellte er ihr dabei ein Bein, mal drückte er sie gegen die Wand. Er wurde immer wütender und unberechenbarer, aber auch immer verzweifelter und trauriger.

Eines Abends, nachdem sie sich gestritten hatten, hielt Tom nach Minuten quälender Stille ihre Hand, zeigte mit dem Kopf zum Fernseher und sagte: Unsere Situation ist wie in dem Film da.

Wenn du stirbst, dann sterbe ich auch. So sind wir doch, oder?

Connie zögerte, sagte: Ja, Tom.

Er drängte: Sag es, Connie!

Sie murmelte: Ja, Tom, wenn wir gehen, gehen wir zusammen.

Es war ein deutliches Warnsignal, sagt Connie Culp heute, ja, aber ich habe es damals nicht gesehen.

Oder vielleicht war ich nur zu schwach, ihn zu verlassen.

Zu ihrem 41. Geburtstag, am 26. März 2004, kaufte er ihr die Bar, das "OK Corral". Sie hofften, damit weniger Arbeit zu haben als mit dem Malerbetrieb, aber es wurde mehr, vor allem für Connie Culp, die kochte, bediente und auch noch bis zwei Uhr in der Nacht Drinks servierte. Er sah sich als eine Art Geschäftsführer.

Die Männer schwärmten für seine Frau, Tom Culp wurde eifersüchtig.

An diesem Abend, dem 20. September 2004, wollte sie um sieben zu Hause sein, sie hatte es ihm versprochen. Ihre Schwester sollte sie ablösen, die erschien aber erst gegen zehn. Connie setzte sich an die Bar, um sich kurz auszuruhen. Ihr Mann kam rein, dachte, sie würde sich amüsieren, statt bei ihm zu Hause zu sein. Er war angetrunken.

Tom Culp ging in die Küche, lud die Waffe, stieg die Treppen rauf in die über der Bar liegende Wohnung, wo sie sich während der Arbeit immer mal wieder ausruhen konnten. Connie sah das.

Sie dachte, er würde sich etwas antun, und folgte ihm. Er hielt die Schrotflinte in der Hand.

Oben attackierte er sie: Du bist so dumm. Sie antwortete:

Ach, ja? Wenigstens bin ich nicht ein Mistkerl wie du, der mich so behandelt.

Sie schubsten sich. Früher hätte sie sich das nicht getraut. Da hätte sie ihn in den Arm genommen, geküsst, versucht, ihn zu beruhigen, sie hätte gedacht: Er ist so aufgebracht, es war ja vielleicht auch mein Fehler.

Aber dieses Mal wollte sie sich die Angriffe nicht mehr gefallen lassen.

Dann fiel der Schuss.

Connie taumelte, bewegte sich auf einen Spiegel zu, sie wollte ihr Gesicht sofort sehen, berührte es. Tom Culp richtete die Waffe nun gegen sich selbst, kurz bevor er abdrückte, riss er die Flinte nach oben, er bekam nur ein paar Schrammen ab.

Connie trommelte mit blutigen Händen gegen die Wand, schrie um Hilfe. Gäste in der Bar hörten sie. Zufällig war eine Sanitäterin da, sie kümmerte sich sofort um die Verletzte, ließ kübelweise Eis heranschaffen und stillte damit die Blutungen in ihrem Gesicht.

Connie Culp hat diese Nacht in den vergangenen Jahren viele Male erlebt. Zuerst dachte sie, es sei ein Unfall gewesen. Dann hoffte sie es. Später wollte sie daran unbedingt glauben. Aber je mehr dieser kleinen Lichter der Erinnerung aufleuchteten, desto sicherer wurde sie sich, dass es so kaum gewesen sein konnte.

Auch wenn Tom bis heute beteuert, dass sich der Schuss von allein gelöst habe.

Ich werde ihn immer lieben, sagt sie, ich habe von ihm schließlich zwei wunderbare Kinder.

Aber ich kann nicht mehr mit ihm zusammen sein. Er hat mir genug angetan.

Ein einziges Mal besuchte sie ihn im Gefängnis, ein paarmal telefonierte sie mit ihm, dann brach sie den Kontakt ab. Ein Jahr nach der Tat reichte sie die Scheidung ein. Im Oktober wird Tom Culp auf Bewährung entlassen.

Connie hält heute ihre neue Adresse vor ihm geheim.

Ich weiß nicht, ob er wütend rauskommt, ob ich je wieder etwas von ihm hören werde, sagt sie. Dann blickt sie lange schweigend aus dem Wagenfenster.

Das Gebäude der "Lifeline of Ohio" liegt in einem Randbezirk von Columbus. Auf der Wiese davor wurde ein weißes Zelt aufgebaut.

Daneben steht ein Mahnmal, eine riesige silberne Schleife.

Gegenüber eine Wand, an der Menschen, die von Organspenden profitierten, sich in handgeschriebenen Briefen bedanken.

2009 warteten etwa 100 000 Menschen in den USA auf ein Spenderorgan, es fanden sich nur 28 000.

Heizstrahler wärmen die etwa 200 Besucher, die sich ins Zelt drängeln. Kurz vor der Rede frischt Alicia ihrer Mutter das Make-up auf. Connie Culp rückt ihre weiße Perlenkette zurecht.

Als sie auf dem Podium in einem grünen Sessel sitzt, spürt man ihre Nervosität. Aber sie bekommt es hin. Sie sagt: Ich heiße Connie Culp ... und bekam ... ein normales Leben ...

Danach erzählt sie über ihr Schicksal wie über ein Erlebnis, nicht wie über ein Trauma. Sie nimmt damit den Leuten die Scheu, sie direkt anzuschauen. Es sind die Momente, in denen man Connie am glücklichsten erlebt, weil sie so erleichtert ist, den Menschen nicht mehr unangenehm zu sein.

Als sie über die Frau spricht, die ihr das Gesicht vermachte, wird es im Zelt sehr still. Sie hieß Anna Kasper, sie lieferte Pizza aus, wohnte in der Nähe von Cleveland.

Sie war 14 Monate jünger als Connie Culp. Gleicher Hauttyp, selbe Blutgruppe, ähnlich lebenslustig.

Im Dezember 2008 brach sie bei Eiseskälte vor ihrem Haus zusammen, Herzinfarkt. Auf der Fahrt ins Krankenhaus belebten Notärzte sie wieder, aber sie war nach 20 Minuten ohne Sauerstoff hirntot. Anna Kasper hatte einen Spenderpass, wollte im Falle ihres Todes eingeäschert werden.

Genau zwei Jahre nach der Transplantation trafen sich Annas Mann und ihre Tochter Rebecca mit Connie Culp. Sie hatten alle diese Zeit gebraucht, um den Mut zu fassen, sich gegenüberzustehen.

Wir fühlen eine besondere Verbindung zu dir, wir erkennen etwas von ihr in deinem Gesicht, vor allem die Nase, sagte Rebecca zu Connie Culp.

Ich kann niemals das zurückgeben, was ich von dieser Familie erhalten habe, erzählt Connie Culp den Besuchern im Zelt.

Dann ruft sie ihnen zu: Bitte, werdet Spender! Ihr müsst keine Angst haben, ihr werdet es dann eh nicht mehr spüren!

Wieder zu Hause steigt sie in Jeans und T-Shirt auf ihr Bett, zieht die Knie an und sitzt eine Weile so da. Connie Culp ist zufrieden mit sich, es war ein guter Tag. Sie fährt ihre Finger über die Nase und die Wangenknochen spazieren, über dieses Gesicht, das sich Tag für Tag verändert, straffer wird. Das zusammenwächst zu etwas völlig Neuem.

Später an diesem Abend wird Connie Culp noch tanzen gehen.

Kasten:

Ein neues Gesicht in 22 Stunden Akribische Vorbereitung, die geeignete Spenderin und chirurgische Maßarbeit - so gelang die umfassendste Gesichtstransplantation der Welt Am 9. Dezember 2008 ist es so weit: In der Cleveland Clinic in Ohio bekommt Connie Culp ein neues Gesicht. Die 45-Jährige hat bereits 29 Operationen mit eigenem Gewebe hinter sich - das aber immer wieder abgestoßen worden ist.

Lange vor der Transplantation hat Connie Culp verschiedene Tests absolviert, die sicherstellen sollen, dass sie körperlich und psychisch für den Eingriff geeignet ist. Dann haben sich die plastische Chirurgin Maria Siemionow und ihr Team vorbereitet: Über Monate übten sie den genauen OP-Ablauf an Leichen und orientierten sich dabei an detaillierten Kopfaufnahmen der Patientin.

Schließlich wird eine geeignete Spenderin gefunden: Anna Kasper, 44, die nach einem Herzinfarkt und Wiederbelebungsversuchen hirntot ist und einen Spenderausweis besitzt.

Beide Frauen sind in ähnlichem Alter und haben einen ähnlichen Hauttyp.

Außerdem passen die Blutgruppen zueinander, ebenso spezielle Immun-Eiweißstoffe, sogenannte HL-Antigene - das verringert die Gefahr einer Gewebeabstoßung. Die zu diesem Zeitpunkt weltweit vierte und umfassendste Gesichtstransplantation beginnt - sie wird 22 Stunden dauern.

9. Dezember 2008 17.30 Uhr: Die Ärzte entfernen viele Gewebeteile aus Connie Culps Gesicht, die in den zurückliegenden Jahren aus anderen Regionen ihres Körpers verpflanzt worden sind. So schaffen sie Platz für das neue Gesicht.

20 Uhr: Im benachbarten OP-Saal beginnen Chirurgen, bei der Spenderin die Gesichtshaut aufzuschneiden und Bindegewebe, Muskeln, Gefäße, Nerven und Knochen zu lösen. Dieser Eingriff dauert über neun Stunden.

10. Dezember 2008 5.10 Uhr: Das Transplantat, das aus dem Kopf der Spenderin herausgeschnitten worden ist, wird zu Connie Culps OP-Tisch gebracht: Es sind 80 Prozent des Gesichts, ein kompaktes Stück Kopf mit Knochen, Muskeln, Gefäßen, Nerven und Haut.

Damit bekommt Connie Culp neue untere Augenlider, Wangenknochen, eine Nase, Nasennebenhöhlen, eine Oberlippe, einen Oberkiefer samt einigen Zähnen und Teile des Gaumens.

Auch die Speicheldrüsen werden mitsamt der wichtigen dort verlaufenden Gefäße und Nerven verpflanzt. Weil es zu heikel gewesen wäre, die Speicheldrüsen zu entfernen, hat Connie Culp heute einen Satz davon doppelt. Als die Ärzte Connie Culp das Transplantat überstülpen, beginnt ein Puzzlespiel: Fast zwölf Stunden lang ist das komplette Team damit beschäftigt, unter dem Mikroskop die passenden Knochenteile zusammenzufügen, die Blutgefäßenden von Anna Kasper mit denen von Connie Culp zu vernähen, die Nervenstränge von Spenderin und Empfängerin zu verknüpfen und Muskeln zu fixieren. Schließlich stehen alle gespannt um Maria Siemionow, die sich unter dem Mikroskop die Blutgefäße ansieht. Nach einigen Sekunden blickt die Chirurgin auf und ruft:

"Es ist pink! Es ist pink!" Das Gewebe der Spenderin wird durchblutet, die Operation ist gelungen.

15.30 Uhr: Connie Culp hat ein neues Gesicht.

Heute kann die Patientin dank der neuen Nervenverknüpfung und der gespendeten Knochen und Muskeln ihr Gesicht wieder spüren und bewegen. Sie kann wieder riechen, deutlich sprechen und normal essen.

Das Leben und Sterben der Sexy Cora

Carolin aus Mecklenburg wollte weg aus ihrem Kaff, bloß nicht als Kassiererin enden. Ihr Kapital war ihr Körper, sie ließ ihn zum MÄNNERTRAUM tunen. Im Internet wurde sie zum Pornostar, verdiente Millionen. Doch sie wollte immer noch mehr. Nach der fünften Brustoperation war die 23-Jährige tot

Uli Hauser, Stern, 01.06.2011

Sie wollten ein Leben, wie es die anderen nicht hatten. Die Spießer, die Kleinbürger, die Mitläufer. Sie wollten nicht an der Kasse von Lidl enden oder auf den Fluren des Arbeitsamts. Sich als Altenpfleger den Arsch aufreißen, und am Ende des Monats bleibt doch nichts übrig. Tim träumte von einem Porsche, Carolin von Brüsten. Das Auto kam, da war er 21. Der Busen, da war sie 18. Vergrößert von 70 B auf 70 D. Endlich konnte sie sich sexy nennen.

Der Busen war sein Geschenk, kurz vor der Hochzeit. Operiert in einer Klinik in Stettin, wo alle hinfahren, die viel Brust brauchen für wenig Geld. 2700 Euro kostete die Sache, unkomplizierter als eine Mandeloperation. Eine Stunde Vollnarkose, ein paar Tage im Bett, sie fühlte sich wie neu.

Riesenbrüste waren es, aufgeblasen wie Ballons. Sie trugen in ungeahnte Höhen. Carolin wollte immer weiter, ihr Busen sollte immer größer werden. Nach dem fünften Eingriff war sie tot.

Vier Monate sind jetzt vergangen, seit ihr Herz zu schlagen aufgehört hat. Sie lag noch neun Tage im Koma. Carolin Wosnitza, 23, geborene Ebert, aus einem Dorf in Mecklenburg. Ein paar Häuser, ein Wendekreis und keine Arbeit. Wer kann, macht sich vom Acker.

An Sexy Cora, sagt Tim Wosnitza, habe alles gestimmt. Die Motivation. Die Optik. Das Charisma. "Das ganze Paket eben." Er ist in einem schneeweißen Mercedes vorgefahren, ein 600er, schicke Felgen. Beeindruckend, das Auto und auch der Mann. Ein wuchtiger Typ, Arme wie Baumstämme.

Sie bedecken den Tisch, wenn er sie ablegt. Muskeln, wohin man schaut. Tim Wosnitza hat keine Zeit, seine Frau ist tot. Viel ist zu regeln. Erbschaft, Finanzamt, Grabmal. Die gemeinsamen Geschäfte.

Carolin war eine super Cora. Sein Arzt hat zu einer Traumatherapie geraten, er solle mal drei Monate abschalten. Um zu begreifen, was passiert ist. Drei Monate? Zwölf Wochen? Bei einem Mann, bei dem es dauernd klickt? Der Zeit, auf die Sekunde genau, in Geld umrechnen kann?

Sie waren so gut im Geschäft. 2,7 Millionen Umsatz, allein in den vergangenen zwei Jahren. Sie waren so gut unterwegs. Auf tritte, Autogrammstunden, Auto häuser. Ägypten, Dubai, Las Vegas. Morgens um sieben raus, Mails checken, Mails schreiben, Kontakt halten. Chatten, pos ten, twittern.

Nachts um eins DVDs versenden, Coras neueste Schweinereien, die Kerle waren heiß darauf.

Sie waren Marktführer, sie verkauften nicht nur Sexy Cora, platinblond, vollrasiert, blaue Augen. Sie präsentierten auf ihrer Webseite auch DirtyTracy und CrystalFoxx und Pussykate und Kitty Core. Sie alle ziehen sich vor einer Webcam aus, sie alle machen im Grunde das Gleiche. Stellung: Doggy. Hobbys: Shoppen. Lieblingsfarbe: Rosa. So steht es auf Sedkarten, "versaut" sind sie und "spermageil".

Cora war die Beste. Weit vorn. Mit 15 hatte ihr Körper zum ersten Mal Geld gebracht. Carolin wurde "Miss Arschgeweih", bei einer "Jägermeister"Sause in der Disco.

Das war Trash, aber die 500 Euro an einem Abend waren mehr, als es im Monat im Krankenhaus gab. Sie musste die Lehre abbrechen, Probleme mit der Hüfte, und bewarb sich als Fallschirmjägerin bei der Bundeswehr.

Sie landete bei Tim. "Der Halunke", sagt ihr Großvater. "Dazu möchte ich nichts sagen", sagt ihre Mutter. "Das war Liebe, von Anfang an", sagen ihre Freunde.

Tim Wosnitzas Vater besitzt eine Wäscherei, der Sohn sollte sie übernehmen, er wollte sie nicht geschenkt. Carolins Mutter hat Verkäuferin gelernt, ihr Opa war Handwerker. Welche Geschichten konnten die schon erzählen? "Das Entscheidende ist doch die Story, was man aus sich macht, nicht, wer man ist", sagt Tim Wosnitza.

Er war mit 15 ein guter Fußballer, Torjäger in der Oberliga, bei Anker Wismar. Auf dem Sprung ins Fußballinternat, vielleicht wäre sogar ein Profivertrag drin gewesen.

Aber das Knie machte nicht mit. Also Bodybuilding. Der Trainer sagte, er hätte das Zeug zum Weltmeister. Aber dann riss eine Sehne. Schlechte Aussichten waren das.

Dann doch eine Ausbildung als Autoverkäufer, so wie die anderen. Nach vier Wochen als Lehrling bekam er ein eigenes Büro. Wurde Topverkäufer, 25 Wagen in drei Monaten, er machte mehr Umsatz als alle vor ihm. Die Provision strich der Chef ein. "Wenn du für andere arbeitest", sagt Wosnitza, "wirst du verarscht. Mein Vertrauen war weg." Aber dann traf er dieses Mädchen.

Tims und Carolins Geschichte begann bei einer Poolparty im Freizeitbad. Es gab Sangria aus Eimern, die Mädchen trugen bunte Kleider. Sie war niedlich und zuvorkommend und nett. Man konnte gut mit ihr reden. Über blöde Typen und Eltern, die einen nicht verstehen.

Carolins Eltern hatten sich getrennt, da war sie zwei. Ihre Mutter zog aus Berlin aufs Dorf zurück, zu ihren Eltern, und heiratete einen anderen Mann. Das Paar bekam weitere Kinder, Carolin sprach oft darüber, zu stören. Als sie 15 war und es Streit gab wegen ihrer Bulldogge, ließ die Mutter sie ziehen. Mit ihrer Oma konnte Carolin besser, die hörte wenigstens zu. Aber Carolin träumte von einem anderen Leben, als im Garten hinterm Haus zu sitzen, mit Opa auf der Bank. Sie wollte rauskommen. Groß raus.

"Sie sprach aus, was ich dachte", sagt Tim Wosnitza. "Du musst nicht immer klein bleiben. Du darfst ruhig groß werden." Zehn Tage später zog sie bei ihm ein. Ein Raum, 33 Quadratmeter, aber immerhin in Hamburg. In der weiten Welt. Sie hatten einen Plan, nach fünf Jahren wollten sie durch sein. Tim Wosnitza hatte endlich das Doppelstockbett hinter sich gelassen, das Zimmer im Plattenbau, das er mit zwei Geschwistern teilen musste. Er nahm fast jede Arbeit an, mal gucken, was geht.

Tim bewachte Türen, Menschen, Autos. Bis ihm bei einem Job jemand von rechts eine Flasche über den Schädel zog. Er hätte fast sein Augenlicht verloren, der andere musste 2500 Euro zahlen: nicht an ihn, an den Weißen Ring. Wieder war da dieses ernüchternde Gefühl, ein Vollidiot zu sein, der für andere den Kopf hinhält. Auch die Jobs als Fitnesstrainer und Ernährungsberater versprachen nicht viel. Aber es gab ja noch das zweite Leben. Im Netz.

Mit neun Jahren schon hatte Tim sich mit Computern beschäftigt. Zehn Jahre später verstand er, was die World Wide Warenwelt zusammenhält. Er registrierte sich als Verkäufer, Werbepartner, Webmaster. Jedes Onlinegeschäft, das er einfädelte, brachte Provision. Easy money. Er klickte sich ein, in Foren, in denen Leute Fragen stellen, welche Kaffeemaschine, zum Beispiel, die beste sei. Tim Wosnitza knüpfte die Verbindung: "Meinst du diese? Die ist prima!" Das war mit Links verdientes Geld. Plötzlich war drin, auf Knopfdruck Geld zu machen, Hunderte Euro und mehr die Stunde. "Goldgräberzeiten waren das", sagt Tim Wosnitza. Das Internet startete gerade durch, nur wenige haben es damals wirklich verstanden.

Tim Wosnitza las Bücher über die Gesetze des Marktes, über Strategien und Psychologie. Wie Social Media Marketing funktioniert, wie man Beziehungen aufbaut, ohne direkt zu werden.

"Ein guter Geschäftsmann", sagt er, "gibt sich nicht zufrieden." Die Zahl seiner Kontakte stieg, Tim Wosnitza beschäftigte bald selbst Verkäufer. 400 arbeiten heute für ihn, sagt er, der beste verdiene 4000 Euro im Monat. Bei jedem Geschäft kassiert er mit, so läuft das. "Die Leute sind träge", sagt er, "man kann so viel machen." Selbst bei Amazon gebe es Rabatt, wenn man sich selbst als Kunde werbe. Nicht einmal, nicht zweimal, immer wieder. Die Klicks katapultierten Wosnitzas Monatsverdienst in fünfstellige Bereiche. Heute ist das sein Grundeinkommen.

Das große Geld kam mit Cora. Was mit Kaffeemaschinen klappte, sollte auch mit Kopulation gelingen. Carolin hatte eine Zeit lang in Hamburg als Prostituierte gearbeitet, mal gucken, was geht. Tim hatte ihr im Fitnessstudio ein paar Mädchen vorgestellt, es klang spannend, was die erzählten. Dass Carolin für acht Wochen in der Hamburger Herbertstraße zu sehen war, wo die Mädchen im Schaufenster sitzen, war ein erster Versuch. Sie hatte mit 13 schon Sex gehabt, und das mit den Männern war ungefähr so, wie sie es schon tausendmal im Internet gesehen hatte. Als Carolin Tim davon erzählte, dass ein Freier Bilder haben wolle, horchte er auf. Ein Filmchen seiner Frau? Auf den Gedanken hätte er auch selbst kommen können. Warum eigentlich nicht? Im Fernsehen lief gerade nichts, also zog Carolin sich aus, ein kleiner Striptease, zwei Minuten nur, nicht länger. Sie stellten ihn ins Netz, auf die Seite eines Erotikportals.

Das ist schnell gemacht. Registrieren. Und kassieren. Nach sechs Wochen kam die Abrechnung, 130 Euro. Schnell verdientes Geld. Selbst spätere Aufnahmen von Cora mit Pizza in der Hand wurden geklickt. Die beiden staunten, was ging. Das Leben war Trash, das mussten sie nutzen. "Wir haben begonnen, damit zu spielen", sagt Tim Wosnitza.

Die Nachfrage war da, Angebote mussten her. Cora konnte es nicht immer nur mit Tim treiben. Oder mit ihrem Dildo: weitere Darsteller dringend gesucht. Tim Wosnitza kam ein Einfall, der die Branche aufmischen sollte: Jeder, der wollte, konnte sich per EMail bewerben.

Damit stießen sie in eine Marktlücke. Was vorher kostete, war plötzlich umsonst. Wenn dabei gefilmt werden durfte. Die Männer gaben schriftlich, dass sie ihre Rechte an den Aufnahmen an das Ehepaar Wosnitza abtreten. In der Wirtschaft würde man sagen: eine klassische WinwinSituation. Die Pornofreunde standen Schlange. Das Prinzip sprach sich schnell herum, der Pornomarkt war um einen Reiz reicher: Die User hatten das Gefühl, in den Genuss von "Amateurvideos" zu kommen und keine anonymen Serienproduktionen zu konsumieren.

Wosnitzas Idee lag im Trend. Im Internet etablierten sich damals immer mehr kostenpflichtige Websites, auf denen selbst gedrehte Pornos zur Schau gestellt werden konnten, Gelddruckmaschinen für den Betreiber. Sie bieten einen Deal: 25 Prozent vom Verkaufserlös für die Darsteller, der Rest für sie. Der Besitzer von "My dirty hobby", dem erfolgreichsten deutschsprachigen Erotikportal der letzten Jahre, fuhr vor drei Jahren noch einen Passat, jetzt fliegt er im Learjet. Er hat gerade Youporn gekauft, eine der meistgeklickten Webseiten der Welt.

Das Internet bietet dem Geschlechtsverkehr ein neues Geschäftsmodell. Die Heimarbeit findet heute vor dem Computer statt. Die Frauen nennen sich Sweet Sophie und Lara Love, Laureen Pink oder Pretty Nina. Sie haben studiert oder die Schule abgebrochen, haben einen Beruf oder auch nicht. Einen Mann an ihrer Seite oder auch nicht. Sind sexsüchtig oder auch nicht. Bei den einen wissen es die Eltern, bei den anderen nicht. Die einen machen 500 Euro im Monat, die anderen zieht es in die Schweiz, wegen der Steuern. Junge Frauen, meist im Alter von 18 bis 24 Jahren, meist tätowiert, meist vollrasiert, meist operiert.

In Reizwäsche sitzen sie vor den Bildschirmen, in Rostock und Zürich, in Berlin oder Zwickau. Will jemand was von ihnen, macht der Computer ein Geräusch. Ist bezahlt, regen sich Mienen und Münder. Die Frauen werfen ihr Haar zur Seite, sprechen und spreizen. Rechnen in Minuten ab und verkaufen auch selbst gedrehte Filme. Ein Klicken und Ficken, tagaus, tagein.

Das Familienunternehmen Wosnitza wuchs. Hochzeit im Schloss, meterlang die Schleppe, Tim im Pullman, seine Prinzessin, die Haare hochgesteckt, mit einer Krone. Die Berge von Geschenken, alle von ihm.

Schmuck. Taschen. Schuhe. Die Geschäfte zogen an, selbst der Verkauf von DVDs, den die Branche eigentlich abgeschrieben hatte, florierte. Um bekannter zu werden, erregten sie öffentliche Ärgernisse. Cora bediente zwölf Männer in einem Naturschutzgebiet, Tim achtete darauf, dass die Polizei kam. Die Presse erst recht. War das ein Spaß, alle machten mit. Auch als Cora auf dem Kiez einen Weltrekord im Oralverkehr versuchte. Und ihn wegen Kreislaufschwäche abbrach.

Carolin sah jetzt aus wie Cinderella. Ein Püppchen, gebräunt und gecremt un d gewachst. Sie föhnte, stöhnte, fummelte. Tim drückte weiter aufs Tempo. Eine DVD kostet 48 Cent in der Produktion und knapp 30 Euro im Verkauf. Personalkosten gleich null, ein bisschen Benzingeld, ein bisschen Bewirtung, neue Batterien: war schon gut.

Tim Wosnitza konnte endlich zeigen, was er draufhat; nicht nur dann, wenn seine Frau nichts anhat. Er sagt, er sei in seinem Jahrgang bester Realschüler in MecklenburgVorpommern gewesen, Einserschnitt, er holte das Wirtschaftsabitur nach, er wählte FDP.

Das Geld wurde investiert, in Häuser, Kleiderläden und eine Bäckereikette. Am Ende trug die Marke Cora ein Drittel zum Umsatz bei. Carolin Wosnitza war die vielleicht bekannteste Pornodarstellerin Deutschlands. In Hotels checkte sie, aus Angst vor Stalkern, unter einem fremden Namen ein, zu Hause war schon sechsmal eingebrochen worden, gestohlen wurde nur Unterwäsche. Als Sexy Cora mit großem Busen war das Leben aufregender als auf dem flachen Lande. Mit dem Umsatz wuchsen ihre Brüste, von D auf E, von E auf F. Ihren kleinen Körper, 1,57 Meter lang, hob sie auf High Heels. Die Geschäftsfrau war gut aufgestellt.

Sexy Cora trug die teuersten Dessous und fuhr in teuersten Autos. Bentley, Hummer, Lamborghini. Wenn sie nach Hause kam, in ihr Dorf, oder Oma besuchte, in einem anderen, sagte sie den Freunden von früher, sie verdiene Geld mit Fotos, als Model in der großen Stadt. Ihr Mann sprach davon, sich eines Tages einen Hubschrauber anschaffen zu wollen, in Pink. Der sei, in Wahrheit, geleast auch nicht teurer als so ein Luxusschlitten. Carolin und Tim waren, weit und breit, die einzigen Helden. Stars, so richtig zum Anfassen.

Wie es Carolin so ging, in ihrer Rolle als Sexy Cora, darüber wissen die Menschen, die ihr ein bisschen näher gekommen sind, wenig. "Sie war für sich", sagt Daniel Schiemann, Pornoproduzent in Rostock. "Sie kam mit dem Zwiespalt klar", sagt Marcel Schendzielorz, der ihre Webseiten betreute. "Sie war vielleicht die Abgezockteste von allen", sagt eine Produzentin, die Carolin ins Fernsehen holte.

Die Macher von "Big Brother", einer ihrer Lieblingssendungen, hatten für die zehnte Staffel eine Besetzung gesucht, wie Carolin eine war. Ein Erotiksternchen, das alle Blicke auf sich zieht. Die Hunde mochte und mit Perlen und Steinchen bastelte. Sich auskannte mit Gucci und Louis Vuitton und Überraschungseier sammelte. Ein Kind noch, frühreif, aber geschäftstüchtig, und vor der Kamera zu mehr bereit als nötig. Der Auftritt im Fernsehen sollte der nächste Karrieresprung sein.

Doch es ist ein gefährliches Format: In den Studios ohne Tageslicht sind die Eingesperrten 24 Stunden unter Beobachtung, sie haben keine Möglichkeit, sich zu verstecken, sich zu verstellen.

Hier zeigt sich, im besten Fall, die Wahrheit, ungeschminkt. Cora und ihr Körper brachten Quote, eine der besten in zehn Jahren Menschenzoo. Zur Überraschung aller flirtete sie nicht mit Porno-Klaus, dem Callboy, oder dem schönen Uwe. Ihre Wahl fiel

auf einen mit Augenbrauen, die sich witzig be wegten, Tobi aus Aschaffenburg. Der gelernte Automechaniker und Maschinenbauer war dabei, weil er so natürlich wirkte, "authentisch", wie man heute sagt. Tobi hatte keine Allüren und fuhr auch nicht mit dem Ferrari vor. Tobi also. Und in Hamburg tobte Tim.

Tim und Carolin wollten eigentlich nur die Geschichte von Sexy Cora pushen. Klicks erzeugen und den Verkauf ankurbeln. Und plötzlich war da ein Typ, der sie aus der Bahn zu werfen schien. Carolin Wosnitza schien ihre Rolle zu vergessen, so sah es aus, eine Liebesgeschichte begann. Draußen liefen die Geschäfte, der Server brach zusammen, da sagte dieser Tobi doch, sie könne bestimmt viel mehr, als die Beine breit zu machen.

Mitfühlend war er, verständnisvoll. Tobi wurde richtig persönlich. Und zärtlich, er wusste ja nicht, dass in Hamburg ein Ehemann wartet. Carolin hatte bei ihrer Bewerbung ihren Mann als "besten Freund" ausgegeben. Niemand wird je erfahren, ob Carolins Gefühle für Tobi, ihre Tränen echt oder gespielt waren; Tim Wosnitza aber war fassungslos.

Der Verkauf von DVDs zog an. Aber ihm ging es dreckig. Vor dem Fernseher verfolgte er jede Berührung, jedes Gespräch, jeden Kuss. Seine große Liebe ging fremd, alle konnten es sehen, er hatte sie verloren, so schien es. So hätte es sein können, wer weiß das schon. Tim Wosnitza drehte durch. Er fuhr zum Studio nach Köln und trat fast die Tür ein. Sicherheitskräfte führten ihn ab, der hauseigene Psychologe empfahl, ihn in die Psychiatrie einweisen zu lassen.

Das Geschäft der Leute vom Fernsehen war noch schmutziger als seins. Mithilfe eines Rechtsanwalts und einer Klage wegen Freiheitsberaubung und Nötigung holte Tim seine Carolin da raus. Das war nicht einfach, sie hatte ja unterschrieben, sich freiwillig einsperren zu lassen. Nach einer Aussprache zu Hause kehrte Cora wieder in den Container zurück.

Die Zuschauer hatten darüber abgestimmt, dass sie das, entgegen den sonstigen Regeln, dürfe. Fürs Geschäft war die ganze Aktion gut, für die Ehe wurde sie bedrohlich. "Cora war nach der 'Big Brother`- Geschichte oft traurig", sagt Marilyn Schlatermund, 25, aus Kiel, eine Freundin. "Das Gefühl hatte ich jedenfalls." Manchmal ging sie mit Cora einkaufen, auf dem Kiez, meistens Dessous; öfter aber tauschten sie sich über das Internet aus, über MSN und Skype. Sexy Cora hatte ja kaum Zeit. Auch Marilyn ließ ihre Brüste vergrößern, in der Zeit, als ihre Freundin im Koma lag.

Auch ihre Operation war nicht ohne Komplikationen verlaufen, Wundwasser war später ausgetreten, es hat sehr wehgetan. Sie schaffte es schließlich mit frisch operierten Brüsten auf die Beerdigung. Carolin Wosnitza hatte das Gefühl, dass nach der vierten

Operation die Brustwarzen ein wenig abgeflacht waren, es störte sie. Ihr Mann wollte keinen weiteren Eingriff. Einmal haben sie sich so gestritten, dass Carolin ihrem Tim den Koffer vor die Tür setzte. Der Busen gehörte ihr, darüber hatte niemand zu bestimmen.

Als sie den Arzt fragte, sagte der, es sei machbar, ein neues Implantat einzusetzen. Die Körbchengröße von 70F auf 70G zu bringen. Von 590 auf 800 Gramm zu kommen, sei nun auch nicht mehr der ganz große Schritt. Die Schamlippen könnten auch, wie gewünscht, gekürzt werden. Wenn dies in einem Eingriff kombiniert gemacht werde, könne er mit dem Preis runter.

"Von 6900 auf 5900 Euro", sagt Tim Wosnitza. Vor der Narkose, sagt der Arzt, habe er noch ein wenig mit der Patientin gescherzt, weil Carolin Wosnitza in der OP-Kleidung versank, auch die Plastikschuhe waren zu groß. Der Abschied der Eheleute von einander sei sehr herzlich gewesen, sagt der Arzt, das sei ihm aufge fallen. Tim Wos nitza sagt, nach all dem Theater im vergangenen Jahr sei Carolin so glücklich gewesen wie noch nie. Sie küssten sich, drei Stunden später sollte er sie wieder abholen.

Was in der Hamburger Alster- Klinik passierte, ist Gegenstand staatsanwaltlicher Ermittlungen. In einem möglichen Prozess wird unter anderem geklärt werden, ob es Behandlungsfehler gab, wie lange das Hirn ohne Sauerstoff blieb, wann genau der Notarzt alarmiert wurde. Gutachten sind bestellt, es besteht der Verdacht der fahrlässigen Tötung gegen den Chirurgen und die Anästhesistin.

"Wir haben sofort reanimiert", sagt der Arzt. Tim Wosnitza will die Klinik auf 7,6 Millionen Euro Schadensersatz verklagen, auch für den Verdienstausfall, umgelegt auf die kommenden Jahre. Für den Sommer war Sexy Cora auf Mallorca gebucht, als Sängerin am Ballermann.

Sie wollte nach Amerika. Sie waren wer, Tim als Produzent, Carolin als Prinzessin Porno. Das soll jetzt alles vorbei sein, nur weil der Tod gekommen ist? "Das hätte sie nicht gewollt", sagt Tim Wosnitza. Er fährt mit seinem Mercedes Werbung für das Internetportal seiner Frau, er wird weitermachen, in ihrem Namen. Tim hat noch einiges unveröffentlichtes Material:

Sexy Cora darf nicht sterben. Ihre letzten Aufnahmen, 20 Stunden vor der Operation entstanden, kann man kaufen. "Der Preis muss leider sein", schreibt Tim Wosnitza im Internet, "da sonst der Server zusammenbricht, wenn ich das Video gratis raus gebe und der Traffic bezahlt werden muss." Tim Wosnitza sagt, dass jetzt viele Frauen mit ihm drehen wol- len. Sexy Cora werde weiter eine wichtige Rolle spielen, aber eben mehr als Markenzeichen. In diesem Jahr hatten sie nach fünf Jahren ihr Eheversprechen erneuern wollen, eine große Hochzeit auf einem Schloss, sie beide in einer Kutsche,

prächtiger als das erste Mal. Kinder wollten sie, zuerst ein Mädchen, am liebsten ein ganzes Kinderdorf. Das Haus war gerade gekauft, für 700 000 Euro, sie freuten sich auf das Türschild für die Familie Wosnitza. Und jetzt geht fast jeden Tag die Klingel, und Möbel kommen rein, die Cora bestellt hatte, auch fürs Kinderzimmer.

Er hat seiner Frau einen Engel aufs Grab gesetzt, aus Marmor, unübersehbar. Das Video von der Enthüllung kann man sich im Internet anschauen. Und er hat einen Riesenkrach mit der Friedhofsverwaltung riskiert, weil er Bilder von ihr auf goldgerahmte Steine lasern ließ. Bevor die Fotos entfernt wurden, organisierte er einen Protest im Internet. Tim Wosnitza sagt, er habe auf Facebook fast 5000 Freunde, das sind natürlich auch potenzielle Kunden.

Und er besitzt, sagt er, 45 000 Adressen weltweit, wenn nicht mehr. Doch die Menschen im Netz, die seine Frau aus dem Fernsehen kennen, sie wissen nicht mehr, woran sie bei ihm sind, seitdem er Coras Kleider über Ebay verkauft. Mit Echtheitszertifikat. Und sie debattieren, ob Carolin Wosnitza vielleicht noch am Leben wäre, hätte sie ihren Mann verlassen. Und Tobi genommen, den aus "Big Brother".

"Die Leute", sagt Tim Wosnitza, "haben überhaupt keine Ahnung, was war." Neidisch seien sie alle, auf seinen Erfolg, Cora habe nur ihn geliebt, er sei die Nummer eins gewesen und danach kam keiner und nichts. Und ihre Schuhe, richtig seltene Modelle darunter, im Wert von einer viertel Million, solle er die etwa verschenken? Womöglich an Leute, die sie dann verkaufen?

"Dann bin ich eben der böse Junge", sagt er. "Lieber ein Bad Boy als ein Nobody." Und warum sollte er, der mit Pornos sein Geld verdient, jetzt aufhören? "Unsere Gesellschaft funktioniert doch nur über Geld. Gibt ein Bäcker, dessen Frau gestorben ist, etwa auch seinen Laden auf?" Aber die Bilder, die gehen ihm nicht aus dem Kopf. Wie seine Frau im Koma liegt und mit dem Tod kämpft und so zugenommen hat, von dem ganzen Cortison. Und wie schlimm das aussah. Und wie er sie streichelt und mit ihr redet und sie "Honey" ruft. Komm, Kleine, das wird schon. Und wenn er ihre Hand nahm, bewegten sich die Zeiger auf den Geräten, der Hirndruck stieg, und der Pfleger kam rein und sagte, bitte loslassen, der Hirndruck muss sinken.

Tim Wosnitza ist immer wieder raus, auf den Flur, und hat in sein Smartphone getippt, wie es ihm geht, wie es Cora geht. Die ganze Welt sollte es wissen. Sie hatte doch so viele Fans. Wosnitza versucht Erklärungen und sucht wieder Abnehmer, dieses Mal für seine Wahrheit. Allen, die diese nicht hören wollen, hat er auf Facebook geschrieben:

"Fickt Euch". Facebook hat danach sein Profil gelöscht.

Im Herzen der Finsternis

Weshalb nimmt ein Mensch einem anderen auf niederträchtige Weise das Leben? Spielt das Erbgut eine Rolle, die Erziehung, Missbrauch in der Kindheit oder der schlechte Einfluss von Freunden? Warum hat der Kleinkriminelle Guido Sawallisch aus Wuppertal auf unfassbar brutale Art getötet? Weshalb verspürt er bis heute kein Mitgefühl mit seinem Opfer? Ist er ein gefühlskalter Psychopath? Und kann man ihn nach 19 Jahren Gefängnis als resozialisiert entlassen? Die Geschichte eines Mörders

Malte Henk, Geo kompakt, 01.12.2010

Zwei Jahrzehnte später steht Guido Sawallisch im kargen Unterrichtsraum eines Gefängnisses in Rheinland-Pfalz und redet von der Menschenwürde. Und Sawallisch kann gut reden. Er studiert jetzt Jura.

Eigenwert des Lebendigen, Artikel 1 Grundgesetz. Guido Sawallisch jongliert mit Rechtsprinzipien und abstrakten Argumenten, als seien es Spielbälle.

So wie er dasteht, 45 Jahre alt, 1,98 Meter groß, in seinen Knastklamotten von Adidas, mit tiefblau schimmernden Augen hinter der Franz-Beckenbauer-Brille, denkt man an einen Boxer im Ruhestand auf der Suche nach neuen Karriereoptionen.

Sawallisch absolviert eine Rhetorikübung; er darf einen Politiker darstellen und ist erfüllt von eifrigem Glück. Sauber getipptes Manuskript, die Stuhllehne als Redepult im Bundestag.

Das Publikum: ein paar Lebenslängliche sowie Roland Herbst, der Leiter des Studienzentrums für die Weiterbildung der Gefangenen in der Justizvollzugsanstalt Diez.

Die Stimme des Vortragenden ein Dahintuckern, mechanisch wie ein Motor, mit einer Spur von Lispeln: "Ist Ihr Leben etwa unerheblich? Oder meins? Oder unser aller Leben zusammen? Ich frage das in aller Deutlichkeit. Vielen Dank, meine Damen und Herren."

Roland Herbst möchte wissen: "An wem hast du dich orientiert? So Richtung Schäuble?"

"Schäuble", sagt Guido Sawallisch, "dat is` doch ein Anfänger."

Später sitzen alle beim Studienleiter und lutschen Bonbons. Seit Ewigkeiten beschäftigt sich Roland Herbst mit der Erziehung von Mördern - ein gemütlicher Althippie im Freizeithemd, dem das Verbrechen schon längst keine schlaflosen Nächte mehr bereitet.

Herbst glaubt an die Lebensfreude. Der Ganove muss auch mal Ganove sein dürfen. Und Sawallisch ist sein bester Student, "da gibt`s nix". Die Fernuniversität wird einen positiven Bericht über ihren Studenten Guido Sawallisch erhalten.

"Ich kann ihn mir als Referenten an der Volkshochschule vorstellen", sagt Herbst.

Der ehrenamtliche Betreuer Hans-Josef Schulte urteilt: "Gut bedient, wer diesen Menschen zum Nachbarn hätte." Und Alois Diebold, sein Therapeut: "Das Opfer war ja auch nicht der Tollste."

Ginge es nach den Menschen, die regelmäßig Umgang mit ihm pflegen, dann hat Guido Sawallisch, der einem ahnungslosen Mann den Schädel zertrümmerte und die Leiche in der Ruhr versenkte, mittlerweile genug unter der Gerechtigkeit gelitten.

*****

So wichtig wie die Frage, was das Böse sei, ist die Frage, wie lange das Böse andauert. Blitzt es auf in einer Tat, einer Handlung, um danach wieder zu verschwinden? Oder setzt es sich fest - lebt es fort im Täter, ein Parasit im Wirtstier?

Erste Begutachtung im April 2008. Dr. Stephan Bork, forensischer Psychiater an der Universitätsklinik Tübingen, kommt in die JVA Diez. Zu klären ist nach Paragraf 454 Absatz 2 der Strafprozessordnung die Frage, "ob bei dem Verurteilten keine Gefahr mehr besteht, dass dessen durch die Tat zutage getretene Gefährlichkeit fortbesteht".

Kann die Justiz es wagen, Guido Sawallisch die Freiheit zurückzugeben?

Der Mensch, schrieb der Dichter Georg Büchner, sei ein Abgrund, es schwindle einem beim Hinabsehen. Im Vermessen dieser Tiefe liegt Dr. Borks Aufgabe. Er redet achteinhalb Stunden lang mit Sawallisch; vor allem redet Sawallisch mit ihm. Der Arzt, ein freundlicher Wuschelkopf, spürt das Befremdliche: Dieser Mann ist intelligent und höflich, denkt er, aber auch dominant und selbstverliebt.

Jede Tat ein Mysterium, jeder Fall ein Einzelfall, in diesem Bewusstsein tasten Gutachter psychische Schäden ab, wiegen sie Schuldgefühle. Aber die Strafjustiz verlangt von ihnen, heute mehr denn je, das Rätselwesen Mensch berechenbar zu machen.

Und so füllt Dr. Bork die "Psychopathie-Checkliste" aus, kurz PCL-R, das weltweit beste Instrument zur Vorhersage jener Gefahr, die einer für andere sein kann. Wer hier schlechte Werte erlangt, den erwartet womöglich die Sicherungsverwahrung – er wird vielleicht bis ans Ende seines Lebens eingesperrt.

Aktenstudium, Interviews, in dieser Liste fließen sämtliche Erkenntnisse des Sachverständigen zusammen. Sie umfasst 20 Wesenszüge. Das Auftreten: Ist es oberflächlich, lügnerisch, manipulativ? Das Gemüt: Mangel an Empathie, Mangel an Schuldbewusstsein, Mangel an Verantwortung? Der Lebensstil: Ist er asozial und parasitär? Neigt der Untersuchte zu einem häufigen Wechsel des Partners, hat er einen Hang zur Kriminalität, fehlen ihm langfristige realistische Ziele?

Zu vergeben sind Punkte, 0 für nein, 1 für vielleicht oder ein wenig, 2 für ja.

Und je höher die Summe dieser Seelenarithmetik, desto verbürgter die Gewaltprognose und desto klarer weiß der Gutachter, dass er auf einen Psychopathen gestoßen ist.

Grenzwert für eine eindeutige Psychopathie: 25 von 40 möglichen Punkten. Durchschnittswert der Bevölkerung nach Tests in Nordamerika: 2,67 Punkte. In Berliner Gefängnissen: zwölf Punkte. In der Sicherungsverwahrung: 23,2 Punkte.

Es steht nicht fest, ob "Psychopathie" als eigenes Krankheitsbild gelten darf. Möglicherweise treffen im Psychopathen völlig normale Eigenschaften, verstärkt ausgeprägt, in einer Art seelischer Sonnenfinsternis unheilvoll zusammen. Dann trüge jeder den Kern der Psychopathie in sich. Der Erfinder der PCL-R, Robert Hare, spricht deshalb auch von "erfolgreichen Psychopathen", die im sozialen Ordnungsrahmen bleiben, als Spitzenmanager etwa.

Hauptzüge des Psychopathen: Narzissmus, also Selbstverliebtheit, sowie das Unvermögen, den Mitmenschen zu "spüren".

Psychopaten sind furchtlos. Ihr Herz schlägt langsam. Sehen sie Bilder, die bei anderen Abscheu erregen, bleibt ihr Nervensystem stumpf. Wenn sie töten, dann eher Männer als Frauen. Aber nicht krankhaft wie Hannibal Lecter. Sondern klinisch rein, wie beim Klatschen einer Fliege; ihre Gewalt dient stets egoistischem Zweck.

Ich bin gesund, frei, stark, sagen Psychopathen, und wenn die Menschheit seit ewigen Zeiten Geschichten erzählt, in denen das Böse als Versuchung erscheint – und das Gute als mühsam zu erklimmender Gipfel –, dann womöglich mit Blick auf diesen Archetyp brutaler Eigenliebe.

Guido Sawallisch erhält zwölf Punkte von Dr. Bork. Nicht viel. Das Risiko für erneute Gewalt erscheine niedrig, so der Arzt.

Zu diesem Zeitpunkt, im Sommer 2008, büßt Sawallisch bereits seit knapp 15 Jahren für sein Verbrechen – einen Mord von solcher Heimtücke und Kaltblütigkeit, dass die Richter eine "besondere Schwere der Schuld" attestierten.

Dies bedeutet, nach dem Ablauf von 15 Jahren lebenslänglicher Haft kann ein Täter nicht mit vorzeitiger Entlassung rechnen, so wie die anderen Lebenslänglichen. Sondern ein Gericht entscheidet nach einem forensisch-psychiatrischen Gutachten über die weitere Dauer der Strafe.

Im November 2008 beschließt der 2. Strafsenat des Koblenzer Oberlandesgerichts auf Grundlage von Dr. Borks Prognose, dass Guido Sawallisch mindestens vier weitere Jahre einsitzen muss. Frühestens im Winter 2012 wird er wieder Auto fahren dürfen, eine Arbeit suchen, samstags durch Fußgängerzonen bummeln, ein Mensch wie andere Menschen.

Es hätte schlimmer kommen können; Sawallisch sieht nun eine Perspektive. Niemand wird ihn länger als diese vier Jahre in Diez halten wollen, nicht mit diesem Gutachten im Rücken; er sieht sich schon als Freigänger.

*****

Aber dann verfasst die Psychologierätin Uta Beck eine Art Gegengutachten. Uta Beck, schmal und vergeistigt wirkend, erlebt Sawallisch seit gut zehn Jahren in Diez

und greift auf die Personalakte zurück, Nr. 165/99-3, ein Archiv des Häftlingsverhaltens. Neue Gespräche.

Sawallisch, schreibt die Psychologierätin danach, beeindrucke "durch ein fast völliges Aus bleiben an emotionalen Regungen". Die Suche nach Gründen und Auswegen mündet in Ratlosigkeit. "Es wäre zu fragen, was ihn so kalt gemacht hat." 22 Punkte.

Seitdem ist "Empathiedefizit" zum Schlagwort geworden, wiederholt in Schriftstücken, verjuxt in den Witzen der Häftlinge und ihrer Wärter. Sawallisch gilt jetzt als Psychopath, Entlassungsdatum ungewiss, und der Verdacht steht im Raum, der Schein seiner Harmlosigkeit könnte viele zielgenau geblendet haben, den Studienleiter Herbst, den Therapeuten Alois Diebold, den Psychiater Dr. Bork.

Guido Sawallisch sagt dazu Folgendes: "Ich habe an einem bestimmten Tag, zu einer bestimmten Zeit, einen Mord begangen. Darüber hinaus bin ich ein Mensch wie jeder andere."

*****

Aus dem Manuskript zu dem autobiografischen Roman "Das Leben des Guido S.", verfasst von Sawallisch: "Am 11. Juli 1965, einem sonnigen Sonntagmorgen, um zehn Minuten vor zehn wurde ich geboren. Das sollte eigentlich reichen, um ein Leben unter guten Sternen zu garantieren."

Die früheste Erinnerung: Ferien an der Ostsee, Meer, Sommer. Ein Strandpavillon. Der sich im Kreis drehende Reitelefant. Das Kind plärrt so lange, bis es hinaufdarf. Dann wieder Vorwelt, Schleier des Werdens.

In der nächsten lichten Szene ein Mietshaus in Wuppertal, grau verputzte Nachkriegszeit, zweieinhalb Zimmer im zweiten Stock rechts. Der Vater, als 13-Jähriger aus Pommern geflohen, schuftet für eine Lackfirma, die Mutter, erzkatholisch auf dem Dorf aufgewachsen, umsorgt das Kind, das einzige.

Deutsches Kleinbürgertum. Die Eltern tun, was man tut in ihrer Welt, um dem Sohn Anständigkeit einzuprägen, er muss sein Taschengeld mit Autowaschen verdienen und im Winter früher nach Hause kommen, und wenn man heute das Geschehen rückwärts abspult, dann stößt man auf keinen Nullpunkt, der erklären könnte, weshalb Guido Sawallisch als Heranwachsender von einer Art innerem Navigationssystem Richtung Verbrechen gelenkt worden ist.

Der erste Regelbruch: in der Schule Stinkbomben am Heizkörper verstecken; anschließend den blauen Brief öffnen und Unterschriften fälschen. Dann: Schwarzfahren in der Schwebebahn.

Guido, 13 Jahre alt, langt regelmäßig ins Portemonnaie der Mutter und erlebt zum ersten Mal die Peinlichkeit des Erwischtwerdens.

Mofazeit, Drangphase, Geldknappheit. Guido klaut Helme und Motorteile, er zieht einen Handel auf, dafür benutzt er Schließfächer am Bahnhof.

An der Tankstelle füllt er stets heimlich nach. Vor Jugendrichtern gibt er sich wohlerzogen und zerknirscht. Als ein Kumpel ihm die Freundin ausspannt, manipuliert er dessen Mofabremse. Der Junge rast beinahe in ein Auto.

Oft ist ihm langweilig. Er hält Ausschau nach Kneipen, Mädchen, Abenteuern, aber ohne rebellischen Glanz. Als Einziger aus der Straße geht er aufs Gymnasium, ein ebenso aufgeweckter wie überlegter Teenager mit Aknehaut, der wirklich alles besser weiß. Guido frisst Bücher, er schaut Filme, die seine Kumpels nicht verstehen.

Freundschaften auf Dauer knüpft er nicht. Mädchen und Bekannte ziehen einfach so vorüber, oder Sawallisch an ihnen. Mit 18 schmeißt er die Schule und verlegt sein Leben zu einer älteren Freundin. Als er deren Ehemann, einen Kollegen seines Vaters, aus dem Haus wirft, sieht er zum ersten Mal eine Tätowierung.

Dasein im Augenblick. Sawallisch klappert mit dem Opel Kadett Baustellen ab und lädt heimlich Euro-Paletten ein, oder er reißt gut gefüllte Zigarettenautomaten aus der Verankerung. Er geht zur Bundeswehr, dort lernt er Uwe Wörz* kennen, ichschwach, feist, jähzornig: der perfekte Kumpan. Sie verplempern ihre Wochenenden in Hamburg auf dem Kiez, und als Sawallisch genug hat, knacken sie ein Auto und fahren nach Südfrankreich.

Begreift man Sawallischs Leben als fortgesetzten Versuch eines Menschen, die Welt seinem Willen zu unterwerfen, dann gehört dieser Moment zu den herrlichen. Ich bin frei wie ein Vogel, denkt er, und ähnelt doch einem Blatt, traurig umhergewirbelt vom Wind.

Versuchte Einschiffung nach Manila. Fremdenlegion. Erneute Flucht. Irgendwann kehrt Sawallisch in einem gestohlenen R16 nach Wuppertal zurück. Die Feldjäger der Bundeswehr schnappen ihn schnell.

Die Welt ist aus dem Nichts entstanden. Wir alle tragen die Spuren dieses Nichts in uns, einer mehr als der Nächste. Nicht ein einziger von Sawallischs Jugendfreunden war kriminell. Wenn sie heute zurückdenken, dann an die Stille, die die Zweieinhalbzimmerwohnung beherrschte: Dort wurde man, wenn man zu Besuch war, nie zu Tisch gebeten; niemals schienen Vater, Mutter und Sohn miteinander zu sprechen. Wie Polarforscher, die eine Eislandschaft durchqueren.

Nach der Entlassung vom Bund besorgen ihm die Eltern eine Wohnung. Er verspricht zu arbeiten. Bald holt er seinen Kumpan Wörz zu sich, und sie fangen mit den Einbrüchen an.

*****

Die ersten Gespräche mit dem Häftling Sawallisch finden im Gewusel des Besuchsraums statt, an einem Resopaltisch zwischen Resopaltischen, umgeben von russischen Großfamilien und elegischen Ehepaaren. Manche Forscher sagen, der Körper reagiere sofort auf Psychopathen; unter deren stechendem Blick sträubten sich die Nackenhaare, ein instinktiver Fluchtreflex.

Man trifft Sawallisch mit Erwartungen, die nach Einlösung verlangen.

Als Erstes fallen die Hände auf. Sie sind zierlich und passen nicht zu den wuchtigen Unterarmen, die ständig im Einsatz sind, jede Aussage herausarbeiten.

Nach oben hin gewinnt die Gestalt an Ruhe. Das Gesicht maskenhaft, der Blick sicher. Manchmal lacht Guido Sawallisch. Dann spürt man den Zwang zum Mitlachen, als habe ein Vorgesetzter einen Witz gemacht, aber im Nacken regt sich wenig.

Der Plan war gewesen, niemals mit diesem Mann allein in einem Raum zu sein. Man schämt sich bald dafür und denkt an Scheinriesen. Vertraulichkeit entsteht, doch sie bleibt brüchig.

Einmal, als Blut aus einer winzigen Wunde, selbst zugefügt mit dem Brotmesser im Hotel, auf den Notizblock tropft, beugt sich Sawallisch vor: "Dat bin ich aber nicht

gewesen." In solchen Momenten kriecht dann doch Angst in den Körper, ohne dass man sagen könnte, man wird bedroht.

Mit Sawallisch kann man über alles reden. Er spricht von Menschen, Handlungen, Konstel- lationen mit der Analysekraft eines Schachmeisters, der sein Spielfeld überblickt. Zu jedem Thema legt er mit breitem bergischen Dialekt die Fakten und Optionen dar, wobei die Idee wächst, so viel Ausführlichkeit sei unbegabt zum Lügen. Sawallisch wirkt berechenbar. Bald stellt sich Erschöpfung ein.

Wenn die Mutter hier mit ihm sitzt, sie ist Ende 70 und trägt zwei Hüftgelenke aus Titan, sind die Justizbeamten befremdet von dem formellen Auftreten der beiden. Wie im Kaiserreich, denken die Beamten. Bis heute haben Mutter und Sohn die Tat nur in Andeutungen berührt.

Einmal lag die Klageschrift bei ihr zu Hause, die war voller Details, doch ob sie darin gelesen hat, behält sie für sich – heute wie damals, als der Darmkrebs ihren Mann getötet hatte und ihren Sohn im Landgericht seiner Heimatstadt Wuppertal der Mordprozess erwartete. Die Beamten von der Gesprächskontrolle rätselten damals, 1993, wie es diesem Paar gelingen konnte, nur über Nachbarn und Alltägliches zu plaudern.

Bei der Kripo gilt Guido Sawallisch zu jener Zeit als arrogantes Arschloch. In der Untersuchungshaft hat er sich auf Staatskosten die Zähne richten lassen und einen Selbstmordversuch inszeniert, um Fluchtwege zu erkunden.

Während der Verhandlung errichtet er absurd wirkende Thesengebäude, die seine Unschuld stützen sollen. Als er am 8. September 1994 verurteilt wird, ist die Mutter auf Kur. Sawallisch hat ihr den Prozesstermin verschwiegen.

In den folgenden Jahren setzt er seinen Widerstand fort. Tatleugnen. Hungerstreik. Einzelhaft. Dann, im Juli 1999, kommt er in die JVA Diez. Und dort: die Verwandlung.

Sawallisch spricht den Oberpsychologierat Diebold an. Er habe nachgedacht, die Tat aufgearbeitet, der Therapeut möge ihm dies bescheinigen. Diebold, ein spitzbübischer Herr mit weißen Stoppelhaaren, der schon ähnlich lange im Knast arbeitet wie der Studienleiter Herbst, macht Sawallisch klar, dass es so einfach nicht geht.

Sawallisch bleibt dennoch am Ball. Drei Jahre lang, pünktlich dienstags um 14 Uhr, erscheint er bei Diebold. Der Mörder wächst dem Oberpsychologierat ans Herz. "Der hat mich nie betrogen", sagt Diebold. "Ein lebenstüchtiger Mann."

Es ist nicht klar, wie Psychopathen, Menschen ohne Leidensdruck, therapiert werden können – und ob überhaupt. Einer (umstrittenen) These zufolge wird ein Psychopath dabei sogar noch gefährlicher, weil er vom Therapeuten die Sprache der Gefühle erlernt und für seine Zwecke ausnutzt. Sawallisch sagt heute, Alois Diebold habe ihm sein wahres Ich präsentiert. "Ein schmerzhafter Prozess der Selbstbetrachtung." Die "Suche nach Ursachen und Gründen" lief darauf hinaus, dass sich der junge Sawallisch von der Gesellschaft abgelehnt gefühlt hatte, weil ihn die Bundeswehr nicht als Kampfpiloten wollte. Er litt unter Komplexen, entwarf eine Existenz des Scheins, so kam eins zum anderen.

Sawallisch, nach 100 Besuchen bei Diebold fertig therapiert, spricht heute von der "Hybris", die darin liege, einem Menschen das Leben zu nehmen. Und: Er bereue seine Tat.

Man steht vor der Frage, wie tief diese Reue reicht, wie gut sie vor einem Rückfall schützt.

"Fühlt" Sawallisch sein Verbrechen, oder "weiß" er nur darum? Hat er seine Schuld nur mit dem Verstand erfasst, oder empfindet er echte Scham? Sollte die Justiz dieser Unterschied kümmern? Was ist Schuld?

Guido Sawallisch überlegt. "Schuld fühlt sich immer gleich an. Unabhängig davon, ob man seiner Mutter fünf Mark klaut oder einen Mord begangen hat." Was ist Liebe? Sawallisch überlegt. "Könnte ich nicht beschreiben. Ist bei mir wie bei allen anderen auch." Und Angst? "Wenn ich ein tolles Produkt habe, werde ich es zu 90 Prozent verkaufen. Aber die letzten zehn Prozent sind nicht abschätzbar, die haben mit menschlichen Faktoren zu tun. Das ist Angst. Ich hab Angst vor Dingen, die ich nicht selbst konntrollieren kann. Und mich kann ich kontrollieren." Sawallisch hasst dieses Gefühlspalaver, er ist dann ratlos, als müsse er in einer fremden Sprache den Weg zum Bahnhof erklären. "Ich bin nicht so der emotionale Typ. Was aber nicht heißt, dass ich keine Emotionen habe."

Er hat es längst auf die E3 geschafft, wo die Zellentüren tagsüber offen stehen. Meist vergräbt er sich in seine Studienarbeit, auch an jenem schwülen Sommertag, als der Obersekretär Rehn, sein Betreuungsbeamter, nach respektvollem Klopfen eintritt.

Mit den Buchstützen und all dem Papierkram wirkt die Zelle wie ein kleines Büro. Sawallisch fertigt gerade Exzerpte an. "Rhetorik, Verhandlung und Vertragsgestaltung", Modul 13: Konfliktlösung. "Ein Pflichtseminar." Scheu streicht Rehn über die Fachliteratur, diese Parade elefantengrauer Regalriesen, StPO, Kartellgesetz, StVollzG.

Für ihn, den gelernten Kfz-Mechaniker, bedeutet jeder Besuch in dieser Zelle eine Kraftanstrengung. Er betritt sie in innerer Habachtstellung, nervös wie beim Bewerbungsgespräch.

Small Talk.

Rehn: "Ich bin ja eher der ruhige Typ." Sawallisch: "Deswegen hab ich mir Sie auch lange angeschaut, bevor ich Sie zum Betreuer gewählt habe." (Tatsächlich darf jeder Insasse einen Beamten seines Vertrauens für engeren Kontakt benennen.)

Dann lässt er den Justizbeamten wissen, dass er demnächst nach Paragraf 113 StVollzG einen Vornahmeantrag an die Anstaltsleitung stellen werde. Es geht um die Erlaubnis zum Kochen mit Frischfleisch. Die Sicherheitsverwahrten unten in E2 dürften es ja auch. "Dat kann nicht angehen: Man versucht sich an die Regeln zu halten. Aber wenn die Regeln so absurd sind ..." "Ja, manchmal sind die Regeln schwierig zu verstehen", murmelt Rehn und knetet seine Hände.

Guido Sawallisch unterhandelt mit der Justiz von Gleich zu Gleich. Nachdem er das Wirtschaftsstudium abgeschlossen hatte, tauchte in seinem Briefkopf der Zusatz "Dipl.-Kfm" auf, und die "JVA Diez" verschwand.

Für jede akademische Leistung schenkt ihm der Studienleiter Herbst eine Schachtel Schokoladenbonbons. Sawallisch gibt Nachhilfestunden in Mathematik, Physik, Chemie, Englisch, Wirtschaftskunde. Er schreibt für die Anstaltszeitung "Der Weg" und bietet Schuldnerberatung an. Die wenigen Häftlinge, mit denen er sich abgibt, schätzen seine Zuverlässigkeit. Er lebt im Bewusstsein seiner Besonderheit und hat Großes vor mit sich. Vielleicht Unternehmensberater, am liebsten mit Dienstwagen, womöglich im Ausland.

"Früher gab ich vor, ich hätte Erfolg", sagt Sawallisch. "Heute habe ich ihn." Und man bleibt ratlos zurück: Darf man diesem Erfolg sein Vertrauen schenken?

*****

Nachts, wenn sie wieder mal irgendwo eingestiegen sind, sitzt Sawallisch am größten Schreibtisch, den der fremde Ort zu bieten hat. In die Dunkelheit, die Stille hinein träumt er vom Wichtigsein und schaut herab auf den Wachmann, der unten im

Hof ahnungslos seine Runden dreht. Wörz, der Kumpan, lärmt ungeschickt herum, auf der Suche nach Geld.

21. September 1989, Firma Reifen-Kaiser in Schwelm: Unbekannte entwenden 50 DM, dazu einen Schlüssel für einen Mercedes-Lkw, mit dem sie später eine Spritztour machen. 22. September 1989, Schwimmbad Velbert-Neviges: Einbrecher schieben einen schweren Tresor in den Kassenvorraum, der weitere Abtransport misslingt wegen des Gewichts.

14. Oktober 1989, Firma Korte in Schwelm: Auf ihrem Weg durch das Gebäude brechen Kriminelle mehrere Verbindungstüren und Schreibtische auf. Sie stehlen 1560 DM, zwei Telefonapparate und einige Schlüssel.

30. Oktober 1989, Café Hardt, 2. November 1989, Gold-An- und -Verkauf Kayser ...

Auswüchse des Halbdilettantismus. Sawallisch lebt in dieser Zeit vom Glauben seiner Eltern an ihr Kind, sie geben ihm oft Geld. Und es stimmt ja, wenn er sich bei Arbeitgebern vorstellt, dann stets mit besten Absichten; er wirkt überzeugend und bekommt den Job.

Lagerbetreuung im Büroartikelladen, Auftragsbearbeitung in der Weberei. Doch schon nach Tagen klafft es immer wieder auf, das innere Nichts, das zugeschüttet werden muss mit Kicks und Abenteuern. Also erst Kündigung, dann Einbruch, man kennt ja nun den Ort.

Die Polizei fasst Sawallisch, als er, ausgerüstet mit Werkzeug und Gaspistole, in Barmen gegen eine Kiosktür anrennt. Drei Jahre Gefängnis, aber auch diese, seine erste große Strafe berührt ihn nicht.

Ab Januar 1992 offener Vollzug: also wochentags Knast, am Wochenende Freiheit. Sein Zellennachbar ist der 35-jährige Helmut Lell*, genannt "der Bizarre", der sich gern in Amsterdam von Mulattinnen in den Mund pinkeln lässt. Ein vierschrötiger Kerl mit kräftigem Bartwuchs, Typ Boxpromoter. Außerdem ein großartiger Autobastler.

Ein Volltreffer. "Der Bizarre" bietet, was Sawallisch vorschwebt: den Einstieg ins "Geschäftemachen".

Mit einem Partner, Michael Rehter*, betreibt Lell vom Gefängnis aus ein gut laufendes Business, spezialisiert auf gestohlene Porsche. Rehter hat eine Halle

angemietet und gibt den Impresario. Auch Lell darf am Wochenende nach Hause, dann klaut er die Wagen, schweißt Fahrgestellnummern um, zerlegt Motoren. Rehter besorgt den Weiterverkauf.

Sawallisch steigt ein. Der Mix aus Nervenkitzel und gewerblicher Schläue, das ist sein Ding.

Und dieser Rehter: ein echter Desperado. Spross einer Duisburger Unternehmerfamilie, Internat, schlank, gut aussehend, mit Denkerglatze. Rehter ist Freigeist, Hobbyphilosoph, Anarchist. Dem Gefängnis zieht er eine Existenz unter falschem Namen sowie einen blauen Jaguar XJ12 mit falscher Fahrzeugnummer vor.

Sawallisch staunt. Hier herrscht mindestens Ebenbürtigkeit, womöglich Verwandtschaft der Seelen.

In einem Alukoffer schmuggelt Sawallisch ein Mobiltelefon in den Knast. Wochentags erhalten er und "der Bizarre" ihre Order von Rehter, der über Kontakte zu Porschehändlern verfügt. Am Wochenende, auf Freigang, arbeiten sie die Liste ab, klauen die Autos, bauen sie um; zwei, drei Jobs pro Nacht sind es schon.

In einem guten Monat macht Sawallisch 10 000 Mark. Er fährt zum Frühstücken auf die Kö und kauft ein Sportjackett für 4500 Mark.

Im Gefängnis vergibt er Aufträge zum Reinigen seiner Zelle, jemand bezieht ihm das Bett und kümmert sich um seinen Bademantel. Er sagt seinen Eltern, er arbeite als selbstständiger Anlageberater.

Doch den Laden schmeißt Rehter; Sawallisch steht nur im zweiten Glied. Und was nützt der beste Businessplan, wenn es das Geschäft eines anderen bleibt, der dir offenbar den Respekt versagt. Dieser eingebildete Zwang zum Parieren kitzelt etwas in dir wach.

Du bist kein Hund, der sein Glück an der Leine findet. Du willst den Lauf der Dinge lenken.

Bald findet Sawallisch heraus, dass Rehter ihm 40 000 Mark vorenthält; die soll er heimlich in Kinderpornos investiert haben. Im Frühsommer 1992 sagt Sawallisch zu

Lell: "Der Rehter macht sich unbeliebt. Nicht gut für ihn. Dieser Vogel ist schnell gerupft." Er spricht von einer "Endlösung".

Bekannte, die zuhören, nehmen das Gerede nicht ernst.

*****

Diez, 17. Juni 2010. Ein Brief von Guido Sawallisch: "In ca. 2-3 Wochen ist mein Semester 'im Eimer`. Danach werde ich die freie Zeit damit verbringen, zusammen mit anderen einen Plan zu entwerfen, wie dem Treiben hier schnellstmöglich Einhalt geboten werden könnte. Dass Dr. Schäfer dabei - aus Sicht des Ministeriums - das Bauernopfer sein wird, ist bedauerlich, aber auch unvermeidbar. Seine überaus unmenschliche Gesinnung wird ihn die Karriere kosten."

Dr. Jörg Schäfer, 2009 zum Leiter der JVA Diez ernannt, Karrierejurist, 38 Jahre alt, hat in diesem Juni 2010 das Studienzentrum schließen lassen. Jemand soll dort eine Hetzschrift verfasst haben, 25 Seiten über das "System Schäfer", die an Anwälte, Politiker, Richter gingen.

Schäfer missbilligt das Zentrum als Hauptquartier für schwierige Charaktere. Dort üben die Herren Studenten, wie man sich wichtig macht, findet er: in diesem Relikt einer sozialromantischen Zeit, voll mit verstaubten Träumen vom Veredeln noch der hässlichsten Gesinnung. Für Psychopathen ungeeignet.

Sawallisch ist besessen von Dr. Schäfer. Er hat sich zu dessen Gegner erhoben und meint nun, er stehe im Kampf Mann gegen Mann.

Sie begegnen einander kaum. Es gab ein, zwei Gespräche, die verliefen unerfreulich. Nachmittags, wenn Hofgang ist, geht Schäfer manchmal raus und raucht eine Zigarette. Im Gitterkäfig zwischen den Fassaden joggt Sawallisch dann das Knastessen weg. Nach der zweiten Runde streift er das T-Shirt ab, und eine Welt entfernt, auf der anderen Seite des Gitters, zündet Schäfer die nächste Zigarette an.

Bald darauf kehrt er zurück in sein Büro, wo die gleichen Gesetzestexte liegen wie bei Sawallisch in der Zelle.

Der Gefängnisdirektor hat die langen Haare mit Gel nach hinten gekämmt und trägt die Hemdsärmel meist hochgekrempelt; aus ihm spricht die innere Freiheit, keinem mehr etwas beweisen zu müssen.

Manchmal denkt er darüber nach, was ihn mit Sawallisch verbindet. Auch Schäfer ist Kleinbürgersohn.

Er kennt den Kitzel der Auflehnung und hat früher mal im Laden was mitgehen lassen und heimlich ein Auto spazieren gefahren. Aber er versumpfte nicht, sondern bestand als Erster aus der Familie das Abitur und erkletterte das höchste Amt im Strafvollzug. Neben dem Studium fuhr er Taxi, sieben Jahre Nachtschicht, was sein Weltbild gefestigt hat, vor allem seinen Hass auf Wichtigtuer.

Sawallisch ist für Dr. Schäfer das Großmaul, das im Villenviertel in dein Taxi steigt und dich auf einen Festpreis runterhandelt, allein für die Demütigung.

Jeder ist seines Glückes Schmied. Mit diesem Satz erklärt sich Jörg Schäfer sein Leben. Dann denkt er über Guido Sawallisch nach und gerät ins Zweifeln.

Nahezu alle in der JVA Diez weisen den Gedanken, hier trage ein Psychopath die Maske des Normalen, aus einer Art Selbstschutz heraus zurück. Dann hätte der mich über Jahre manipuliert, sagen sie: unmöglich. Schäfer denkt weiter. Das Lügen und Posieren wird dem Psychopathen zur zweiten Natur - der Psychopath ist die Maske. Im Fall Sawallisch sieht Schäfer keinen Grund, an der Diagnose seiner Psychologin Beck zu zweifeln. Und doch fühlt er dabei eine Art Phantomschmerz.

*****

Psychopathie ist kein neues Konzept. Schon 1801 beschrieb der französische Arzt Philippe Pinel eine "Manie ohne Delirium". Später sprach man vom "moralischen Wahnsinn", in Deutschland seit den 1880er Jahren vom "Psychopathen". 1941 schrieb der Psychiater Hervey Cleckley über den Psychopathen, "das Gute, das Böse, Liebe, Angst und Humor geben ihm keinen Sinn, sie berühren ihn nicht". In den 1990er Jahren dann durchdrang die PCL-R, die Checkliste, das deutsche Justizsystem. Zusammen mit der Hirnforschung verheißt sie das perfekte Erfassen der Kriminalität und des Kriminellen.

Die Diagnose: Der Psychopath wird zum Opfer einer Arbeitsteilung im Hirn.

Die Freude oder das Leid anderer zu erkennen, dafür ist bei uns der präfrontale Kortex in der Stirn zuständig - für das eigene Fühlen und Mitfühlen die im

Schläfenlappen vergrabene Amygdala. Doch im Psychopathenhirn versagt das Zusammenspiel.

Der Psychopath ist ein Meister im Einschätzen seiner Mitwelt, aber in ihm gähnt nur Leere. Da ist keine Neurose, kein verschüttetes Trauma, das ein Therapeut bergen könnte. Nur Leere.

Dass es Rechtes und Unrechtes gibt und dass der Menschen diesen Unterschied erkennt, wenn nicht Wahnsinn oder Triebe seinen Geist verrnebeln, gehört zum Gründungsglauben der modernen Philosophie. Wenn Hirnforscher diese Idee angreifen, dann mit Blick auf den Psychopathen.

Der weiß im Gegensatz zum Triebtäter, was er anrichtet, aber er spürt nichts dabei.

Schuldfähig? Der Psychopath gerät zwischen die Fronten der Psychiatrie und der Justiz. Wer zu normal fürs Krankenhaus erscheint, der untersteht den Geschäftsregeln des Strafvollzugs, wonach jeder die Chance auf Besserung erhalten, jeder selbst das Böse abstreifen darf. Im Fall Sawallisch zielt dieser Wunsch womöglich ins Nichts. Denn je ziviler Sawallisch wird, je fleißiger er studiert und je smarter er auftritt, desto klarer wird ein Skeptiker wie Dr. Schäfer in ihm die Konturen des Psychopathen erkennen.

Er weiß, das ist ein Dilemma. Du musst dich ändern, sagt er zu Sawallisch – aber gut, wir wissen, du kannst es gar nicht.

Psychopathie verstehen zu lernen ist ein schwieriges Geschäft. Das liegt an den Forschungsobjekten selbst; und an den fließenden Grenzen zum Normalen, Allzumenschlichen. Glaubenskämpfe toben über die Frage, ob das psychopathische Syndrom kriminelles Verhalten einschließt, ob also jeder Psychopath zwingend zum Verbrecher werden muss.

Doch selbst wenn der Verstoß gegen die Gesetze der Gemeinschaft ein mehr oder weniger erwartbares "Nebenprodukt" der Psychopathie bliebe, so scheint doch festzustehen, dass es sich um erbliches Verhalten handelt. Psychopathie entspringt einem Hirnschaden, ist die Folge einer genetischen Anlage und wird verstärkt vielleicht durch Einsamkeit im Kindesalter.

Eine große moralische Frage unserer Zeit lautet, was daraus folgt.

Manche, wie Dr. Schäfer, tendieren zum Verwahren, also dazu, das "lebenslänglich" wörtlich zu nehmen. Andere halten am Konzept von Schuld, Verantwortung und Resozialisation fest. Einem wie Sawallisch müsste doch beizubringen sein, sagen sie, dass er Regeln zu befolgen hat.

Es gab eine Zeit, da war der Teufel der Beherrscher des Bösen. Die Wissenschaftler haben den Teufel in den Kopf von Guido Sawallisch verlegt. Vielleicht zu Recht, doch Zweifel bleiben.

Hirnforscher stehen hilflos vor Einzelfällen, sie arbeiten mit Statistiken, und die Checkliste, auch dies zeigt die Angelegenheit Sawallisch, bekundet eine Exaktheit, die nicht immer greift.

Zwischen zwölf und 22 Punkten auf der PCL-R können viele Lebensjahre im Gefängnis liegen.

*****

Labyrinthe des Verdachts. Kneift man die Auugen zu, glaubt man in Dr. Schäfer an seinem riesenhaften, leer geräumten Schreibtisch den schwarzen Helden eines Irrenhausfilms zu erkennen: Verrückter Direktor sperrt die Normalen ein.

Aber nur kurz. Dann blickt man wieder klar, nun wirft Schäfer einen Sehnsuchtsblick durch seine Gitterfenster zum Himmel und sagt, dies hier sei ein Rennen, Katze gegen Maus. Und er, Schäfer, frage sich, wer spielt die Katze und wer die Maus.

Sawallisch jagt ihn mit Anträgen, Beschwerden, Eingaben. Ein juristisches Flächenbombardement.

Sawallisch fordert einen Blu-Ray-Player. Sawallisch möchte Ausgang, logische Fortsetzung wäre der Urlaub, schließlich der offene Vollzug – das Ticket Richtung Freiheit.

Den Wünschen wird irgendwann nachzugeben sein. Möglich auch, dass ein Gutachter auftritt und die Gerichte davon überzeugt, Guido Sawallisch sofort freizusetzen.

Dieser Geschichte fehlt die Auflösung. Noch zwei Jahre Haftzeit - was folgt, bleibt offen. Vielleicht tritt dann ein reuiger, emotional leicht unterkühlter Mann in unsere Mitte, findet einen Arbeitsplatz, erringt womöglich späten Erfolg.

Oder es kommt jemand frei, der unsere Sittengesetze auswendig gelernt hat wie chinesische Vokabeln und nun ein abstraktes Wissen hat: Man bringt besser keinen Menschen um.

Im Oktober 2010 lässt Dr. Schäfer das Studienzentrum wieder öffnen. Für alles andere fehlt ihm die Begründung, auf den Rechnern sind keine Hetzschriften aufgetaucht. Sawallisch studiert weiter und träumt vom Freigängerhaus – jener Art des offenen Vollzugs, die er schon mal kennengelernt hat, damals, als er das Böse in die Welt brachte.

*****

Am ersten Julitag 1992 telefoniert Guido Sawallisch, Fünf-Tage-pro-Woche-Häftling, Anzugträger, Einzelkind, mit Michael Rehter, Autohehler, Großmaul, Nihilist.

Sawallisch steht in der Zelle, neben ihm Lell, "der Bizarre". Auf dem Bett das schwere C-Netz-Telefon. Draußen schwelt Abendhitze.

Der Streit ist schnell und heftig. Wo bleibt unser Geld, fragt Sawallisch.

Rehter antwortet: Ihr habt genug, 2000 Mark pro Woche reichen fürs Freizeitvergnügen.

Sawallisch: Wir wollen das Geld, du schuldest es uns.

Rehter: Soll ich euch rausschmeißen? Ohne mich seid ihr nichts. Ende.

Sawallisch flucht seine Wut in die Zelle. Nach fünf Minuten kehrt die Ruhe zurück. Überlegen. Da war schon vorher diese Idee, Rehter verschwinden zu lassen. Jetzt wächst sie, eröffnet einen Gedankenraum der Chancen und Optionen.

In jenen Augenblicken beschließt Sawallisch, dass Rehter "weg muss". Auf welche Art, das weiß Sawallisch noch nicht, nur: sobald wie möglich, am Freitag, beim nächsten Wiedersehen.

In den folgenden Tagen hadert Guido Sawallisch nicht. Er überdenkt nichts mehr. Sein Plan steht fest. Rehter muss weg. Andere Lösungen erscheinen denkbar, keine erscheint besser.

18 Jahre später öffnet ein freundlicher Mann in Grün ein winziges Gesprächszimmer in der JVA Diez. Waschbecken, Stühle, Telefon. "Rufen Sie die 147, falls was ist." Dann kommt Sawallisch, und der Wärter schließt die Tür.

Was sich am Freitag, dem 3. Juli 1992, in der Lagerhalle einer ehemaligen Reißverschlussfabrik in Wuppertal ereignet hat, schildert Guido Sawallisch nüchtern und mit Gespür für Details, ein Ermittler seiner selbst.

Er bleibt dabei ganz in Harmonie mit sich. Das Reden über diesen Tag fällt ihm so leicht, als sei seine Jugendzeit das Thema oder der Diebstahl eines Mofas. Er streut Formeln der Selbstkritik ein, was den Eindruck nur verstärkt, hier habe einer alles im Griff, heute wie damals. Ein Fachmann für das Erkennen, Verwalten, Behandeln von Problemen, dem nichts ferner läge als sich hineinzusteigern in was auch immer; heute wie damals.

14.30 Uhr, Sawallisch steigt am Knast in Rehters Jaguar. Sie fahren zu Sawallischs Mutter, Dreckwäsche abgeben. Im Auto harmloses Palaver, Umgehen des Streits. Um kurz nach drei Ankunft an der Halle. Ein schmales Gebäude, fast einem Wohnhaus ähnelnd mit seinen pilasterartigen Vorsprüngen, den Fenstern, der verputzten Fassade.

Drinnen Leuchtröhren, der Raum kaum größer als ein Apartment, Werkbank, Arbeitsgrube, ein geklauter BMW. Wenige Worte. Rehter im Blaumann, er nimmt sich den BMW vor, schweißt Fahrgestellnummern eines Unfallwagens ein. Arbeitsroutine.

In Sawallisch wirbelt die Unruhe. Er schwitzt, wartet, grübelt. "Wie könnte ich es machen? Ich will ja kein olympisches Preisboxen veranstalten. Der soll ja bloß weg. Dat is` wie auf dem Zehnmeterbrett, als Junge, zum ersten Mal im Leben. Man steht oben, unten rufen sie: Spring doch! Und du stehst da. Je länger, desto schlimmer wird`s. Ich hab zwei Stunden da oben gestanden, aber Runterklettern war keine Option."

"Alles fertig?" Rehter, an der Werkbank, schlüpft in seine Tuchhose, das Hemd. Sawallisch nimmt eine Brechstange und schlägt zu. Er trifft sein Opfer von der Seite am Nacken.

Michael Rehter sackt zusammen, zieht sich an der Werkbank hoch, schaut Sawallisch an, sagt nicht ein einziges Wort. Nur dieser lange, unbeteiligte, eingeefrorene Blick.

"Von der ersten Sekunde an ging es schief. Er fällt nicht sofort um. In jedem Krimi fallen die sofort um." Maße der Brechstange: 59 Zentimeter Länge, Dicke 2,5 Zentimeter.

Ein "Kuhfuß". Eine der beiden Klauen ist abgebrochen.

Sawallisch schlägt wieder zu, immer auf den Kopf, ein halbes Dutzend Mal, es dauert länger als ein Radiosong. (Ursprung des Wortes "böse": althochdt. bôsi, vordt. bausja, vermutlich "übel geschwollen, wie eine Beule".)

Dann liegt Rehter da. Sawallisch, nie zuvor durch Gewalt aufgefallen, geht nach nebenan in den Waschraum und duscht sich das Blut vom Körper.

Als er wiederkommt, röchelt Rehter. Sawallisch schlingt einen Schweißdraht um den Hals, dreht die Enden mit einer Zange zusammen, Rehter verendet an zentraler Atem- und Kreislauflähmung.

Dann Stille.

Das Nachdenken und Entsorgen löst die Anspannung. Sawallisch stülpt einen Müllsack über Rehter, fixiert den Sack mit einem Gürtel an der Hüfte, schleppt das Paket zur Toilette, reinigt die Halle mit Dieseltreibstoff. Dann setzt er sich in Rehters Jaguar, Wert 80 000 Mark, und holt Uwe Wörz ab, den alten Kumpel aus Einbruchszeiten. Sie sind für den Abend verabredet.

Sawallisch fährt Wörz zur Halle. Er möchte die Autoteile wegbringen, vielleicht auch seinen Erfolg genießen: Die alte Selbstherrlichkeit meldet sich nun. Wörz geht aufs Klo und sieht Füße, Unterschenkel, einen blauen Sack.

Willst du mal sehen, sagt Sawallisch und zieht am Plastik. Wörz läuft raus und übergibt sich.

Sawallisch erzählt Wörz alles, in allen Details, als wolle er angeben wie ein Schuljunge. Dann trinken sie in einer Kneipe die Nacht weg.

Am Morgen danach kommt Lell, der Zellengenosse, auf Freigang. Auch er erlebt Sawallischs prahlsüchtige Geschwätzigkeit. "Den Vogel gibt`s nicht mehr, den Vogel habe ich gerupft." Sawallisch weiß, diese beiden Kleinganoven und Halbversager werden ihn nicht ausliefern, schon wegen ihrer eigenen Vorstrafen.

Lell und Sawallisch fahren auf einen Schrottplatz und besorgen ein Metallfass, 200 Liter Volumen. Dann weiter zum Baustoffmarkt.

Sawallisch kauft Sand und Kies, dazu einen Sack Zement.

"Ich versuche immer, die Eventualitäten abzuklären. Man kennt ja die Filme. Die Leiche im Gartenpavillon wie bei Louis de Funès oder eingewickelt im Teppich. So etwas geht schief. Also der Beton."

Ausgerechnet Rehter, dessen Mutter eine Betonfirma besitzt. Sawallisch und Lell rühren an, füllen das Fass. Kopfüber die Leiche hinein. Sie ist kalt und starr; Sawallisch klemmt die Beine mit dem Brecheisen in der Tonne fest. Dann Ziegelsteine, mehr Beton, am Ende das Glattstreichen.

Einen Tag später, am Sonntag, bleibt nur eine süßlich stinkende Brühe übrig, oben auf der Betonfläche. Leichenflüssigkeit. Die wischen sie mit Putzlappen ab. Die Lappen landen in Plastiktüten, dann im Mülleimer am Straßenrand.

Sieben heiße Tage lang steht das grüne Fass in der leeren Halle. Dann mietet Lell einen Siebentonner mit hydraulischer Rampe. In Duisburg, Autobahnabfahrt Ruhrort, finden die beiden eine Flussböschung. Sie rollen das Fass über den Kies, eine Höllenarbeit, bis es tief im Wasser am Schlammgrund feststeckt.

Man kann nicht sagen, dass Sawallischs Leben in diesem Juli 1992 eine andere Richtung eingeschlagen hätte. Er fährt zwar jetzt den blauen Jaguar. Und er möchte den neuen Boss des Autogeschäfts geben, aber dafür fehlen ihm die Kontakte.

Bald geht er erneut auf Einbruchstour, und Wörz lärmt wieder in fremden Büros herum. In diesen Nächten trägt Sawallisch oft dieselbe Jeans wie am Tattag; in ihrem Beigeton sind nun helle, entfärbte Waschflecke.

Im April 1993 verlässt Sawallisch den Knast als freier Mann. Im Juni lächelt ihn in der Kneipe ein Mädchen herüber, Sylvia*, eine lebhafte, kesse Anwaltsgehilfin. Auch vor ihr, seiner neuen Freundin, errichtet er Fassaden. Sie glaubt bis zum Ende, er sei Finanzberater. Unter der Woche hält Sawallisch Distanz, am Freitag schwebt er im Anzug beim Stammitaliener herein: Er komme gerade aus Frankfurt, oder aus Düsseldorf.

Vom 3. Juli 1992, sagt er heute, träume er nie. Er grübele auch nicht weiter darüber nach; damals wie heute.

Kaum jemand vermisst Rehter, der unter falschem Namen lebte. Lell, "der Bizarre", ruft Rehters Mutter an und täuscht Besorgnis vor: Der Michael sei verschwunden, ob sie wisse, wo er sei? Die Mutter flüchtet sich in die Idee, ihr Sohn habe sich ins Ausland abgesetzt, um dem Gefängnis zu entkommen. Monat um Monat wächst ihre Angst.

Im Oktober 1993 wohnt Uwe Wörz, Sawallischs alter Bundeswehrkumpan, bei einer neuen Freundin: der hochschwangeren Witwe seines unter unngeklärten Umständen, womöglich an Heroin verstorbenen Bruders.

Am 10. Oktober, einem Sonntag, hält sie seine Launen nicht mehr aus. Wörz` Schwester eilt hinzu. Wörz nimmt das Küchenmesser, mit dem er immer sein Haschisch schneidet, brüllt herum, hält es seiner Schwester an die Kehle.

Die Frauen flüchten ins Badezimmer, dann aus der Wohnung. Im Auto erleidet die Freundin eine Fehlgeburt. Die Schwester fährt zur Polizei. Der Sawallisch, flennt sie dort, hat jemanden in eine Tonne gesteckt und ins Wasser geworfen; ihr Bruder wisse Genaueres.

Wörz bricht schon beim ersten Verhör zusammen. Er gesteht alles, später auch Lell.

*****

Am 12. Oktober 1993, mehr als ein Jahr nach dem Mord, stehen Polizisten morgens um 8.10 Uhr vor Guido Sawallischs Wuppertaler Wohnung.

Zweimal klingeln, dann öffnet der Verdächtige. In der Hand hält er einen Elektroschocker, wird aber überwältigt.

Mit einem Tötungsdelikt habe er nichts zu tun, teilt er dem Vernehmungsrichter mit und deutet nur vage an, dass er zu geeigneter Zeit Stellung nehmen werde.

Helmut Lell führt drei Kripobeamte zum Ufer der Ruhr, tags darauf hieven Polizeitaucher das Rostfass aus dem Schlamm. Beim Aufschneiden ragt ihnen ein Stück Hüfte entgegen.

In der Gerichtsmedizin bearbeiten drei Männer den Beton drei Stunden lang mit Hammer und Meißel, dann borgen sie sich bei Bauarbeitern auf der Straße einen Schlagbohrhammer und schälen frei, was von Michael Rehter übrig geblieben ist. Der Schädel weist einige Trümmerbrüche auf. Außerdem lochartige Zerstörungen an der rechten Schläfe, einen Berstungsbruch vom Rand des rechten Felsenbeins schräg nach vorn in das Dach der Keilbeinhöhle und von dort nach links in das seitliche Stirnbein. Daneben Brüche des rechten Jochbeins und des Unterkiefers, Abbrüche an der Schädelkante sowie Brüche der oberen Halswirbelkörper. Die Hirnreste wiegen 950 Gramm.

Noch einmal ein Jahr später, im September 1994 vor Gericht, schiebt Guido Sawallisch den Mord auf Uwe Wörz, seinen besten und womöglich einzigen Freund.

Sawallisch tritt selbstbewusst auf, aber niemand glaubt ihm. Bis heute glüht seine Verachtung für Wörz und dessen, wie er findet, abtrünniges Geständnis.

Das Fass steht noch ein paar Wintermonate lang auf dem Hof des Wuppertaler Polizeipräsidiums herum. Rehters Schädel dient zunächst als Exponat im Kriminalmuseum der Düsseldorfer Rechtsmedizin, eine Kuriosität unter anderen, die irgendwann entsorgt wird. Heute bleiben von Sawallischs Tat nur die Fotos eines zertrümmerten Kopfes, schwarz gerahmt, hinter dem Schreibtisch eines Polizeikommissars.

Zur Frage, weshalb Michael Rehter sterben musste, schreibt Dr. Bork, jener Tübinger Gutachter, der Sawallisch nicht für einen Psychopathen hält: Es erscheine nachvollziehbar, "dass sich Herr Sawallisch im Vorfeld des Mordes in seiner Existenz bedroht gefühlt hat. Dabei hat es sich um eine einmalige Konfliktsituation gehandelt." Diese Worte eröffnen die in letzter Konsequenz tröstliche Hoffnung auf einen Streit zwischen den beiden, auf ein Ausrasten wie unter betrunkenen Jugendlichen. Es ist die Hoffnung darauf, dass Guido Sawallisch Gefühle hat.

*****

"Komm runter, reg dich nicht auf, lass uns eine Analyse machen." JVA Diez, Herbst 2010: Guido Sawallisch baut in seinem Kopf die Momente der Entscheidung wieder zusammen. Wie er in der Zelle mit dem wütenden Lell saß, zwei Tage vor dem Mord, nach dem Telefonat mit Rehter.

Sawallisch: "Welche Optionen siehst du?" Lell: "Ich will mein Geld haben." "Das Thema können wir abhaken." –"Ja." "Einfach weitermachen, als wäre nix gewesen, können wir auch nicht. Dann betrügt er uns immer weiter." – "Ja." Sawallisch arbeitet mit Lell nach und nach alle Optionen durch. Wie bei einer Klausur, sagt er, du setzt dich hin und beginnst mit dem Rechnen. Denkroutine.

Option 1: weitermachen – geht nicht.

Option 2: Rückzug aus dem Geschäft – geht auch nicht, denn wenn Rehter irgendwann einmal in die Fänge der Polizei gerät, wird er uns opfern, das bedeutet sieben Jahre Knast.

Option 3: Rehter anzeigen – die gleiche Antwort.

*****

Herbst 2010, JVA Diez. Man fühlt, wie man hineingezogen wird in Sawallischs Argumentationsschleifen, in die kalte Logik einer Beschlussfassung.

Sawallisch: "Ein rationales Ausschlussverfahren hat zum Ergebnis geführt. Der musste weg. Jede andere Option hätte bedeutet, dem Zufall die Kontrolle zu überlassen. Und das geht nicht."

"Es klingt einleuchtend, so, wie Sie das darstellen."

"Das hat mir noch niemand gesagt. Danke."

Bald ist Mittag, dann wird ein Wärter die Tür öffnen, der Umschluss steht an. Es bleibt noch Zeit für eine Frage an diesen Mann, der anderen fremd erscheint, aber nicht sich selbst. Was ist das Böse?

"Gesehen hab ich das schon mal. Böse ist, wenn man kein Motiv hat. Wenn man einen Zaunpfahl umtritt, und zwei Meter weiter steht ein Mensch, den tritt man auch um. Das ist böse. Hat aber mit mir nichts zu tun."

Der letzte Wille

Einen Tag vor dem Ende der DDR schreiben Schüler einer Ost-Berliner Oberschule Briefe an sich selbst. Es geht darin um ihre Erwartungen an das neue Leben. 20 Jahre später öffnen sie die Briefe bei einem Klassentreffen.

Wiebke Hollersen, Spiegel, 11.10.2011

Der Umschlag ist aus braunem Papier, das weich geworden ist mit der Zeit. Vielleicht war es auch immer schon weich, nie so fest, wie das Papier von Briefumschlägen im Westen. Er ist nicht zugeklebt, nur zugesteckt, eine Schatzkiste ohne Schloss, er liegt auf dem Tisch, um den wir sitzen, vor einem Café in Berlin, Prenzlauer Berg.

Wir sind hier, um diesen Umschlag zu öffnen, gemeinsam, so wie wir es vor 20 Jahren verabredet haben.

In dem Umschlag stecken Briefe aus einem Land, das es nicht mehr gibt. Wir haben sie selbst geschrieben, am letzten Tag dieses Landes, "2./3. Oktober 1990" steht auf dem braunem Papier, das Datum der Nacht, in der die DDR verschwand. Was in den Briefen steht, haben wir vergessen.

Frau Lindemann, unsere Deutschlehrerin, hat den Umschlag vor 20 Jahren verschlossen, nun öffnet sie ihn, zieht die Briefe heraus, kariertes Papier, liniertes Papier, sie liegen auf dem Tisch wie eine vergessene Klassenarbeit.

Am 2. Oktober 1990, in unserer letzten Schulstunde in der DDR, hatte Frau Lindemann uns gefragt: Wie wäre es, wenn ihr eure Gedanken aufschreibt?

Christiane Lindemann hatte vom Direktor einen Auftrag für diese Stunde bekommen, so wie alle Lehrer der Schule, der Auftrag lautete: "Würdigen Sie mit den Schülern den Beitritt."

Es war laut, als sie in unser Klassenzimmer kam, so wie immer, aber etwas war anders als sonst. Wir saßen in schwarzer Kleidung in den Bänken, fast alle 19 Schüler, die an diesem Tag gekommen waren. Einen Tag zuvor hatten wir das abgesprochen. Die DDR würde verschwinden, wir konnten nichts mehr dagegen tun, nur noch zeigen, dass wir traurig waren.

Seit einem Monat gingen wir in die zehnte Klasse der 2. Oberschule Prenzlauer Berg, wir waren 15, einige auch schon 16, und das aufregendste Jahr unseres Lebens lag hinter uns. Ein Jahr, in dem die alten Regeln nicht mehr galten und die neuen lange nicht feststanden.

Wie geht es euch, was denkt ihr über die Einheit, über das neue Land, Deutschland? Schreibt das auf, sagte Frau Lindemann. Sie versprach, dass sie die Texte nicht lesen, sondern aufbewahren würde. Fünf Jahre, dann könnten wir sie gemeinsam lesen, bei einem Klassentreffen. Es gibt eine Bedingung, sagte sie: Wer schreibt, soll ehrlich schreiben.

Es wurde still im Klassenzimmer, wir schauten einander nicht an, aber wir fingen an zu schreiben, einer nach dem anderen, rissen die Blätter aus unseren Blöcken, gingen zum Lehrertisch und steckten sie in den Umschlag, der dort lag.

Frau Lindemann klebte ihn nicht zu, wir wollten das nicht, wir wussten, sie würde ihr Wort halten. Sie nahm den Umschlag mit nach Hause und packte ihn in eine Tasche, die Tasche stellte sie in einen Schrank.

Dort lag der Umschlag, umschloss die Briefe mit unseren letzten, echten DDR-Gefühlen. Wie eine dieser Zeitkapseln, in die man eine Tageszeitung, Münzen und Fotos legt. Die man in Beton gießt, unter der Erde, über die man ein Haus baut, unten liegt die Vergangenheit, oben läuft das Leben weiter.

Wir müssen ausgesehen haben wie auf dem Weg zu einer Beerdigung, in unseren schwarzen Hosen und Pullovern, als wir die Schule nach der Stunde verließen. Es ist schwer, sich das vorzustellen, an einem sonnigen Tag, 20 Jahre danach. Es gibt kein Bild von dieser Stunde, auch in unseren Köpfen nicht mehr, nur noch Erinnerungsfetzen.

Wir sind 35 oder 36 Jahre alt, auf dem Tisch liegen die Fotos von den Kindern, die wir mal waren, und von denen, die wir bekommen haben. Wie das so ist bei Klassentreffen. Nur dass unsere Fotos in zwei verschiedenen Zeiten aufgenommen wurden, vor der Wende, nach der Wende, den Zeiten, in die das Leben im Osten zerfällt.

Mir fällt es immer schwerer, die beiden Zeiten zusammenzubringen. Mitten im Jubiläumsjahr, zwischen all den Zeitungsartikeln, Büchern, Sonderausstellungen,

versickert meine Erinnerung an die DDR. Das Gedenkbild passt nicht zu den Bildern, die ich selbst noch habe.

Ich schaue die neue ARD-Familienserie "Weißensee", in der sich der Sohn eines Stasi-Generals in die Tochter einer Dissidentin verliebt. Die Serie spielt in Ost-Berlin in den achtziger Jahren, in der Stadt, in der ich aufgewachsen bin, aber ich erkenne sie nicht. Die Fernsehbilder erscheinen mir zu bunt. In meiner Erinnerung ist Ost-Berlin inzwischen grau. Grau und trist war die DDR, ich habe das so oft gehört, bis die Farbe aus meiner Erinnerung gelaufen ist. Ich kannte auch keine Stasi-Generäle und keine echten Dissidenten. Die einzigen Figuren, die wohl am Ende übrig bleiben werden, nach noch einmal 20 Jahren Gedenken.

Jemand hat eine Mappe aus rotem Kunstleder zu unserem Treffen mitgebracht, auf der "Brigadetagebuch" steht, in die schrieben wir Berichte von Pioniernachmittagen und Klassenfahrten. Unser Klassenbuch, es könnte in einem DDR-Museum liegen, als Ausstellungsstück zum Thema Kindheit in der Diktatur. Nachdem ich es gelesen habe, kann ich sagen, dass wir häufig Würstchen aßen und uns bei Ausflügen verliefen. Im Februar feierten wir Fasching, am 1. Mai gingen wir zur Kampfdemonstration.

Als wir uns nach 20 Jahren zum ersten Mal wieder treffen, tragen die Frauen Sommerkleider, die Männer helle Hemden. Die meisten aus der alten Klasse wohnen noch in Berlin, viele noch in Prenzlauer Berg.

Katharina sitzt neben Frau Lindemann, sie nimmt die Briefe, verteilt sie am Tisch. Katharina ist Schauspielerin geworden, sie fragt: "Liest jeder seinen laut vor?" Wir schütteln die Köpfe. Julia, die ihr gegenübersitzt, schlägt vor, die Briefe später um den Tisch gehen zu lassen. Julia war die Einzige aus unserer Klasse, die nie bei den Pionieren und in der FDJ war, ihre älteste Tochter ist 15, so alt, wie wir damals waren. Stefan, am anderen Ende vom Tisch, nickt, er ist einer der wenigen, die nicht Schwarz trugen am letzten Tag der DDR, er ist aus Leipzig zum Klassentreffen gekommen.

Die Jugendlichen, die wir mal waren, sind uns fremd geworden, vielleicht sind sie uns inzwischen auch peinlich. Wir nähern uns ihnen vorsichtig.

"Ich bin heute in schwarzer Kleidung angekommen, weil ich dadurch meine Einstellung bzw. Gefühle äußern möchte. Ich habe ungefähr 15 1/2 Jahre in der DDR gelebt, und obwohl wir keinen richtigen Sozialismus hatten, fühlte ich mich in diesem Staat sicher", schrieb Doreen.

"Ich fühle mich nicht gut, Traurigkeit, Ängstlichkeit überwiegen. Ich habe mir den Abgang oder das Ende der DDR etwas anders vorgestellt, als diesen Beitritt. Vielleicht eine andere DDR?", stand im Brief von Tamara.

"Mal ist mir zum weinen zu Mute, mal nehme ich alles sehr leicht. Aber in jedem Fall bedrückt mich die momentane Situation doch sehr, weil es mir einfach widerstrebt, mich einzugliedern und anzupassen, ohne auch nur das geringste einbringen zu können", schrieb Katja.

Die Schule, auf die wir gingen, lag in einem Neubaugebiet hinter der Greifswalder Straße, das gerade noch zu Prenzlauer Berg gehörte. Sie hieß nach Anton Saefkow, einem Kommunisten, den die Nazis ermordet hatten, wir lernten an ihr seit der dritten Klasse Russisch und waren den Kindern von anderen Schulen damit um zwei Jahre voraus. Auch in der DDR, dem Land der Einheitsschule, waren Eltern froh, wenn ihre Kinder an Schulen kamen, die weniger einheitlich waren.

Arbeiterkinder gab es in unserer Klasse kaum, eine Mutter arbeitete bei der Reichsbahn, ein Vater war Küchenchef, allerdings in einem Interhotel. Die anderen waren Angestellte in Staatsbetrieben oder Behörden, eine Mutter entwarf Mode, ein Vater schrieb Theaterkritiken.

Als im September 1989 die Schule wieder begann, nach den Sommerferien, in denen Tausende die DDR verlassen hatten, saßen wir alle im Klassenzimmer. Aber der Aufruhr in der DDR hatte auch uns erfasst. Wir hängten Flugblätter vom Neuen Forum an die Wandzeitung, stellten Kerzen vor Kirchen, liefen zu Demonstrationen. Wenn unsere Lehrer das untergehende System verteidigten, ließen wir sie spüren, dass ihre Zeit vorbei war. Unsere Zeit schien zu beginnen. Es gab wahrscheinlich nie einen besseren Ort, um in der Pubertät zu sein, als die DDR der Wende, ein aufgewühltes, von sich selbst bewegtes Land.

Ein Jahr später, im Herbst 1990, war das Hochgefühl verflogen. Unser letztes Jahr an der Schule begann, wir würden Prüfungen bestehen müssen, die zehnte Klasse abschließen und etwas Neues beginnen in einem neuen Land.

"Ich habe Angst vor der Zukunft. Ich bin herausgerissen worden aus einer Gesellschaft, an die ich mich schon gewöhnt hatte, ich hatte bis jetzt die Gewißheit: Du wirst Dein Leben schon meistern, Du wirst schon eine Dir zusagende Arbeit finden, es wird alles gut."

So beginnt der Brief, den Katharina Spiering damals schrieb. Wir verabreden uns ein paar Wochen nach dem Klassentreffen, Katharina stellt Teetassen auf den Tisch auf

ihrem Balkon. Sie hätte auch Saft, sagt sie. Oder Wodka. Katharina hat nach der Schule eine Weile in Russland gelebt, hat sich zurückgezogen in den Osten, weil sie den Westen noch nicht ertrug. "Ich wollte in ein Land, das noch im Umbruch ist, ich wollte noch nicht in so einem fertigen Land leben", sagt sie.

Von ihrem Balkon kann sie den Wasserturm sehen, sie wohnt am Kollwitzplatz, in dem Teil von Prenzlauer Berg, in dem nichts mehr an den Osten erinnert. Früher schaute Katharina vom Fenster ihres Kinderzimmers über die Mauer in den Wedding, der kaum nach Westen aussah. Der Eindruck bestätigte sich, als sie nach der Öffnung der Mauer hinüberlief.

Hinter dem Grenzübergang an der Bornholmer Straße kam sie aber erst an den Lastkraftwagen vorbei, von denen Bananen und Kugelschreiber verteilt wurden, Werbegeschenke einer Supermarktkette und einer Zigarettenfirma, vor den Wagen drängelten sich Türken und Leute aus dem Osten. Katharina schämte sich.

"Jetzt und in Zukunft werden die Menschen wohl nur auf sich selbst achten und nicht darauf, ob sie dem Nebenmann eventuell einen Stoß versetzen, so daß der andere nicht aufsteigt, sondern fällt."

Es gab Geschenke, die sie annahm, die kostenlosen U-Bahn-Fahrten bis Ende des Jahres, den freien Eintritt in die West-Museen. Katharina sah sich die Büste der Nofretete an, lief durch das Charlottenburger Schloss, ein dünnes Mädchen in einem Ost-Anorak. Der Schlosswärter starrte sie an, sie fragte sich, ob er Mitleid hat mit ihr oder ob sie ihn nervt.

"Mit dem Wort DDR verbindet sich für mich Heimat, es ist z. B. so, daß ich, wenn ich nach W-Berlin (nur noch heute ist es das) fahre, mich dort nicht zu Hause fühle. Wenn ich meinen Fuß aber wieder auf DDR-Boden gesetzt habe, habe ich gleich wieder ein besseres Gefühl, eben das Du-bist-zu-Hause-Gefühl."

Ihre Unsicherheit wurde immer stärker, "ich hatte permanent den Eindruck, den Ereignissen hinterherzurennen, nicht zum Nachdenken zu kommen", sagt sie. Runder Tisch, Wahlen, Einigungsvertrag, Währungsunion, Zwei-plus-Vier, jeden Tag eine Entscheidung.

Nach dem Abitur zog Katharina nach Moskau, arbeitete in einer Tagesstätte für Menschen mit Down-Syndrom. Anderthalb Jahre blieb sie in Russland, fuhr immer wieder hin, sie konnte sich nicht lösen von dem Land, von der Anarchie, die sie an das Chaos der Wende erinnerte.

Irgendwann kam sie doch ganz zurück nach Berlin, ging auf die Schauspielschule, an das Theater in Stendal, Sachsen-Anhalt, wieder nach Berlin. Katharina hat im "Tatort" gespielt und bei "Bloch", zwischendurch macht sie Synchronisationen, Lesungen, lebt ein Schauspielerleben, ein wenig Chaos ist ihr geblieben.

Sie hat ihr Leben gemeistert, ja, sagt sie. Aber sie hat Freunde, die mit ihren Kindern von Hartz IV leben müssen, "es war nicht alles falsch, was wir über den Kapitalismus gelernt haben", sagt sie.

"Ich fühle mich irgendwie leer, alle Hoffnungen, die ich einmal hatte, sind verflogen. Meine Freunde können mich nicht ‚trösten', ihnen geht es genauso. Ich kann nicht alles ablegen, was ich in meiner Kindheit und bis jetzt erlebt + gefühlt habe! Es ist eine Lüge, daß es keine DDR-Identität gibt!"

So beginnt mein Brief. Es ist still, als wir beim Klassentreffen lesen, was wir vor 20 Jahren geschrieben haben, manchmal lacht jemand auf oder schüttelt den Kopf. Vielleicht ist es kein Zufall, dass niemand ein Treffen organisiert hat, als fünf Jahre vergangen waren, die verabredete Zeit, auch nach zehn Jahren nicht. Als wir uns nach fünf Jahren nicht trafen, war ich erleichtert.

Ich wusste nicht mehr, was ich geschrieben hatte, aber ich wusste noch, dass ich am Abend das Feuerwerk vor dem Reichstag im Fernsehen gesehen und geweint hatte. Nicht vor Rührung, sondern vor Wut. Wie sollte ich das jemandem aus dem Westen erklären? Dass ich mich nicht freute auf Deutschland, sondern das Gefühl hatte: Die nehmen mir mein Land weg.

"Der letzte Herbst war vielleicht die schönste (glücklichste) Zeit meines Lebens. Alle Menschen in der DDR hielten zusammen und kämpften, ich war hoffnungsvoll und voller Kraft + Willen, etwas Neues, Besseres zu schaffen."

Die DDR, an der ich hing, gab es nur für ein paar Monate. Wenn es sie überhaupt gab. Sie kommt mir im Nachhinein vor wie ein Phantasieland, in dem Herbstlaub liegt und Kerzen brennen, in dem die Politiker lange Bärte haben und große Träume. Ein Abenteuerspielplatz, aber mit Sicherheitsnetz. Das alte DDR-Sicherheitsnetz, es klemmte nicht mehr, aber es war alles noch da, die Arbeit, die billigen Wohnungen. Ich fürchtete den Sozialismus nicht mehr und den Kapitalismus noch nicht.

Ich legte mir einen Hefter an, auf den ich schrieb: "DDR - Parteien, Probleme, Prognosen", ich sammelte Zeitungsartikel, Flugblätter, schrieb nach Demonstrationen

auf, wer was gesagt hatte. "Sprecher der Autonomen Antifa: erschreckende Infos über Neonazis". Das war im Dezember 1989, die Lage war schnell unübersichtlich geworden.

Am letzten Tag der DDR schrieb ich einen dunklen Abschiedsbrief, so wie die meisten aus der Klasse. Nicht alle waren so wütend wie ich. Aber die meisten hatten Angst, wie Katharina. Was, wenn meine Eltern arbeitslos werden? Ich keine Lehrstelle finde? Es keine Krippen mehr gibt, später, für meine Kinder? Werden Frauen noch arbeiten und frei sein? "Niemandem wird es schlechter gehen", den Satz von Helmut Kohl zitierten einige von uns, wir glaubten kein Wort.

"Ich habe als ehemaliger DDR-Bürger auch noch Ideale vom wahren Sozialismus. Ich weiß nicht, ob es machbar ist. Aber als ich im letzten Oktober auf die Straße gegangen bin, habe ich es nicht für den Kapitalismus getan, sondern für eine Erneuerung des Sozialismus."

Julia Knof hat diese Sätze geschrieben, sie war das Mädchen aus der Klasse, das von uns allen immer am weitesten weg war vom Staat, das in der Kirche war und deswegen nicht bei den Pionieren und in der FDJ. Aber am Ende war auch Julia der DDR erstaunlich nah.

"Die Lehrer haben uns damals auch ganz schön Angst gemacht", den Eindruck hat sie nach dem Klassentreffen, nachdem sie viele Briefe gelesen hat.

Sie ruft ihren Mann und die Töchter. Die kleine ist 13, die große schon 15, so alt, wie Julia damals war. Neben dem großen Küchentisch liegt der Hund, in einer Ecke stehen, zusammengeklappt und in Säcke verstaut, die Fahrräder, mit denen sie alle immer in den Urlaub fahren.

Es ist fast, wie es früher bei Julias Eltern war, in deren Wohnung auch ein großer Tisch stand, an dem immer Platz war für Besuch. Julias Eltern, beide Kinder evangelischer Pfarrer, waren sanfte Staatsverweigerer. Sie gingen nicht wählen und meldeten ihre vier Kinder nicht bei den Massenorganisationen an. Julias Vater schrieb an Margot Honecker, die Ministerin für Volksbildung, als Julia deswegen erst nicht in unsere Russischklasse durfte. Dann durfte Julia doch.

"Meine Eltern fanden den Sozialismus an sich gar nicht schlecht, auch, dass es nicht alles im Überfluss gab, hat sie nicht gestört", sagt Julia. Aber sie wollten mehr Freiheit. In der Wendezeit brachte Julia Flugblätter aus ihrer Kirche mit, der Gethsemane-Kirche, vor der jetzt eine Gedenksäule steht. Auch das Neue Forum schien den Sozialismus an sich nicht schlecht zu finden. Julia mochte die neuen Politiker, die ernsten

Pulloverträger, aber plötzlich waren die alten Ost-CDU-Männer an der Macht. Plötzlich ging es um Dinge, die Julia nicht wichtig waren.

"Mich ärgert es, wenn die Politiker über ‚mehr Wohlstand für alle' reden, und gleichzeitig werden Menschen aus Betrieben entlassen und in anderen Ländern verhungern welche. Das ist auch der Grund, warum ich den Kapitalismus so verabscheue."

Nach dem Abitur arbeitete Julia ein Jahr lang in einer Einrichtung für Behinderte. Dann wurde sie schwanger und war ganz froh, erst mal nichts weiter entscheiden zu müssen. Vier Jahre blieb sie mit den beiden Kindern zu Hause. Inzwischen arbeitet sie als Sonderpädagogin an einer Schule. Sie verteidigt den Sozialismus nicht mehr, aber eigentlich scheint sich an Julias Werten in den letzten 20 Jahren nicht viel verändert zu haben. Sie versucht, mit ihrer Familie ein einfaches, gutes Leben zu leben. Letztens waren sie alle auf der großen Demonstration gegen Atomkraft. "Dadurch, dass wir uns politisch auseinandergesetzt haben, wussten wir, wie wir leben wollen", sagt sie.

Warum warst du denn so wütend?, fragt mich Julia beim Klassentreffen, in der Schule saßen wir nebeneinander, aber so kannte sie mich nicht.

Nach dem Mauerfall wusste ich nicht, was ich in West-Berlin sollte. Ich kannte keine Museen im Westen. Ich kannte auch fast keine Leute aus dem Westen. Nur einen Patenonkel meiner Mutter, der vor dem Mauerbau aus dem Erzgebirge nach Frankfurt am Main gezogen war und dort eine Fahrschule hatte. Er kam zurück ins Erzgebirge, wenn mein Opa Geburtstag hatte, und trank mit ihm Schnaps, seine Frau wirkte immer etwas traurig.

Der Kapitalismus erschien mir nicht als Chance, sondern als Gefahr. Meine Mutter verlor im Dezember 1989 ihre Arbeit im VEB Möbelkombinat. Vorher hatte sie bei einem Außenhandelsbetrieb gearbeitet, immer in Büros, in denen ich sie manchmal nach der Schule besuchte.

Nun ging sie putzen. Bei einem Ehepaar aus West-Berlin, das sie am Abend nach dem Mauerfall auf der Straße kennengelernt hatte, die beiden lebten in einer riesigen Altbauwohnung, der Mann war Arzt, die Frau war Mutter und Hausfrau, eine Hausfrau, die nicht putzte.

"Und ehrlich gesagt, sie kotzen mich an, diese Brüder und Schwestern, die uns, wie kleine Dummchen, an die Hand nehmen und ins gelobte Land führen wollen. Ostler sind doof, fett, konsumgeil, zurückgeblieben (laut ‚Spiegel'), etc.", steht in meinem Brief.

Mein Vater kaufte manchmal den SPIEGEL und gab ihn mir dann. Vielleicht hat mir auch jemand anderes das Heft gegeben, das kurz vor der Wiedervereinigung erschien.

Auf dem Titelbild ziehen zwei Männer einander an schwarz-rot-goldenen Krawatten, in dem Artikel dazu steht, dass die Ossis sich wie Deutsche zweiter Klasse benehmen und auch so behandelt werden.

Mein Bruder, der damals 13 war, sagt, dass er sich noch an die Sache mit dem Joghurt erinnert.

"Zwischen Lübeck und Hof haben Ossis die Parkplätze besetzt, die Innenstädte okkupiert, den Joghurt aufgekauft", schrieb der SPIEGEL, seitenlang ging es dann so weiter. "Die Ossis sind ein Volk von Raffern, Konsum geht ihnen über alles", außerdem sind sie "schmerbäuchig", unhöflich, ziehen sich furchtbar an, haben einen Neidkomplex und begegnen "marktwirtschaftlichen Notwendigkeiten mit schierem Unverständnis, westlichen Leistungsnormen mit Verbitterung".

Als ich vor zwei Jahren selbst beim SPIEGEL anfing, fragte mich einer meiner neuen Chefs, warum im Osten so wenige Leute das Blatt lesen. Ich sagte irgendwas über den westlichen Blick, den Artikel von damals erwähnte ich nicht, ich hatte ihn vergessen.

"Ich denke, die deutsche Einheit ist das Ereignis des 20. Jh. für Deutschland", steht in dem Brief, den Stefan Renz geschrieben hat.

Stefan war der Einzige aus unserer Klasse, der versuchte, die ganze Sache etwas größer zu sehen. In unserer letzten Schulstunde in der DDR war er nicht trotzig oder niedergeschlagen. Er wog die Vorteile und die Nachteile der Einheit ab.

"Ich freue mich auf Deutschland, weil wir endlich wieder ein Land, meine Verwandten keine Fremden mehr sind. Ich ärgere mich über Deutschland, da die DDR von der BRD geschluckt wurde. Wir DDR-Bürger müssen geduckt in die Einheit gehen, das ist schlecht."

Er ist einer von denen, die früher weg müssen beim Klassentreffen, seine Tochter ist erst ein paar Monate alt, er muss wieder nach Leipzig, wo er seit zehn Jahren lebt, er lädt uns ein, ihn zu besuchen.

An einem Nachmittag im September läuft er durch die Leipziger Innenstadt, vorbei an der Nikolaikirche, vor der im September 1989 die Montagsdemonstrationen begannen. Er erzählt von einer Taufe, auf der er neulich war, er hielt eine Kerze, und als das Wachs auf seine Finger tropfte, dachte er an die Wendezeit. An das Wachs, das damals an seinen Schuhen klebte. An die Oppositionsgruppe, die wir auf dem Spielplatz hinter der Schule gründeten, die FDU, "Frieden, Demokratie, Umwelt". An die Demo nach dem Mauerfall, bei der wir einen Kohlkopf auf einen Besenstiel steckten, weil Helmut Kohl an diesem Tag in der DDR war.

",Wir sind ein Volk', wo kam das eigentlich so schnell her? Und woher kam unser Unbehagen?", fragt Stefan.

Stefan schaffte es nach dem Mauerfall, für alles offenzubleiben. Er demonstrierte mit uns gegen Kohl, aber er verkauf-te auch die Reste der DDR an die Westler. Er holte unsere Staatsbürgerkundelehrbücher aus der Altstoffsammlung gegenüber der Schule, die Lehrer hatten sie dort entsorgt, nachdem das Fach eingestellt worden war. Die Mauerfall-Touristen am Brandenburger Tor zahlten acht Mark West pro Stück.

"Ich denke, die bundesdeutsche Wirtschaft wird in die DDR investieren, aber erst wenn die Wirtschaft am Boden ist, so kommt es billiger. In 1 bis 2 Jahren wird es wieder bergauf gehen."

Als wir verabredeten, am letzten Tag der DDR in schwarzer Kleidung zur Schule zu kommen, versuchte Stefan, uns zu verstehen. Aber er war nicht traurig. Sein Onkel lebte im Westen, viele Verwandte, über seine evangelische Gemeinde hatte er Jugendliche aus West-Berlin kennengelernt. Im Sommer 1990 fuhr Stefan mit seinen Eltern im Trabant durch die Bundesrepublik. Nach der Reise spürte er, dass die DDR und die BRD zusammengehören.

"Nun müssen wir sehen, daß wir wirklich ein deutscher Staat werden. Ich will dazu beitragen, und ich freue mich auf Deutschland."

Stefan hat Jura studiert, in Greifswald, England und in Leipzig, da hat er jetzt eine kleine Kanzlei. Er liest seinen Brief noch mal, er sagt: "Komisch, ich hätte gedacht, dass ich kritischer war." So dunkel war die Stimmung damals in der Klasse.

"Lebwohl DDR - ich habe das alles nicht gewollt."

Das war mein letzter Satz. Ich nahm mir vor, den Tag der Einheit nie zu feiern.

Vor ein paar Jahren feierte ich ihn doch zum ersten Mal. Ich war für ein Praktikum in Mexico City, und mein Chef nahm mich mit auf das Fest in einer Kongresshalle. Es gab Bratwürste und Bier, die Gäste trugen Anstecker mit deutsch-mexikanischen Fahnen, die mich an die Abzeichen der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft erinnerten, in die wir als Russischschüler eingetreten waren. Die Mexikaner in der Halle schienen sich besonders über die deutsche Einheit zu freuen. Wie feiert ihr zu Hause?, fragten sie. Ich kenne niemanden in Deutschland, der am 3. Oktober feiert, sagte ich.

"Feste sollen gefeiert werden, viel Musik und Feuerwerk am Tag d. dt. Einheit", das steht im Brief von Salvadore Brandt.

Salvadore sah keine Vor- und Nachteile an der deutschen Einheit, wie Stefan, er hatte erst recht keine Angst, so wie Katharina, Julia, war nicht wütend, so wie ich. Am letzten Tag der DDR in Schwarz zur Schule gehen? "Tut mir leid, ich verstehe es einfach nicht", schrieb er.

Er kommt aus einem Hinterhaus in Kreuzberg, in dem im Moment sein Büro ist. Auch Salvadore ist beim Film, er arbeitet als Regieassistent und Fotograf, war beim Dreh von "Inglorious Basterds" dabei, gerade arbeitet er beim Casting für eine Daily Soap.

Er war nicht beim Klassentreffen, zu viel zu tun, sagt er. Was er damals geschrieben hat, interessiert ihn nicht besonders. Salvadore hängt der Vergan-genheit nicht nach, schon damals war das so.

Am letzten Tag der DDR lag dieses kleine, enge Land längst hinter ihm. Schon mit zwölf wollte er die DDR verlassen, sagt Salvadore. Fast jeden Sommer fuhr er mit seinem Vater nach Bulgarien oder Ungarn, dort trafen sie Bekannte von drüben. Im Sommer 1989 wollte er von Ungarn in den Westen, aber sein Vater entschied: Wir fahren nach Hause.

Als die Mauer offen war, lief Salvadore jeden Nachmittag durch West-Berlin. Er erkannte auch die Chancen des Kapitalismus. Am Ku'damm verkaufte er Mauerstücke, als Erster, sagt er, in vier Wochen verdiente 1200, vielleicht 1500 Westmark, genau weiß er es nicht mehr.

Nach der zehnten Klasse kam er noch mit auf das Gymnasium in Prenzlauer Berg, auf das die meisten von uns nun gingen. Nach der elften Klasse war er weg. Er ging weit in den Westen, nach Texas, für ein Highschool-Jahr. Als er aus den USA

zurückkam, wollte er auf keinen Fall mehr auf eine Ostschule gehen. Sein Abitur machte er auf einem Gymnasium in Tiergarten, seine Sommer verbrachte er in den USA. Als Katharina vor der Bundesrepublik nach Russland floh, vergaß Salvadore in Amerika die DDR.

"Ich meine, daß es jetzt mit Deutschland aufwärts geht (in allen Dingen)."

Salvadore hat Jura studiert und ist beim Film gelandet. Er lässt sich treiben, so, wie er das in Amerika gelernt hat, sagt er. Er lebt in Charlottenburg, altes West-Berlin, am liebsten würde er nach New York gehen. "Da habe ich nicht eine Sekunde ein fremdes Gefühl", sagt er.

Ein Jahr nachdem wir die Saefkow-Schule verlassen hatten, wurde sie geschlossen, in das Gebäude zog eine Grundschule mit Musikschwerpunkt.

Wir haben inzwischen länger in der Bundesrepublik gelebt als in der DDR. Der Teil unseres Lebens, den wir in unserem ersten Land verbracht haben, wird immer kleiner. Vielleicht auch immer unwichtiger. 15 oder 16 Jahre, am letzten Tag schrieben wir einen Brief, traurig oder hoffnungsvoll, vielleicht war es das irgendwann.

Frau Lindemann, unsere alte Lehrerin, ist inzwischen pensioniert. Sie lässt den leeren Umschlag liegen, als sie geht. Die Briefe nehmen wir mit.

Verbotene Liebe

Ein Mann fühlt sich zu Männern hingezogen. Das Dumme ist: Er lebt in einem Dorf im Chiemgau, in dem das Leben eines Bauern vorbestimmt ist. Heiraten, Kinder zeugen, den Hof erhalten. All das tut er - und liebt heimlich, jahrzehntelang. Erst den Hans, dann den Fritz. Bis die heile Welt zerbirst

Felix Hutt, Stern, 24.03.11

Kaspar Niederhauser ist 19 und Jungfrau, als ein Mann aus Wolfenbüttel die Sünde zu ihm nach Schleching bringt. Hier am Fuße des Geigelsteins, wo Bayern an Tirol grenzt, steht der Bauernhof der Niederhausers, gleich hinter der Kirche. Vier Fremdenzimmer, 20 Kühe, zu allen Seiten Alpenpanorama. Dem Kaspar gefällt, was der Urlauber mit ihm anstellt. Aber am nächsten Morgen meldet sich sein Gewissen. „Ein Schwein bist du, eine Drecksau! Mit einem Mann, so etwas macht doch keiner!“ Es wird viele Jahre dauern, bis er akzeptiert, dass ihm Sex mit Männern gefällt. Ohne schlechtes Gewissen.

Über ein halbes Jahrhundert ist die Nacht jetzt her, in der er seine Unschuld verlor. Zu ver-lieren hat der 73-Jährige heute nichts mehr: seine Familie, sein Ruf, sein Hof, sein Geld, alles weg. Mit seinem Freund Fritz Rieperdinger, 65, bewohnt er ein Haus, das ihnen ein Bekannter mietfrei überlassen hat, in einem Weiler namens Tabing in der Nähe vom Chiemsee. Sie leben inmitten fremder Möbel, von einer kleinen Rente und der Hoffnung, dass der liebe Gott ihnen noch ein paar gemeinsame Jahre gönnen möge. Um seinen Hof streitet sich Niederhauser mit seiner Familie, es sieht nicht gut aus. Zuhause ist er nicht willkommen, auch das hat er verloren.

Als der Urlauber aus Wolfenbüttel abreist, bleibt Niederhauser verwirrt zurück. Er weiß jetzt, dass er nicht so ist wie die anderen Burschen im Dorf, auch wenn er die gleiche Tracht trägt und sonntags diesselbe Messe besucht. Wie er sich verhalten soll, das weiß er nicht. Irgendwann heftet er die Nacht mit dem Touristen als Ausrutscher ab.

Niederhauser möchte Koch werden, kein Bauer, in Frankreich findet er eine Lehrstelle. Doch das Schicksal lässt ihn nicht ziehen. Sein Vater, ein Kriegsversehrter, schafft die Arbeit auf dem Hof nicht mehr. Niederhausers älterer Bruder soll übernehmen. Aber der leidet an einer fürchterlichen Migräne, für die sich keine Kur findet, und erschießt sich. Niederhauser sagt seine Lehre ab und bleibt. Im Frühjahr treibt er das Vieh auf die Alm, im Herbst wieder herunter.

„Du brauchst ein Weib, eine Bäuerin, die dir hilft“, sagen die Eltern. „Ihr habt recht“, sagt Niederhauser. Im Gasthaus zur Post, zwei Minuten vom Hof, arbeitet die Marianne. Dunkles Haar, gute Figur. Sie kommt aus dem Nachbardorf und ist auch auf einem Hof aufgewachsen. Eine Bäuerin. Sie spült, bedient, von morgens bis in die Nacht, fleißig ist sie, also die Richtige. Sie träumt von einem Mann mit Hof, von Tieren, einer Familie, den einfachen Dingen. Ihr gefällt, dass er Manieren hat, freundlich grüßt, nicht so viel

säuft wie der Rest. Seine Fingernägel sind geschnitten, sein Hemd ist gebügelt, und einen anständigen Arsch in der Lederhose hat er auch.

Im April 1965 heiraten sie, die Marianne wird Frau Niederhauser und zieht zu ihm auf den Hof. Zur Hochzeit trägt sie ein handgenähtes Dirndl, sie trägt es nur dieses eine Mal, weil der Tag für sie so besonders ist. Auf den Fotos vom Fest sehen die Niederhausers glücklich aus.

Sie schenkt ihm zwei Töchter, ein drittes Kind stirbt vor der Geburt, es sollte der ersehnte Sohn werden. Sie reden nicht viel darüber, sie reden überhaupt nicht viel. Auf dem Hof ist genug zu tun. Nach der Arbeit spielt er gern mit seinen Töchtern. Von der Nacht mit dem Mann aus Wolfenbüttel erzählt er seiner Frau nicht.

Neun Jahre verläuft ihr Leben wie es für eine Bauernfamilie auf dem bayerischen Land vorgesehen ist: Stall, Kühe, Kinder, Kirche. Bis Niederhauser am Vormittag des 27. November 1974 in die Kreisstadt fährt, nach Traunstein. Er muss auf dem Amt etwas erledigen. Wie immer, wenn er das Haus verlässt, macht er sich schick. Rasiert und kämmt sich, setzt seinen Hut auf, weil es kalt ist und regnet. Er trägt Trachtenmantel, grüne Manchesterhose und braune Haferlschuhe, seine Ausgehkleidung. Als er auf dem Amt fertig ist, sieht er auf der Straße einen Trachtler, der angezogen ist wie er. „Ja so ein fesches Mannsbild“, denkt Niederhauser. Dem anderen scheint er auch zu gefallen. Der folgt ihm ins Klohäuschen.

Sie stellen sich nebeneinander vor die Rinne, öffnen ihre Hosen, es gibt nichts zu deuten. Zwei Ständer, ein Wunsch. „Wo bist’n her?“, fragt der andere. „Aus Schleching“, sagt Niederhauser. „Das passt. Ich wohne im Nachbardorf“, sagt der Fremde. Sie küssen sich nicht, fassen sich an, es geht sehr schnell, dann fahren sie etwas essen.

Sie reden. Der andere heißt Hans*, hat zwei Söhne und eine Frau. Ein Schicksalsgenosse. Er erzählt Hans von der Nacht mit dem Mann aus Wolfenbüttel, von seinen Gefühlen, die er nicht einordnen kann, von seiner Lust, die nicht dem entspricht, was als normal verstanden wird. „Du brauchst dich nicht genieren“, sagt Hans, „so wie wir sind viele auf dem Land. Wir dürfen es bloß nicht zeigen.“ Von Niederhauser fällt eine Last ab. Er weiß jetzt, dass er ein schwuler Bauer ist. Und damit nicht allein. Sie trinken noch ein Radler. Dann fragt Hans: „Fährst mich heim?“ „Ok, aber wenn deine Frau uns sieht?“ „Das macht nichts“, sagt Hans. „Treffen wir uns wieder?“, fragt er, bevor er aussteigt. „Geht denn das?“, fragt Niederhauser.

Es geht, 26 Jahre lang. Wenn Niederhauser mit der Arbeit auf dem Hof fertig ist, ruft er bei Hans an. „Hast du Zeit?“ „Ja, komm’.“ Hans ist Epilektiker, nimmt starke Tabletten, kann viele Arbeiten am Haus nicht mehr ausführen, und so gibt es immer einen Grund für Niederhauser ihn zu besuchen. Mal verputzt er die Wände, mal geht er ins Holz, mal repariert er eine Leitung. Niederhauser fühlt sich in Hans’ Haus wohler als in seinem eigenen, weil er sich hier weniger verstellen muss. Er versteht sich mit den zwei Söhnen, und Hans’ Frau ist warmherzig und offen, sie stellt keine Fragen. Hans hatte schon vor Niederhauser Männer mitgebracht. Das Ehepaar redet nicht darüber, aber sie weiß, dass er Sex mit Männern dem Sex mit einer Frau vorzieht. Sie erzählt keinem davon, macht das mit sich selbst aus. Sie schlafen schon lange nicht mehr mit einander. Anfangs halten die Männer ihr Liebesleben fern vom Haus, sie fahren mit

dem Auto dahin, wo sie niemand sieht. Er brauche seinen Freiraum, sagt Hans, und sie lässt ihn ihm. Ahnt, wie er den nützen könnte, will es aber nicht zu genau wissen. Es ist ja auch so, dass sie den Niederhauser braucht, weil der ihren Mann im Zaum halten kann, wenn der seine epileptischen Anfälle hat. Das bekommt sie allein nicht hin. Sie hat schnell begriffen, dass sie den Hans nur halten kann, wenn sie ihn gehen lässt. „Ihr könnt im Ehebett schlafen“, sagt sie eines Tages, „ich nehme das Bügelzimmer.“

Für Marianne Niederhauser ist das nicht so einfach. Sie will nicht wahrhaben, was läuft. Ihr wird mit der Zeit klar, dass ihr Mann mit dem Hans mehr machen muss als Bier trinken und schafkopfen. Aber was? Vielleicht amüsieren sie sich mit anderen Frauen? Oder stimmt es, was die Leute im Dorf tuscheln? Die anderen Frauen erzählen ihr immer wieder, dass sie den Kaspar und den Hans jede Woche sehen, wie die zusammen ins Auto steigen und wegfahren, und wer weiß, was die da treiben. Aber nein, denkt Marianne Niederhauser, das kann einfach nicht sein. Sie wahrt die Fassade, spricht nicht über ihre Ungewissheit, weder mit den Leuten aus dem Dorf noch mit ihrem Mann.

Sie schweigt, wenn er nachts von Hans nach Hause kommt und sich neben sie ins Ehebett legt. Sie schweigt, wenn der Hans sie besucht und kocht und ihr Kaspar mit der Zunge schnalzt, weil so ein toller Mann so leckeres Essen serviert. Sie schweigt, wenn ihr Mann ihr sagt, dass er mit ihr nicht ins Wirtshaus will, weil sie aussehe wie ein Bauerntrampel. Aber dann kommt der Tag, an dem sie nicht mehr schweigen kann.

Da kehrt ihr Mann mal wieder abends heim vom Hans, das Unterhemd voller Flecken, die keinen Zweifel mehr lassen. Sie weint, wirft ihm das Hemd auf das Bett. „Was soll das?“, schreit sie, „du brauchst nicht glauben, dass ich nichts merke.“ Sie holt kurz Luft, sagt leise: „Der oder ich!“ Niederhauser zögert keine Sekunde: „Der!“

Für ihn ist Hans längst viel mehr als guter Sex. Er ist die einzige Liebe seines Lebens. Wenn er einen schlechten Tag hat, ihm eine Kuh von der Alm gestürzt ist, dann treffen sie sich abends, schlafen nicht miteinander, sondern reden und hören sich zu. Wenn Hans von Problemen bei seiner Arbeit erzählt, von Kollegen, die ihn nerven, dann beruhigt Niederhauser seinen Freund, was ihm das Gefühl des Gebrauchtwerdens gibt.

Sie mögen schlichtes bayerisches Essen, Schweinebraten, Knödel, Kaiserschmarrn. Beim Alkohol halten sie sich zurück, der geht schließlich auf die Potenz. Sie besuchen gern Trachtenfeste. Einmal im Jahr fahren sie gemeinsam in den Urlaub. Hans’ Frau packt die Koffer, schmiert die Brote, Niederhauser fährt, Hans zahlt. Im grauen Golf geht es nach Italien, nach Kroatien, nach Monaco, immer in ihrer Tracht, egal, wie die Leute schauen. Am liebsten reisen sie an den Wolfgangsee, wo sie um den See spazieren oder auf die Postalm wandern und zum Ausklang in ihren Lederhosen beim Zitherabend im Hotel sitzen. Mehr brauchen sie nicht, sie haben ja sich. Und wenn man sich eigentlich gar nicht haben darf, dann ist das ziemlich viel.

Die Ernüchterung folgt stets, wenn Niederhauser wieder nach Hause kommt. Hier ist er gezwungen, ein Doppelleben zu führen. Einen schwulen Bauern gibt es in Schleching einfach nicht. Ein paarmal im Jahr ist Heimatabend im Gasthof zur Post, alle kommen in Tracht, aber keiner aus dem Ort setzt sich zu ihm und seinem Freund. Nur die Touristen. Die Almnachbarn, die seit Jahrzehnten mit Niederhauser befreundet waren,

grüßen nicht mehr. Wenn er an ihrer Alm vorbeikommt, ziehen sie sich in die Hütte zurück. Am Stammtisch im Gasthof zur Post sitzen der Sepp und der Muck, die den Niederhauser seit der Kindheit kennen, und nennen ihn jetzt eine „schwule Sau, die sich hier nicht mehr blicken zu lassen braucht“. Das erfährt Niederhauser von einem Bekannten, ins Gesicht sagt ihm das keiner. „Du kannst dein Leben ändern, aber niemals dein Dorf“, sagt Niederhauser.

Er hat sich damit abgefunden. Sein Leben zu ändern, das mag ihm aber noch nicht so richtig gelingen. Es gilt, den Schein zu wahren, auch wenn seine Familie unter der Situation leidet. Die Töchter werden älter, stellen Fragen, „warum ist der Vater so oft mit dem Hans weg?“ Mit ihnen fährt er nie in den Urlaub so wie die anderen Väter mit ihren Familien. Er fährt immer nur mit dem Hans.

Sie bekommen die Gerüchte mit, dass zwischen ihrem Vater und seinem Hans mehr sein soll als eine Männerfreundschaft. Sie schlagen sich auf die Seite der Mutter, die nur noch arbeitet. Wenn Niederhauser mit Hans unterwegs ist, bleibt sie mit der Verantwortung für den Hof und die Familie allein zurück. Er spürt die Ressentiments, die Verachtung. Unterdrückt, nicht offen ausgetragen, eine Aus-sprache hält die Familie in all den Jahren nicht. Er schläft neben einer Frau, die er nicht liebt. Die ihn auch nicht mehr liebt, aber sich nicht scheiden lassen will. Damit würde sie vor den Leuten endgültig ihr Gesicht verlieren. Sie spielen ihre Rollen, so gut es geht. Er gibt den strammen Bauern, obwohl er oft viel lieber mit dem Hans nach München fahren würde, in die Oper zum Beispiel. „Ich halte es nicht mehr aus, bin es leid. Ich ziehe weg!“, sagt er einmal zu Hans. „Spinnst du?“, antwortet der, „das macht doch nichts besser. Wo willst du denn hin?“ Weg. Niederhauser will nur weg aus der Enge des Achentals. Und bleibt doch.

Es ist das erste und letzte Mal, dass sich die zwei nicht einig sind. Wenig später ist ihre Zeit zu Ende. Hans’ gesundheitlicher Zustand wird über die Jahre immer schlechter, er hat seine Anfälle, muss häufig ins Krankenhaus. Am 13. Oktober 2000 bekommt Niederhauser auf der Alm einen Anruf. Hans’ Sohn ist dran. „Du, Kaspar, der Papa ist gestorben“, sagt er. Niederhauser sagt nichts. Legt auf. Treibt die Kühe von der Alm. Weint.

Die Beerdigung ist groß, jeder Verein, bei dem Hans Mitglied war, schickt seine Leute. Hans war im Theater, Schützen und Trachtenverein, er war trotz der Gerüchte um seine Sexualität sehr beliebt. Bei dem Begräbnis traut sich keiner, das Thema an zusprechen, in der ersten Reihe stehen Hans’ Frau und Söhne. Niederhauser stellt sich in die letzte Reihe und läuft weg, als sie den Sarg in die Erde lassen. Er kann die Lobeshymnen nicht ertragen, die nun die halten, die sich über den Toten und ihn das Maul zerrissen haben. Er kommt fix und fertig auf den Hof zurück, wo er in Wahrheit längst nicht mehr zu Hause ist. Seine Frau sagt ihm, sie glaube nicht, dass seine Krankheit, wie sie seine Homosexualität nennt, mit dem Tod seines Liebhabers kuriert sei.

Niederhauser fällt in ein Loch. Ihm fehlt Hans, ihm fehlt der Grund, Schleching zu verlassen. Er ist jetzt 62 Jahre alt, für ein neues Leben in der Stadt fehlen ihm das Geld und der Mut. Bei einem Freund trifft er drei Jahre nach Hans’ Tod den Fritz, der ein wenig wie Alfred Biolek aussieht. Auch Fritz Rieperdinger ist verheiratet, hat Kinder und ist schwul. Auch er lebt auf einem Hof mit seiner Familie, die mit ihm leben muss.

Für die beiden Männer ist der andere nicht die große Liebe, aber eine große Chance: Zusammen können sie der Einsamkeit im Alter entkommen. Sie klopfen ihre Interessen ab, beide gehen gern in die Berge, beide mögen Tracht, beide haben nichts mehr zu verlieren. Ihre Beziehung ist ein Zweckbündnis, das stört sie aber nicht. Immer noch besser als der Terz bei ihren Familien. Für Niederhauser kann es sowieso nur eine Liebe geben, und die ist tot.

Im Wohnzimmer eines Freundes sei der Kaspar gesessen, erzählt Rieperdinger vom Tag, an dem sie sich kennenlernten, und er habe nicht viel mit ihm anfangen können. „Ich bin immer weiter von ihm weggerutscht, bis die Bank zu Ende war. Als der Kaspar vom Klo zurückkam, hatte diese Schlammsau die Hose offen.“ „Ich hab mich dann ganz nah an ihn ran gesetzt“, sagt Niederhauser. „Und dann nahm er mein zartes Pfötchen und hat es sich da hingelegt“, sagt Rieperdinger und zeigt auf seinen Schritt. „Dann ist er angesprungen“, sagt Niederhauser. Seitdem ist klar, wie es zu laufen hat: Rieperdinger kocht und bäckt, und Niederhauser gibt an, ob es schmeckt. „Ich bin kein Schmuser“, sagt er.

Wenn sie sich auf dem Sofa in ihrem geliehenen Zuhause ihre Leben von der Seele reden, dann berühren sie sich nicht. Sie reden schnell und ohne Pause, wollen sich mit krassen Anekdoten überbieten, wirken wie eine gefüllte Badewanne, die lang darauf gewartet hat, dass man ihr den Stöpsel zieht. Alles fließt. Sie benutzen dabei eine Sprache, deren Vokabular derb erscheint. Aber ihre Welt ist eine Macho-Welt. Wer kann am meisten saufen, wer hat den schönsten Gamsbart, wer den längsten?

Rieperdinger kommt nach ihrem Kennenlernen sehr häufig auf den Hof der Niederhausers, wo neben Marianne mittlerweile auch die jüngere Tochter mit ihrem Mann und den zwei Söhnen lebt. Die Männer geben sich wenig Mühe, ihre Beziehung vor der Familie zu verstecken. Rieperdinger bezieht bald ein Zimmer im ersten Stock, manchmal steht Niederhauser mitten in der Nacht auf und verlässt das Bett, das er noch mit seiner Frau teilt.

Die fühlt sich gedemütigt. Immer wieder. Zum Beispiel, als ihr Mann auf dem Bett liegt und die Füße wegzieht, als sie sich auf die Kante setzt. „Geh weg, ich will mit dem Fritzi alt werden“, sagt er. Ein anderes Mal möchte sie nach der Stallarbeit duschen, trifft die beiden im Bad, nackt, die Tür war nicht verriegelt.

Im Frühjahr 2008 verlassen Rieperdinger und Niederhauser den Hof und ziehen auf die Alm unter dem Gipfel des Geigelsteins. Sie gehört zum Familienbesitz, dort oben wird Käse gemacht und mit den Wanderern Geld verdient, die vorbeikommen und sich bewirten lassen. Die beiden Männer verbringen die Tage auf der Alm wie die Cowboys im HollywoodDrama am Brokeback Mountain. Hüten das Vieh, schlagen Butter, Fritz bäckt Kuchen und Hefezopf für die Touristen. Wenn die am Abend wieder absteigen, legen sich die beiden zwischen die Kühe auf die Weide und schauen der Sonne beim Untergehen zu. Hier oben sind sie frei.

Als der Almsommer 2008 durch frühe Schneefälle ein abruptes Ende findet, sie wieder zurück auf den Hof wollen, kommt es zum Eklat. Die Ressentiments, die sich über Jahrzehnte aufgestaut haben, brechen heraus. Die Tochter und der Schwiegersohn erwirken ein Hausverbot gegen die beiden. Es gibt Morddrohungen, Niederhauser enterbt seine Familie, Sodom und Gomorrha in Schleching, es ist nicht schön.

Niederhauser verlässt seinen Geburtsort. Alles, was er mitnimmt, sind seine Tracht und sein Freund Fritzi.

Seit er denken kann, wacht Niederhauser um halb fünf Uhr morgens auf. Der Fritz schläft dann noch. Diese Stunden sind für Niederhauser die schönsten des Tages. Wie einen Film lässt er sein Leben Revue passieren. Sucht sich die Episoden aus, die er besonders gern sieht. In jeder spielt Hans die Hauptrolle. Mit offenen Augen erlebt er die glücklichste Zeit seines Lebens noch einmal. Seine Familie kommt selten vor in seinen Filmen. Die Frau, die Töchter, die Enkel, die alle nichts mehr von ihm wissen wollen. Wenn er an sie denkt, taucht ganz kurz das schlechte Gewissen auf, weil er es ihnen schließlich auch nicht leicht gemacht hat. Aber das bleibt nie lange.

*Name geändert

Die dunkle Seite der digitalen Welt

Im Kongo, mitten im Krieg, wird unter unmenschlichen Bedingungen Erz für Handys und Computer geschürft. Ein deutscher Geologe will das ändern

Michael Obert, ZEITmagazin, 05.01.2011

Wie ein Wurm kriecht Simon* ins Innere der Erde, schiebt sich bäuchlings über nassen Lehm und kantigen Granit, durch einen Stollen, so eng, dass er sich nicht umdrehen, kaum Luft holen kann. Zehn Meter, zwanzig, dreißig. Immer neue Gänge öffnen sich, verzweigen sich wieder und wieder, und überall in dieser modrigen, glitschigen Unterwelt dreschen Männer mit Hammer und Meißel auf den Fels ein, die Gesichter mit Staub bedeckt, die Augen geweitet von der Finsternis.

Simon schlüpft in ein niedriges Gewölbe und beginnt sofort mit der Arbeit. Als kleiner Junge wollte er Tänzer werden, doch mit 14 Jahren war seine Kindheit vorbei, denn er musste sich allein nach Nyabibwe durchschlagen, zu einer der größten Erzminen in der Provinz Südkivu im Ostkongo. »Meine Eltern wurden im Krieg erschossen«, keucht Simon. »Ich hatte Hunger. Was sollte ich tun?«

Hunderttausende von Arbeitern wühlen sich in solchen Stollen durch entlegene Bergregionen und Urwälder im Kongo. Es sind entwaffnete Rebellen, entflohene Häftlinge, Deserteure, Räuber, Mörder, Verzweifelte. In bis zu 70 Metern Tiefe graben sie mit archaischen Werkzeugen nach kostbaren Erzen, ohne die unser Leben in der modernen Welt kaum vorstellbar wäre: Kassiterit und Coltan. Bis zu 60 Tonnen im Monat schlagen die Schürfer allein aus dem Berg von Nyabibwe. Erze, die in Handys und Laptops verarbeitet werden, in Digitalkameras, Flachbildschirmen und Spielkonsolen. Unersetzliche Rohstoffe. Allein über 1,2 Milliarden Handys wurden 2009 weltweit verkauft. Gesamtumsatz der Mobilfunkdienste: 578 Milliarden Euro.

Fünf Milliarden Menschen besitzen ein Mobiltelefon und versenden 200.000 SMS pro Sekunde. Und weitab von den durchgestylten Elektronik-Stores in Berlin, Tokyo oder New York, auf der dunklen Seite der digitalen Welt, müssen schon Achtjährige unter Tage schuften. Dort, in der Mine von Nyabibwe, wuchten sich Träger das Erz in zentnerschweren Säcken auf die Rücken, um es vom Fluss, in dem sie es waschen, 400 Höhenmeter hinaufzuschleppen, über einen zugigen Grat und auf der anderen Seite wieder hinunter zum Markt.

Hunderte werden in den Minen des Kongos jedes Jahr lebendig begraben oder ersticken in den Abgasen dieselbetriebener Wasserpumpen. Mit dem Ertrag ihrer Plackerei finanzieren bewaffnete Gruppen einen Krieg, der seit 15 Jahren wütet, mit Millionen von Toten. Menschenrechtsorganisationen fordern ein Handelsverbot für die »Blutmineralien«. Doch Experten warnen: Ein Boykott werde das Land noch tiefer in die Gewalt treiben. Eine scheinbar ausweglose Situation.

»Die Lösung ist ganz einfach«, sagt Uwe Näher hinter seinem Schreibtisch in der ostkongolesischen Provinzhauptstadt Bukavu. »Wir müssen den Weg des Erzes transparent gestalten – vom Stollen bis in die Hand des Verbrauchers.« Gepolsterte Sitzgruppe, Bruchsteinkamin. Am Konferenztisch sind zehn Stühle akkurat nebeneinander gerückt. Die schwarzen Lederbezüge riechen neu.

Es ist September 2010, vor ein paar Tagen hat Näher, Geologe der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR), sein Büro in Bukavu bezogen. Mit einer Handvoll Mitarbeitern soll der Mann aus dem fernen Hannover die verheerenden Zustände im Bergbau des Ostkongo zähmen.

Im Stakkato erklärt der deutsche Experte, wie er die Konfliktmineralien in saubere Rohstoffe verwandeln will: »Für jeden Sack Erz die genaue Herkunft bestimmen, den Weg lückenlos dokumentieren, in den Minen international gültige Standards einführen.« Dazu gehören Mindestlöhne für die Schürfer, geregelte Arbeitszeit, Sicherheit unter Tage. Das Ziel, sagt Uwe Näher, sei ein Gütesiegel für kongolesisches Erz nach dem Vorbild des Fairen Handels in der Lebensmittelbranche. Lokale Behörden sollen die Mineralien schon in den Minen registrieren und anschließend in speziellen Umschlagshallen die Zertifikate ausstellen. Die Exporteure in den Provinzhauptstädten Bukavu und Goma würden dann nur noch geprüfte Erze ausführen, internationale Unternehmen nur noch solche kaufen, damit illegal gehandelte Bodenschätze vom Weltmarkt ausgeschlossen werden. »So schaffen wir Inseln legitimen Bergbaus, die immer größer werden«, sagt Näher, »weil der Druck der Verbraucher und internationaler Regierungen auf die Industrie steigt, nur noch saubere Rohstoffe einzukaufen.« 3,2 Millionen Euro investiert das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung in dieses Projekt.

Beschlossen wurde das Vorhaben 2007 beim G-8-Gipfel in Heiligendamm. Als Alternative zu einem generellen Exportverbot ist es inzwischen eingebettet in die Strukturen des kongolesischen Bergbauministeriums und in eine Initiative von elf zentral- und ostafrikanischen Staaten gegen die illegale Ausbeutung natürlicher Ressourcen. Nun soll das Gütesiegel im Kongo endlich Wirklichkeit werden. »Wir sitzen in den Startlöchern«, sagt Uwe Näher. »Alles ist bereit.«

Doch um mit der Arbeit zu beginnen, müsste Näher in die Pilotmine von Nyabibwe reisen – und in den Bergen wird geschossen. Wer Bukavu verlässt, riskiert sein Leben. Näher sitzt fest.

Fünf Reisestunden entfernt klafft der zerschundene Steilhang von Nyabibwe wie eine riesige Wunde aus dem schwer zugänglichen Hochland. Abgerutschte Böschungen, schlammige Pfade, notdürftig errichtete Zelte. Pumpen rattern. Männer kriechen aus der Erde und verschwinden wieder darin. Oben auf einem schmalen Grat nisten ihre Hütten.

Malics Körper zittert unter einem Zentner Erz. Auf seinem schweißnassen T-Shirt lächelt Barack Obama. Zwei Tonnen Gestein schleppt der 25-Jährige jeden Monat über den Berg. Pro Tour erhält er vier Dollar. Einen davon muss er den Männern geben, die mit Schnellfeuergewehren an den Minenausgängen stehen. »Wenn du dich weigerst«, sagt Malic, »dann knallen sie dich ab.«

Die offiziellen Förderrechte für Nyabibwe hält seit 2008 das kanadische Unternehmen Shamika Resources, doch den beabsichtigten industriellen Erzabbau hat man wegen Sicherheitsrisiken auf unbestimmte Zeit verschoben. Unterdessen wird die Mine von der Pareco kontrolliert, einer kongolesischen Hutu-Miliz. Ihre Kämpfer sind inzwischen in die reguläre Armee integriert – ihre Geschäfte führen sie weiter. Nachts ziehen sie die Uniformen aus und steigen selbst in die Stollen, um sich Erz zu beschaffen. Sie erpressen Schutzgelder, erheben illegale Steuern und verleihen ihre Waffen an Räuber, um die Hälfte ihrer Beute zu kassieren.

Auch die Männer an den Minenausgängen gehören zur Pareco. Ein Dollar Wegzoll, das scheint nicht viel. Doch bei 300 Trägern am Tag und Scharen von Händlern, die den Arbeitern Nahrungsmittel bringen, machen die Wegelagerer im Monat bis zu 30.000 Dollar. Von den Geologen aus Hannover haben sie nie gehört. Ein Gütesiegel? »Die sollen nur kommen«, brüllt einer und schwingt die Kalaschnikow. »Die machen wir platt.«

Die Pareco sind Kongolesen und Hutu, doch ihrer Sprache wegen nennen die Schürfer sie »Ruander«. Im Ostkongo bedeutet das oft so viel wie: Feind. Nach dem ruandischen Völkermord an über 800.000 Menschen, zumeist Tutsi, flohen die dafür verantwortlichen Hutu-Milizen über die Grenze. Ruanda nahm dies 1996 zum Anlass seiner Invasion in den Kongo. So begann der Krieg, der im Osten des Landes bis heute andauert.

Es ist ein vielschichtiger Konflikt, neben dem Ringen um Bodenschätze wird er auch von Streitigkeiten um Land- und Weiderechte sowie von der Feindschaft zwischen Hutu und Tutsi und einer ganzen Reihe weiterer ethnischer Konflikte befeuert.

»Die Ruander holen nur Ruander raus«, erzählt William, ein junger Schürfer, der schon oft erlebt hat, dass seine Kameraden unter Tage bei Gasunfällen ohnmächtig wurden. »Wenn du Kongolese bist und noch atmest, ersticken sie dich mit deinem Hemd und entsorgen dich im Schacht.«

Krieg. Ins Innere der Berge getragen. Rebellen und marodierende Regierungssoldaten richten im Ostkongo massenweise Zivilisten hin. Allein im August haben Milizen im erzreichen Urwalddistrikt Walikale mehr als 300 Frauen und Kinder vergewaltigt. Fast täglich brennen Dörfer, Zehntausende sind auf der Flucht. Selbst knapp 20000 Blauhelme, die weltweit größte UN-Friedensmission, können all das nicht verhindern.

In diesem Chaos soll ein deutsches Zertifikat die Situation zum Besseren wenden? Ist das Größenwahn?

»In zwei Jahren sind unsere Pilotminen auf Mindeststandards getrimmt«, entgegnet Uwe Näher voller Zuversicht und reinigt gründlich die Gläser seiner Brille. »Dort wird das Erz dann legal abgebaut und gehandelt. Mit den Steuereinnahmen kann der Kongo Straßen, Schulen und Krankenhäuser bauen.« Draußen geht ein Regenguss nieder. Es ist früher Nachmittag in Bukavu und schon finster wie kurz vor Einbruch der Nacht.

Das wichtigste Kontrollinstrument für das Gütesiegel haben der Chefgeologe und seine Kollegen schon entwickelt: den geochemischen Fingerabdruck. Bei diesem neuen Verfahren untersuchen die Wissenschaftler mit Elektronenmikroskop und Massenspektrometer kleine Erzproben, um über das geologische Alter und die mineralische Zusammensetzung den Herkunftsort zu bestimmen und so zu klären, ob das Material aus einer sauberen oder schmutzigen Mine stammt.

Der Fingerabdruck kann derzeit allerdings nur im BGR-Labor in Hannover vorgenommen werden, und die Analyse einer Probe dauert drei Tage. Bisher fehlt Näher auch die Datenbank mit Informationen über die jeweilige Zusammensetzung des Gesteins in den einzelnen Minen. Im Projektgebiet gibt es mehr als 3000 davon, der BGR liegen jedoch nur knapp 50 Bodenproben vor, und die stammen aus dem Zentralafrikamuseum im belgischen Tervuren. »Deshalb müssen wir raus«, sagt Näher. »Raus in die Minen.«

Als kleiner Junge hat er die Höhlen der Schwäbischen Alb erkundet, später in München Geologie und Chemie studiert und in Bergwerken in Kanada, Grönland, Botsuana gearbeitet. Jetzt krempelt er nervös die Ärmel seines khakifarbenen Hemds hoch. Die Geologentasche mit Gesteinslupe, Pinzette, GPS hat er schon gepackt. Doch der Sicherheitsbericht der Blauhelme ist auch zwei Wochen nach seiner Ankunft nicht besser geworden. Langsam wirkt Näher frustriert: »Nyabibwe kann jeden Moment hochgehen.«

Explosiv ist die Lage auch, weil neben der Pareco weitere Milizen in der Gegend aktiv sind. Am Steilhang von Nyabibwe kriecht Mboko aus seinem Stollen, ein schlammverkrusteter, muskulöser Mann. Auf allen vieren zerrt er einen Sack mit Erz hinter sich her. 15 Jahre war Mboko alt, als Soldaten der kongolesischen Armee vor seinen Augen den Vater töteten, die Mutter vergewaltigten und ihr danach die Kehle durchschnitten. Er schloss sich den Mai-Mai an, einer Miliz, die für ihre Gewaltexzesse berüchtigt ist, »um es diesen Schweinen zu zeigen«.

Nach 20 Stunden unter Tage reibt sich Mboko die Augen, rekelt und streckt sich vor einer senkrechten Felsspalte. Es ist, als hätte der Berg ihn eben zur Welt gebracht. »Wir hatten tagelang nichts zu essen«, erzählt er im grellen Mittagslicht mit gedämpfter Stimme; in Nyabibwe wimmelt es von Spitzeln und schwer bewaffneten Soldaten, ein falsches Wort kann tödlich sein. »Der Kommandant befahl uns, Schürfer zu erschießen und ihm Coltan zu bringen.«

Kaufte der Kommandant dann vom Erlös Nahrung für die Kämpfer?

»Nein, er kaufte Kalaschnikows und sagte: Holt euch euer Fressen selbst.« So wurde auch Mboko zum Plünderer, Mörder, Vergewaltiger. »Wie die Monster, die meine Eltern auf dem Gewissen haben«, sagt er, der seine Waffen inzwischen abgegeben hat.

Nach einer Studie der amerikanischen Menschenrechtsorganisation Enough erwirtschaften bewaffnete Gruppen im Kongo mit Mineralien jährlich bis zu 225 Millionen Dollar. Die Hälfte des weltweit geförderten Coltans stammt aus dem Kongo und seinen Nachbarstaaten. Im Ostkongo liegen die Kosten des Abbaus bei rund 20 Dollar pro Tonne, in Australien, Kanada oder den USA sind sie fünfmal so hoch. Auch Kassiterit aus dem Kriegsgebiet ist billig zu haben, zu einem Viertel des Preises in Indien, Malaysia oder Indonesien. Kein Wunder angesichts der an Sklaverei grenzenden Arbeitsbedingungen.

Darüber hinaus wird ein Großteil der Mineralien an den Zoll- und Steuerbehörden vorbei gehandelt. Nachbarstaaten wie Ruanda profitieren im großen Stil von geschmuggelten Rohstoffen. Ein luxuriöses Neubauviertel am Rand der Hauptstadt Kigali nennen die Leute »Vive la guerre au Congo«, Hoch lebe der Krieg im Kongo.

Die größten Profite in der Handelskette erzielen jedoch multinationale Firmen, die Metalle aus den Erzen lösen, um diese in elektronischen Produkten zu verarbeiten. Eine der weltweit führenden Firmen dieser Branche ist H. C. Starck, eine ehemalige Tochter der deutschen Bayer AG. Der Spezialpulverhersteller mit Sitz in Goslar zerkleinert Coltan in Gesteinsmühlen und trennt mithilfe aggressiver Flusssäure Tantal heraus. Das ist ein anthrazitfarbenes Pulver, dessen nur wenige Tausendstelmillimeter kleine Körner zu Metallschwämmen umgeformt werden; Kondensatoren – winziger als Stecknadelköpfe –, die elektrische Ladung sehr schnell aufnehmen und wieder abgeben können.

In den Jahren 2000 und 2001 war H. C. Starck einer der Hauptabnehmer von Coltan aus dem Kongo. Trotz Bürgerkrieg, Massenhinrichtungen, Zwangsarbeit und Folter. Der Jahresumsatz betrug damals 1,3 Milliarden Deutsche Mark. Im Oktober 2002 warfen die Vereinten Nationen dem Unternehmen »Mitverantwortung für die grauenhaften Kämpfe« vor. Bis heute weist H. C. Starck jede Schuld von sich. »Wir haben damals einige Lieferungen von Händlern erhalten, die uns über die Herkunft getäuscht haben«, heißt es aus Goslar. Seither beziehe man kein Coltan mehr aus dem Kriegsgebiet. Damit ist die Akte Kongo für H. C. Starck geschlossen.

Inzwischen haben sich auch die meisten anderen europäischen und amerikanischen Erzverarbeiter aus dem Ostkongo zurückgezogen. Rund 90 Prozent der Produktion gehen heute nach Asien. Zwei der weltweit größten Zinnschmelzbetriebe werden seit Jahren von den Vereinten Nationen beschuldigt, sich mit Erz aus dem Kriegsgebiet zu versorgen: die Malaysia Smelting Corporation und die Thailand Smelting and Refining Company, die zum britischen Metallriesen AMC gehört. Auch chinesische Firmen kaufen zunehmend im Kongo ein.

Doch wer sieht einem in China oder Malaysia eingeschmolzenen, über Korea oder Russland an Apple oder Nokia gelieferten Material noch seine Herkunft an? Als ein Leser der New York Times kürzlich in der Chefetage von Apple anfragte, ob man sich dafür verbürgen könne, ausschließlich konfliktfreie Materialien zu verwenden, kam die Antwort prompt: Apple verpflichte seine Lieferanten zu sauberen Rohstoffen, Garantien gebe es aber keine.

Kein Wunder, dass sich – gleich neben Uwe Nähers Büro in Bukavu – hochrangige Vertreter von Motorola, Intel, IBM und weiteren Kommunikations- und Unterhaltungsriesen treffen. Besorgt um ihr Image, reden sie bei Lachshäppchen und exotischen Drinks zwei Tage lang von »Nachhaltigkeit« und »sozialer Verantwortung«. Vor ihrer Abreise besuchen sie vom Aussterben bedrohte Berggorillas. Bei den Schürfern lässt sich kein Manager blicken.

Unterdessen gibt es für Nyabibwe noch immer kein grünes Licht. Die Sicherheitswarnungen der UN gelten nach wie vor, das Bergbauministerium hält einen Besuch der Minen für lebensgefährlich. Uwe Näher hat wenigstens Ablenkung, er muss die Hostessen und das Catering für die offizielle Büroeinweihung organisieren. Die deutsche Flagge hat er in Kinshasa vergessen. Vielleicht kann ihm die Hilfsorganisation nebenan eine leihen. Es ist eine bittere Ironie, dass Näher mit seiner Hoffnung auf eine stabilere Sicherheitslage ausgerechnet auf die kongolesische Armee setzen muss und damit auf Generäle und Politiker, die oft selbst im illegalen Erzgeschäft mitmischen und mit den Erlösen reihenweise Villen, Hotels und Restaurants an den hübschen Buchten des Kivu-Sees finanzieren – dieselben Leute also, die Näher mit seinem Gütesiegel abservieren will. Deutsche Geologen wollen den Ostkongo retten, doch der sträubt sich.

»Da muss jetzt die Regierung ran!«, sagt Näher, der allmählich die Geduld verliert. Doch die sitzt weit weg in Kinshasa und hat im Osten des Kongos wenig zu melden. Menschenrechtler, Journalisten, Geistliche, die für einen Wandel eintreten, sind schon spurlos verschwunden, unbequeme Politiker erschossen worden. »Ich habe keine Angst«, sagt Näher. »Wir haben vollen Rückhalt aus dem Bergbauministerium.« Auch der Provinzgouverneur zähle zu seinen Verbündeten.

Nein, Uwe Näher reist nicht ab. Er hält an seiner Vision fest. Lippenbekenntnissen der Industrie und dem Chaos setzt er etwas Konkretes entgegen: »Die Rohstoffe sind das Potenzial, mit dem wir den Krieg im Kongo beenden und die Armut besiegen können.«

Doch über Nacht rückt Nyabibwe in noch weitere Ferne. Überraschend verhängt Kongos Präsident Joseph Kabila einen Mineralienbann, um der Erzmafia, die den gesamten Osten des Landes destabilisiere, das Wasser abzugraben. Ab sofort darf kein Gramm Erz mehr abgebaut werden. Auf unbestimmte Zeit. Bei Verstößen gegen die Anweisung droht Gefängnis.

In Nyabibwe bleiben schon in den ersten Tagen des Banns die Bambusablagen leer, auf denen sich sonst getrockneter Aal, Maniokmehl und Avocados stapeln. Auch um die kleinen Läden und Garküchen herrscht gespenstische Stille. Lastwagenfahrer, Gemüsehändler, Polizisten, Huren: Hier lebt jeder vom Erz. Selbst im Vatikan, einer Spelunke aus Brettern und sonst so etwas wie das Epizentrum des Nachtlebens, torkelt nur ein einsamer Mann über die Tanzfläche, sich selbst umarmend. »Wenn kein Geld im Umlauf ist«, sagt der Wirt, »ist der Laden tot.«

Das gilt für den ganzen Ostkongo. Rund zwei Drittel ihrer Einkünfte beziehen die Kivu-Provinzen aus dem Bergbau. Jetzt steht alles still. Zu Hunderten strömen die Schürfer an diesem Nachmittag aus der Mine ins Zentrum von Nyabibwe, kräftige

Männer in Lumpen mit zornigen Gesichtern. Überall füllen sie die staubigen Straßen, stehen einfach nur da. Keine Musik. Keine Kinder. Kein gutes Zeichen in Afrika. Dafür wimmelt es von Soldaten mit verspiegelten Sonnenbrillen, Kalaschnikows und Panzerfäusten. Die Handgranaten locker in der Hosentasche und 50 Schuss im Patronengurt, rauchen sie Marihuana und ölen mit Zahnbürsten ihre Schnellfeuergewehre. »Wovon sollen wir leben?«, schreit plötzlich ein Schürfer. Und ein anderer, mit erhobener Faust: »Wir werden trotzdem arbeiten! Bringt uns doch um!« Gebrüll. Staub wirbelt auf. »Sie werden die Stadt kurz und klein schlagen«, fürchtet Monsieur Ngoyi, dem das Café de Mine gehört, eine Terrasse mit zwei wackligen Tischen.

Der Mineralienbann lässt erahnen, was eintreten wird, sollten internationale Lobbyisten im Gefolge von Menschenrechtsorganisationen wie Global Witness oder Enough einen umfassenden Boykott für kongolesisches Erz durchsetzen. Die Rohstoffe mögen der Motor für den Krieg sein, doch das heißt noch lange nicht, dass man diesen Motor nur abwürgen muss, um Frieden zu schaffen.

Im Gegenteil. Vor dem Café de Mine fahren Armeelastwagen vor. Die Gewehrkolben von Soldaten schleifen an den Hausfassaden. Die Schürfer kochen vor Wut. Ein muskelbepackter Hüne drängt sich vor. Was wird er machen, wenn er nicht mehr in den Stollen darf? »Einen Polizisten vom Motorrad reißen und mir seine Waffe holen«, brüllt er, die Taschenlampe in der Faust wie einen Knüppel. »Dann lege ich einfach Leute um.« Und dann, ermutigt vom Beifall seiner Kollegen: »Oder ich schließe mich den Rebellen an. Von irgendetwas muss ich ja leben.«

Uwe Näher sieht aus dem Fenster. Der Kivu-See verschwimmt im Regen, dunkle Wolken treiben auf Bukavu zu. Von Norden her. Aus Richtung Nyabibwe. Herr Näher, seit Wochen müssen Sie schon in Ihrem neuen Büro warten, Sie joggen in kurzen Hosen durch Bukavu und essen abends Steinofenpizza in der Coco Lodge. Experten der Vereinten Nationen glauben, der Kriegszustand rund um die Minen könnte noch jahrelang anhalten. Wie wollen Sie da Ihren Zeitplan einhalten, wie an Ihre Bodenproben kommen? Näher überlegt. »Wir haben Kontakte zur geologischen Fakultät in Bukavu geknüpft«, sagt er schließlich. »Wir schicken Studenten rein, die fallen nicht so auf.« Vor Kurzem wurde ein Mann vom Bergbauamt in Nyabibwe von den Schergen der Pareco gefoltert. Nur um Haaresbreite hat er überlebt. Was, wenn die Studenten sich nicht in die Minen trauen? Gehen Sie dann selbst rein? »Ich bin nicht Rambo«, sagt der Geologe; draußen grollt ein Donner wie Geschützfeuer. »Ich springe nicht aus dem Hubschrauber ab, hinter die feindlichen Linien. Ich gehe nur in sichere Minen.« Das deutsche Gütesiegel für kongolesisches Erz bleibt vorerst vor allem eins: eine schöne Idee.

Made in Japan

Der Modemacher Ryota Shiga wurde von der Katastrophe in Fukushima aus der Heimat vertrieben. Nun will er, zwischen Flüchtlingscamps und Trümmerlandschaften, eine Kollektion entwerfen, die der Welt die japanische Seele zeigt.

Alexander Osang, Spiegel, 18.04.2011

Der Modemacher kniet in der Tokioter Halle für Kampfsport wie das Opfer einer Verwechslung. Die Kampfsporthalle ist eine graue, abgewetzte und lichtlose Betonschale, aber seit dem großen Erdbeben wird hier nicht mehr gekämpft. Die Ränge unterm Hallendach sind leer, der Boden wurde mit Matten ausgelegt, auf denen Flüchtlinge übernachten, die ihr Revier mit Pappen und Plastiktrennwänden notdürftig abgesteckt haben. Auf einer dieser Inseln kniet der Modemacher. Er trägt eine enge schwarze Lederjacke, ein graues T-Shirt, schwarze Jeans und einen fein ausrasierten Kinnbart. Die Hände hat er auf die Oberschenkel gestützt, sein Rücken ist durchgedrückt, der Blick ist ernst. Neben ihm knien, in ähnlicher Haltung, ein weiterer dünner Mann in einer engen schwarzen Lederjacke und ein Mädchen in einem lilafarbenen Steppanorak. Das sind der Friseur des Modemachers und dessen Assistentin.

Die meisten Menschen in der Halle sehen aus wie Flüchtlinge, der Modemacher aber sieht aus wie ein Modemacher. Er heißt Ryota Shiga, ist 26 Jahre alt und stammt aus der Stadt Iwaki, die 40 Kilometer vom Kernkraftwerk Fukushima entfernt ist. Er hat dort alles zurückgelassen, seine Familie, sein Atelier, seine Nähmaschinen, seine Heimat, seine Wohnung und die Kleider, die er entworfen hat. Er ist ein Flüchtling wie die anderen hier, aber er hat den Kopf voller Ideen. Ideen muss man nicht zurücklassen, wenn eine Flutwelle kommt. Ryota Shiga spricht von seiner Frühjahrskollektion, die er in ein paar Tagen in einem Penthouse in Tokio zeigen will.

"Eigentlich wollte ich meine Sachen auf der Tokyo Fashion Week im März vorstellen. Aber die ist ja ausgefallen. Natürlich. Und dafür mache ich Ende April diese Show. Das wird auch gut."

Ryota Shiga nickt seinen Worten hinterher. Auch die beiden anderen Schiffbrüchigen auf der Matteninsel nicken. Der andere Mann heißt Tomoyuki Kagawa, ist 32 Jahre alt und hat einen Frisiersalon in Iwaki, sagt er, seine Assistentin heißt Akiko Abe, ist 24 Jahre alt und mit ihrem Dackel hier, der allerdings draußen im Auto des Friseurs

kampiert, weil im Lager keine Tiere erlaubt sind. Der Dackel heißt Yukichi. Das bedeutet so viel wie: viel Glück.

Shiga erzählt von der Kollektion, die er im letzten Jahr in Neuseeland und Singapur begonnen hat, wo er Wettbewerbe gewann. Er spürte, wie er nach all seinen Studienjahren in Japan und Europa langsam einen eigenen Stil entwickelte, sagt er. Eine eigene Sprache. Er beschreibt die Idee, die dahintersteckt, die Geschichte, wie er es nennt, er berichtet von japanischer Tradition, Natur und Körperverständnis. Es ist nicht einfach, ihm dahin zu folgen, was daran liegen kann, dass er hier auf seiner Turnmatteninsel keine Beispiele zeigen kann, weil seine Kleider zu Hause im Atelier hängen, aber auch daran, dass es unruhig wird in der Halle des Kampfsports. Die Flüchtlinge erheben sich von ihren Matten und laufen nach draußen, wo gerade der berühmteste Sumo-Ringer der Welt eintrifft, Hakuho, der gemeinsam mit ein paar Kampfgefährten den Flüchtlingen Essen servieren und Mut zusprechen will.

Hakuho ist ein Superstar in Japan. Aber Shiga, Kagawa und Akiko bleiben auf ihrer Matte hocken.

"Ich interessiere mich nicht so für Sumo-Ringen", sagt der Modemacher und spitzt die Lippen. Irgendwann erhebt er sich doch und geht langsam mit seinen beiden Gefährten hinaus in die Sonne, um sich das Spektakel anzuschauen.

Es gibt Chanconabe, einen Eintopf, von dem sich Sumo-Ringer hauptsächlich ernähren. Chanconabe ist, wie es aussieht, eine Wurstsuppe mit Fleischklößen und Nudeln, die in riesigen Kesseln gekocht wird. Man wird schon vom Geruch satt. Auf dem Platz vor der Turnhalle sind ein paar Zelte mit Kochherden sowie Tische und Bänke aufgebaut worden, auf denen die Flüchtlinge Platz nehmen. Ein Dutzend Sumo-Ringer in Kimonos servieren die Suppe und verteilen sich dann auf die Tische, zur Ermutigung.

Hakuho, der Superstar, setzt sich zu einer Frau aus Iwaki und ihren beiden Kindern. Ein neunjähriges Mädchen und ein siebenjähriger Junge. Hakuho ist 160 Kilogramm schwer, hat ein zerknautschtes Blumenkohlohr und einen schimmernden Zopf, der aussieht, als wäre er gebügelt, lackiert und dann auf seinem Kopf festge-tackert worden. Er wirkt freundlich, fast ein bisschen hilflos. Die viele Wurstsuppe hat praktisch jede Falte aus seinem Gesicht getrieben. Er sitzt neben dem Jungen aus Iwaki wie ein Spielkamerad, der Kontakt sucht. Ein kleines und ein dickes Kind.

"Ich kann dich schlagen", sagt der siebenjährige Junge aus Iwaki.

"Gut", sagt der berühmteste Sumo-Ringer der Welt.

Sie stellen sich in den Hof, umringt von Fotografen. Der Junge springt dem Dicken ein paarmal gegen den Bauch. Der lächelt und haut dem Kleinen mit der Bärentatze auf den Kopf, dass der ins Taumeln gerät und seine Mutter die Hände vors Gesicht schlägt. Doch der Junge bleibt stehen, sie setzen sich wieder an den Tisch und warten, wie es weitergeht mit der Ermutigung.

Hakuho stammt eigentlich aus der Mongolei. Hat er in den letzten vier Wochen manchmal darüber nachgedacht wegzugehen?

"Ach, das wäre keine so gute Idee. Sumo ist ja ein japanischer Sport. Und Sumo ist das, was ich mache."

Stille, Regungslosigkeit, Hakuhos Züge sind ausdruckslos wie Tofu. Man kann auch am Gesicht des berühmten Sumo-Ringers beschreiben, wie Japan auf die Krise reagiert. Ein Berg läuft nicht weg. Der Berg bleibt. Hakuho, berühmtester Sumo-Kämpfer der Welt, sitzt auf seiner Bank wie ein vergessenes Spielzeug. Der Junge aus Iwaki streitet sich mit seiner Schwester, die Mutter gibt ein Zeitungsinterview. Sie wollen morgen weiter nach Westen ziehen, zu Familienangehörigen, wo es noch sicherer ist. Die Strahlung, man weiß ja nie, was ist, wenn der Wind dreht. Hakuho starrt. Der Berg sitzt. Irgendwann kommt das Zeichen, und die dicken Männer gehen zurück zum Bus. Der gelbe Sumo-Bus rollt langsam weg, in den Fenstern große, weiße Gesichter, wie Monde. Die Flüchtlinge sind jetzt wieder unter sich. Sie wirken ein wenig aufgescheucht, aber eigentlich nicht so richtig ermutigt.

Der Modemacher und seine Freunde stehen an der Hallenwand im Schatten und sehen dem gelben Bus hinterher. Shiga hat die Hände in die Hüften gestemmt. Er sieht aus, wenn man das so sagen kann, wie das Gegenteil eines Sumo-Ringers. Er ist klein, dünn, zappelig und zeigt jede Emotion. Wenn er etwas Trauriges erzählt, schießen ihm sofort die Tränen in die Augen; findet er etwas komisch, explodiert ein hohes Kichern in seinem Gesicht. Er wartet nicht, er bewegt sich. Er will Dinge nicht hinnehmen. Er ist kein Berg. Er will zwar nicht nach Europa, sagt er, er will in Japan bleiben, weil alles, was er in seiner Mode erzählen will, mit seiner Heimat zu tun hat. Aber er möchte ein anderes Japan verkörpern.

Shigas E-Mail-Adresse lautet: yamato-damashi. Die Seele Japans.

Seine Eltern seien einfache Leute, sagt er. Die Mutter ist Krankenschwester, der Vater Anstreicher. Sie wohnen am Stadtrand und erwarteten, dass er einmal so wird wie sie. Er hat lange Fußball gespielt, defensives Mittelfeld, was dem Vater gefiel. Mit 14 ist er dann aber zum ersten Mal nach Tokio gefahren, er hat sich auf Flohmärkten

herumgetrieben, Kleidungsstücke billig gekauft, verändert und in Iwaki mit Gewinn weiterverkauft.

Mit 16 bekam er seine erste Nähmaschine, mit 18 begann er ein vierjähriges Studium an der Tokyo Fashion School. Auf einer Nachwuchs-Show gewann er das Stipendium eines großen japanischen Konzerns. Er ging für anderthalb Jahre auf ein Mode-College in Antwerpen, Belgien, und danach ein halbes Jahr in die Lehre des Mailänder Designers Antonio Berardi. Dann kam er zurück nach Iwaki. Sein Vater baute ihm in einem Seitenflügel ihres Hauses ein kleines Atelier nach seinen Entwürfen. Er gewann Wettbewerbe in Asien und Australien und wurde nun zum ersten Mal auf die Tokyo Fashion Week eingeladen.

Dann kamen das Beben, der Tsunami und die Explosion im Kraftwerk. Die Fashion Week wurde abgesagt.

Zwei Wochen lang hat er als Freiwilliger im Hilfszentrum von Iwaki gearbeitet, das im Konzerthaus der Stadt eingerichtet worden war. Hier schliefen die Menschen, deren Häuser von der Welle weggespült worden waren. Shiga kümmerte sich um ihre Sorgen und verfolgte nebenbei die japanischen Medien, laut denen die Situation am Reaktor sich zu beruhigen schien. Er verglich die Informationen mit denen der ausländischen Medien im Internet, mit den Berichten auf Twitter. Er hat Unterschiede festgestellt, Strahlenwerte, die ihn beunruhigten.

Er ging zum Bürgermeister von Iwaki, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Doch der zeigte nur aus dem Fenster und sagte: Schau, Junge, das Leben geht doch wieder los. Ryota Shiga erzählte seiner Familie jeden Abend, dass sie hier nicht mehr sicher seien. Die Großeltern sagten, sie seien zu alt, um noch mal umzuziehen, die Mutter sagte, sie werde im Krankenhaus gebraucht, sie könne gerade jetzt ihre Patienten nicht im Stich lassen. Immerhin überzeugte er seinen Vater und seinen kleinen Bruder, mit nach Tokio zu kommen. Aber nach vier Nächten im Flüchtlingslager fuhren auch die wieder nach Hause.

Alles war doch wieder normal.

"Die japanische Mentalität, die Dinge so hinzunehmen, wie sie sind, macht mich ganz krank", sagt Shiga. "Die Regierung sagt: Alles ist gut. Und dann ist es auch gut. Und wenn ich meinen Eltern sage: In 20 Jahren sterbt ihr, dann sagen die: Dann sterben wir eben. Mein kleiner Bruder ist schon genauso."

Seine Augen füllen sich mit Tränen.

"Ich will so nicht leben", sagt er.

Er hat alle Stücke seiner Kollektion genommen, die er tragen konnte, und sie in den Kleiderschrank einer Freundin in Tokio gehängt. Im Flüchtlingslager hat er dann Kagawa und Akiko getroffen, die schon am Tag nach der Reaktorkatastrophe nach Tokio geflohen waren. Den Friseur kannte er bereits aus Iwaki. Jetzt muss man sehen, wie es weitergeht. Eins steht fest: Er ist kein Berg.

Zwei Tage später bekommen die Bewohner der Kampfsporthalle das Angebot, ins Grand Prince Hotel umzuziehen. Das Grand Prince ist ein Luxushotel in der Nähe der kaiserlichen Residenz, das im März aus Kostengründen dichtmachen musste. Es ist turmhoch, es gibt Bäder und Privatheit dort, aber nicht mal ein Viertel der Flüchtlinge aus der Turnhalle nimmt das Angebot an.

"Sie haben Angst vor Veränderung", sagt Ryota Shiga. "Wenn der Plan sich ändert, wird der Japaner unruhig." Er steht in der riesigen Marmorhalle des Hotels. Außer ihm haben sich hier noch etwa 40 Ordnungskräfte in Westen versammelt, die darauf warten, dass jemand kommt, den sie registrieren können. Aber es kommt niemand. Es gibt nur Licht und unendlich viel Marmor.

Shiga wohnt mit seinen Freunden im 16. Stock, sie teilen eine Suite. Es ist richtig viel Platz, sagt er, aber seine Augen sind blutunterlaufen. Yukichi, der Dackel, ist mit ins Apartment gezogen, und Shiga hat eine schlimme Hundehaar-Allergie. Aber Yukichi hatte es ja auch nicht leicht in den letzten Wochen. Außerdem haben sie beschlossen, den Dackel morgen zurück zu Akikos Eltern zu bringen, die in einem Dorf nördlich von Iwaki wohnen. Tomoyuki Kagawa will sich bei der Gelegenheit den Zustand seines Frisiersalons ansehen, er selbst möchte die restlichen Kleider abholen und noch mal versuchen, seine Familie nach Tokio zu holen, wenigstens jedoch seinen kleinen Bruder.

Es sind gut 200 Kilometer von Tokio nach Iwaki, 10 Kilometer weiter endet der 30-Kilometer-Radius, bis zu dem eine Evakuierung empfohlen wird. Sie haben sich einen Tag ausgesucht, an dem es nicht regnet, weil Regen die Radioaktivität aus dem Himmel wäscht und die Strahlenwerte auf dem Boden sich plötzlich stark erhöhen können. Im Auto checkt Shiga noch mal bei Twitter die durchschnittliche Strahlenbelastung von gestern. Iwaki hatte 0,7 Mikrosievert pro Stunde. Das ist in Ordnung. Die Autobahn in den Norden ist gut gefüllt, alles wirkt völlig normal. Nur manchmal, unter einer Brücke oder an einem See, schlägt der Geigerzähler urplötzlich für ein paar Sekunden stark nach oben aus, als lauerte dort draußen hier und da ein radioaktives Monster im Gebüsch.

Akikos Dorf heißt Yotsukura und liegt etwa 32 Kilometer vom Reaktor entfernt auf einem Hügel. Die Luft flirrt, bis man sich einbildet, die Strahlen sehen zu können. Das Haus der Eltern steht allein am Straßenrand, daneben ein Salatfeld. Kein Mensch ist zu sehen. Akiko bringt den Hund weg, bleibt eine halbe Stunde, dann kommt sie zurück und setzt sich schweigend ins Auto. Wahrscheinlich fühlt sie sich, als hätte sie das Tier im Heim abgegeben oder beim Hundeschlächter.

"Yukichi hat es hier schon besser", sagt Kagawa, ihr Chef. Sie fahren in weiten Kurven hinunter zum Strand von Iwaki, die Viertel dort sind vom Tsunami fortgespült worden. Es gibt nur noch Berge aus Latten, Steinen und Stahlträgern, hier und da kann man ein Auto erkennen, ein Boot oder einen Häusergiebel.

Ryota Shiga seufzt aus dem Fond, manchmal stößt er einen hohen spitzen Schrei aus, als stäche ihm jemand ein Messer ins Bein. Er kommt zum ersten Mal nach dem Beben in die Gegend zurück, wo er als Junge oft mit seinen Eltern baden ging. Es ist furchtbar. Hinter einer Brücke steuert Kagawa den Wagen in Richtung Wasser, eine Straße entlang, die aussieht, als sei sie von Bulldozern geschaffen worden. Links und rechts türmen sich Trümmer, über die Soldaten mit langen Stöcken wandern. Sie suchen nach Toten. Kagawa stoppt den Wagen.

Es ist heiß, die Luft riecht nach Verwesung. Die Soldaten kommen aus einem Infanterieregiment ganz im Süden von Japan. Sie seien seit zwei Wochen hier stationiert, sagt Hauptmann Makoto Kishimoto, der den Einsatz leitet. Sie wohnen in einer Turnhalle in der Stadt, besonderen Strahlenschutz haben sie nicht, aber die Strahlung hier sei ja auch nicht so hoch.

Haben sie denn Messgeräte?

"Das nicht", sagt Hauptmann Kishimoto. "Aber wenn es gefährlich wäre, würde man uns das ja wohl mitteilen."

800 Menschen werden in Iwaki noch vermisst. Sie hätten natürlich keine Hoffnung, jetzt noch jemanden zu finden, dem sie irgendwie helfen könnten, sagt der Hauptmann. Aber man könne ja nicht einfach aufhören zu suchen.

Kagawa, Shiga und Akiko betreten das Land wie einen fremden Planeten. Vorsichtig und fassungslos wandeln sie in ihren Stadtsachen durch die Wüste zum Wasser. Alles ist kaputt, doch ganz am Ende steht wie ein Wunder ein unversehrter alter japanischer Schrein im Geröll. Sie bleiben einen Moment davor stehen wie vor einem Altar.

Spätestens jetzt ist den dreien klar, dass sie sich auf einer Abschiedsreise befinden. Sie besuchen noch einmal den Frisiersalon von Kagawa, der im Stadtzentrum liegt. Ein breites silbernes Band läuft um den Häuserblock, auf dem Band steht "Majestic". Die Bürgersteige vor dem Geschäft sind aufgeplatzt, die Gehwegplatten kippeln wie Eisschollen, auch die Straße hat durch das Erdbeben tiefe Risse bekommen. Die Schaufenster sind unversehrt, aber man sieht ihnen an, dass der Laden nicht mehr lebt. Drinnen liegen die Flaschen und Dosen, die Bürsten und Föhne, die Modemagazine auf dem Boden, die das Beben aus ihren Regalen schüttelte, ein Stuhl ist umgekippt, zwei Spiegel zerbrochen, und doch sieht man, wie großzügig und modern der Salon war. Nach zehn Minuten schließt Kagawa die Tür ab und dreht sich schnell weg. Er stammt eigentlich aus Tokio, aber dort hätte er es sich nie leisten können, einen Frisiersalon zu betreiben, der seinen Vorstellungen entsprach. Also zog er vor acht Jahren in die Provinz und eröffnete vier Jahre später "The Majestic", das erste Haus in der Stadt. Das ist nun vorbei.

Im Hilfszentrum, für das Shiga zwei Wochen lang arbeitete, leben noch etwa hundert Flüchtlinge. Sie haben ihre Habseligkeiten im Foyer und an den Garderoben des Konzerthauses ausgebreitet. Im ersten Stock kniet ein schwerer, bärtiger Mann mit einem langen Zopf auf seiner Matte und murmelt vor sich hin. Ryota Shiga lässt sich neben ihm auf die Knie fallen und greift seine Hand. Das Gesicht des Mannes hellt sich auf, und man erkennt, dass er blind ist. Shiga hat ihn hier begrüßt und betreut, als der Mann, dessen Haus von der Flut weggespült wurde, vor etwa vier Wochen mit seiner alten Mutter im Hilfszentrum ankam. Die beiden Männer reden leise miteinander, die Mutter liegt daneben, regungslos.

Am Ende des Ausflugs besuchen die drei Shigas Familie. Das Haus steht an einem Berghang am Rande der Stadt. Es schließt sich um einen kleinen japanischen Garten, mit ein paar Bonsais und einem Gemüsebeet, in dem Kohl, Zwiebeln und Brokkoli wachsen. Im Beet steht Yemichi Shiga, der Großvater Ryotas, mit einer Gießkanne. Er begrüßt seinen Enkel mit einem strahlenden Lächeln.

"Das Gemüse willst du doch nicht etwa essen?", schreit Ryota. Sein Großvater ist 85 Jahre alt und sehr schwerhörig.

"Klar essen wir das", sagt der Großvater und lacht. "Der Brokkoli ist wunderbar."

"Vor drei Wochen hast du das aber noch nicht gedacht", ruft der Enkel.

"Was?", ruft der Opa, und Ryota Shiga bricht in sein meckerndes Kichern aus. Der Opa lacht mit und wäscht sich die Hände in einer rostigen Eisenwanne, die aussieht, als wäre alle Radioaktivität, die über Iwaki im Himmel schwebte, hineingeregnet.

Ryotas Vater tritt aus der Tür des Wohnhauses, schaut zu der Abordnung in seinem Garten, nickt seinem Sohn kurz zu, der Sohn nickt zurück. Dann geht der Vater ins Haus zurück. Der Modemacher wirkt für einen Moment steifer, eckiger, aber als er schließlich in seinem kleinen Atelier ist, löst sich all die Spannung.

Er rückt die Kleiderpuppen hin und her, zieht Kleider, Sakkos und Kimonos aus Kleidersäcken, rollt Stoffballen aus, die mit seinen Entwürfen bedruckt sind. Er marschiert mit kleinen Schritten durch das kleine Atelier. Er berührt seine Stoffe so zärtlich wie Kinderhaut, zupft hier und da Staubflocken ab, blättert Mappen mit Zeichnungen auf den Tisch und versucht noch einmal zu erklären, welche Geschichte er erzählen will.

Es ist wohl im Großen und Ganzen eine Geschichte, die von Mentalitätsunterschieden zwischen der östlichen und der westlichen Welt handelt. Shiga sagt, dass die Frauenmode im Westen die Körper der Frauen eher herausstellt, während die Kleider in seiner Heimat eher dazu da sind, die Erwartungen an die Körper zu schüren. Er referiert über den unterschiedlichen Körper der westlichen und der östlichen Frau, über Hüften, Brüste, Beine und die Stelle im Nacken der japanischen Frau, der einheimische Dichter seitenlange, knisternde Lobeslieder widmeten.

Er will, sagt er, japanische Mode für die westliche Welt produzieren. An der Wand hängt eine Zeichnung, auf der Ryota Shiga das Antlitz seiner Muse skizziert hat. Sie hat blonde Haare, riesige blaue Augen und erinnert vage an Nadja Auermann, die in einen japanischen Comic geraten ist. Auf der Visitenkarte des Modemachers ist ein blondes, slawisch aussehendes Mädchen in einem weiten weißen Anzug vor einer schneebedeckten japanischen Landschaft zu sehen. Die Natur seiner Heimat fließt in die Muster seiner Stoffe, sagt Ryota Shiga, die Motive drehen sich um Pflanzen, Tiere und oft um Wasser.

Es ist, wie gesagt, nicht einfach, aber die Kleider sehen schön aus.

Am Abend, als Ryota die Sachen verpackt, die er für die Show mit nach Tokio nehmen will, kommt dann auch seine Mutter vorbei. Sie versteht die Geschichten nicht, die ihr Sohn erzählen will. Sie versteht auch den Beruf nicht, den er ausübt. Für sie ist das ein Hobby. Sie hofft immer noch, dass er irgendwann etwas Richtiges lernt. Sie erklärt wieder, dass sie ihr Krankenhaus nie verlassen würde. Die Patienten brauchten sie, gerade jetzt. Wenn die jüngeren Schwestern gehen, die, die noch kleine Kinder haben, das könne sie noch verstehen. Sie würde es sogar begrüßen, wenn ihr jüngerer Sohn die Stadt verließe. Aber sie, nein, sie sei jetzt 53 Jahre alt. Es interessiere sie nicht, was in 20 Jahren passiere.

Ihr Sohn sieht von einem Kleidersack auf, schüttelt den Kopf und sagt: "Versprich mir wenigstens, dass du weiterhin nichts von dem Gemüse dort draußen isst. Großvater macht das nämlich."

"Ich auch", sagt die Mutter.

"Aber vor zwei Wochen hast du doch noch gesagt, das könne man auf keinen Fall essen", ruft Shiga.

"Ja, das war vor zwei Wochen", sagt seine Mutter. "Die Dinge haben sich doch verbessert."

"Sagt wer? Die Regierung?", ruft Shiga.

Die Mutter zuckt mit den Schultern.

Sie hat noch einen Tipp, was man mit Zwiebeln machen könne, die zu viel Radioaktivität abbekommen hätten. Man wickle sie acht Tage lang in Zeitungspapier. Dann seien die Strahlen so gut wie raus. Habe sie irgendwo gehört.

Als sie die Sachen in den Wagen tragen, der draußen vorm Haus wartet, begegnet Shigas Mutter zum ersten Mal Kagawa, dem Friseur. Einem Mann, der sich so ähnlich kleidet wie ihr Sohn, so ähnlich redet und sich so ähnlich bewegt. Shiga stellt seinen Freund vor. Die Mutter sieht den Friseur an, die enge Hose, die Brille, die Haltung. Sie starrt einen Moment ratlos. Dann verbeugt sie sich. So richtig wird sie ihren Sohn nie begreifen, aber sie versteht schon, dass er nicht so sein will wie sie.

Es wird schnell dunkel und sehr kalt in Iwaki. Die Kleider sind im Kombi des Friseurs verstaut, aber Ryota Shiga versucht immer noch, seinen kleinen Bruder zu überzeugen, mit ins Auto zu steigen. Er redet und redet, aber der Bruder will nicht. Er ist 16, er sagt, es sei ihm egal, wenn er in 20 Jahren stürbe. Mit 36 Jahren sei man sowieso alt. Es hat keinen Zweck.

Ryota Shiga lässt seine Familie zurück wie Akiko Abe ihren Dackel.

Der Modemacher ist sehr still auf der Rückfahrt nach Tokio. In Ryota Shiga wächst das Gefühl, dass alles, was er heute gesehen hat, alles, was er in den letzten Wochen erlebt hat, auch mit der Mode zu tun hat, die er entwerfen wird. Er muss eine

Geschichte finden. Eine Sprache. Tokio blinkt und flimmert in der Nacht. Die große, endlose Stadt nimmt die drei Heimatlosen auf wie ihre Kinder.

Am nächsten Tag erschüttert wieder eines der starken Nachbeben die japanische Ostküste. Sie sind inzwischen so stark, dass niemand genau sagen kann, ob es sich überhaupt noch um Nachbeben handelt oder schon wieder um ein neues Beben. Das Epizentrum lag diesmal fast genau unter Shigas Heimatstadt. Sechs Menschen starben, Iwaki war stundenlang ohne Strom und Wasser, Häuser brannten. Shiga hat sofort mit seiner Familie telefoniert. Es geht ihnen gut, aber sie haben immer noch kein Wasser. Er hat gehofft, dass sein kleiner Bruder nun endlich Vernunft annehmen und ihm nach Tokio folgen würde. Aber der Bruder will in Iwaki bleiben.

Es ist nicht leicht, in diesen Tagen ein europäisch aussehendes Model in Tokio zu finden. Sie haben die Stadt in Scharen verlassen, aber irgendwann trifft Ryota Shiga eine junge Finnin, die sich vor ein paar Wochen in einen japanischen Journalisten vom "Wall Street Journal" verliebt hat, der zu Besuch in Helsinki war. Sie ist seit zwei Wochen zum Gegenbesuch in der Stadt, heißt Julia Kawka und ist Jazzsängerin. Sie sieht nicht unbedingt aus wie ein Model, aber sie ist groß, blond und europäisch. Das andere Model wird Akiko Abe sein, die Assistentin des Friseurs. Shiga will die beiden in der Kirschblüte im Shinjuku-Garten fotografieren lassen und hat die ganze Nacht über die Geschichte nachgedacht, die er damit erzählen kann.

Er steht auf einem Parkplatz vor dem Kirschblütengarten und malt eine umgekippte Acht auf den Asphalt. Die Models werden im Nissan-Kombi vom Friseur Kagawa geschminkt und frisiert. Die Acht, sagt Ryota Shiga, ist das Unendlichkeitszeichen. "Auf dieser Bahn haben wir uns getroffen, der Westen und der Osten", sagt Shiga. "Das Erdbeben hat uns im Herzen zusammengebracht und uns gleichzeitig veranschaulicht, dass wir in verschiedenen Welten leben. Das symbolisieren die beiden Mannequins. Julia wird einen weiten, hellen Kimono mit japanischen Motiven tragen, Akiko einen dunklen, konservativen Anzug."

Einen Moment später bebt die Erde wie in einem Kommentar zu seinen Ausführungen. Der Kombi mit dem östlichen und westlichen Model hüpft, und die Telefonleitungen schwingen. Das Beben hat die Stärke 6,4, sagen sie auf Twitter. Am Morgen hat die Regierung die Stufe des GAU in Fukushima auf sieben angehoben, das Tschernobyl-Niveau. Die Evakuierungszone ist auf bis zu 50 Kilometer ausgeweitet worden. Yukichi, der Dackel, könnte jetzt demnach im Sperrgebiet leben. Viel Glück.

Am Nachmittag läuft Shiga mit flinken, entschlossenen Schritten in den Shinjuku-Park im Herzen der Stadt, wo die Leute Hanami feiern. Stolz und aufrecht folgen Julia Kawka und Akiko Abe auf den turmhohen Hackenschuhen des Modemachers. Akiko

hat einen dunklen Poncho an, Julia den leuchtenden Kimono. Hinterher eilt der Friseur Kagawa mit dem Schminkkoffer und der Fotograf.

Eine finnische Jazzsängerin und eine Friseuse aus der Evakuierungszone schlüpfen in die Geschichte, die der Modemacher aus Iwaki erzählen will. Eine Geschichte, die vielleicht ein bisschen zu groß ist für ein einzelnes Kleid. Aber es ist eine Geschichte, die aus dem Leben erzählt, kein stummes, lebloses Ermutigungsritual wie das des Sumo-Ringers Hakuho. Ryota Shiga ist kein Berg, er ist ein Fluss. Wenn er ein bisschen Glück hat, verzaubert er irgendwann vielleicht wirklich die Welt. Die Leute im Shinjuju-Park verzaubert er jedenfalls jetzt schon.

Shiga arrangiert die beiden Mädchen zwischen tiefhängenden Kirschblütenästen, hüpft um sie herum, jauchzt, zupft an Jackenkragen herum, streicht Fusseln von Schultern, wirft die Arme durch die Luft. Die Leute bleiben stehen, sammeln sich, weil sie spüren, dass hier etwas ganz Besonderes passiert. Es ist ein schöner Tag in Tokio, die Erde steht still, und sie schauen dabei zu, wie ein paar junge Leute, die sich zufällig in einer riesigen Katastrophe getroffen haben, versuchen, die Welt durch Schönheit zu retten. Die Gäste des Kirschgartens lächeln. Und fotografieren es mit ihren kleinen, japanischen Fotoapparaten.

Auftrag: Töten

Er will Ross genannt werden, einfach Ross. Die perfekte Tarnung, das regungslose Warten, die kühle Präzision beim Schuss – das ist sein Handwerk als Scharfschütze der Bundeswehr. Sein Beispiel zeigt, wie dramatisch sich Deutschlands Engagement in Afghanistan gewandelt hat

Christoph Reuter, Stern, 13.01.2011

Warten. Eine Minute, eine Stunde, eine Nacht, einen Tag lang. Reglos und durch die Tarnung so verschmolzen mit Gras und Schatten, dass ein Vogel sich auf den Lauf der Waffe setzt. Dass Mäuse unter dem abgelegten Patronenmagazin zu graben beginnen und ein vorbeistromernder Hund nicht anschlägt.

Warten darauf, dass in 800, 1000 Meter Entfernung ein Mann mit einer Waffe aus dem Haus tritt; dass er versucht, einen Sprengsatz zu vergraben oder eine jener behelfsmäßigen Abschussrampen für Raketen zu bauen, mit denen das Bundeswehrlager in Kundus regelmäßig beschossen wird.

Warten auf den Moment, wenn klar ist, dass da tatsächlich ein Feind steht. Wenn Taliban eine Sprengfalle vergraben und nicht bloß Bauern ihren Bewässerungskanal reparieren, was sie in den glutheißen Sommern von Kundus ebenfalls gern nachts tun. In einer Entfernung, die ohne Zielfernrohr nur noch winzige Schemen erkennen lässt.

Warten also, bis der ferne Feind auftaucht im Fadenkreuz der Zieloptik, „Schmidt & Bender“, sechs- bis zwölffache Vergrößerung. Zielen auf die „letale Zone“, Kopf, Brustbereich. Dann ausatmen bis zum letzten Drittel, den Druckpunkt des Abzugs spüren und in einer fließenden Bewegung „abkrümmen“, wie es heißt. Das Geschoss, Kaliber 7,62 Millimeter, ist in seiner leicht elliptischen Flugbahn etwa eine Sekunde unterwegs. Bis es tötet. Wie aus dem Nichts. Der Schall kommt nach.

Scharfschützen warten auf das Töten – oder darauf, dass sie lange genug gewartet haben. Dass nichts geschehen ist, dass die Nacht sich neigt, der Einsatz endet. Und die Männer, meistens im Dreierteam, wieder aus ihrer Stellung fließen, in gleitenden, kleinen Bewegungen ebenso spurarm verschwinden, wie sie gekommen sind. So trafen wir Ross. Der nicht wirklich so heißt, aber den wir so nennen sollen.

Kurz vor vier in der Morgendämmerung eines Frühsommertags kam er zurück aus der Nacht draußen im Feindesland von Tschahar Dara. Zurück auf die „Höhe432“, damals Deutschlands letzter Vorposten südwestlich von Kundus. Den grauen Vollbart noch grün gestreift von der Tarnfarbe, stand der drahtige Endvierziger da mit einem Kaffee in der Hand und war eher wortkarg. Es gibt nicht viele Scharfschützen in der Bundeswehr, und es gibt sie dort noch nicht lange. Es gab sie im Zweiten Weltkrieg. Aber in den Jahrzehnten des Wappnens gegen die Rote Armee dachte man in den Kategorien von Panzertruppen und Nuklearsprengköpfen, nicht an Scharfschützen im hohen Gras. Ross war einer der Ersten, als Mitte der 90er Jahre wieder welche

ausgebildet wurden. Elf Jahre lang war er beim „Kommando Spezialstreitkräfte“, KSK, erster Truppführer der Scharfschützen und später Leiter ihrer Ausbildung. Bis er ins niedersächsische Seedorf ging, um seiner Heimat im Norden wieder näher zu sein, zu den Fallschirmspringern. Und mit ihnen in den Einsatz nach Kundus gekommen war.

Über all das redete er noch nicht, als die Sonne glutrot über der grünen Ebene aufging. Es sollten noch zwei Monate vergehen, bis er sprechen würde über das Töten, den Wind und die Schatten. Das, was er „arbeiten mit der Waffe“ nennt. Es mochte daran liegen, wie verschwiegen die Bundeswehr überhaupt lange Zeit darüber war, dass sie Scharfschützen in Afghanistan einsetzt. Es konnte aber auch damit zu tun haben, dass Scharfschützen an sich eher schweigsame Menschen sind. Die auf jedes Knacken in der Nacht achten, die alles hören, aber nicht gehört werden wollen.

Zu dritt waren sie draußen gewesen. Im „Indianerland“. Ross, der Schütze. Neben ihm der „Spotter“, der mit einem Spektiv bei bis zu 60-facher Vergrößerung die ganze Umgebung im Blick behielt und den Wind maß. Außerdem noch ein Schütze zur Sicherung nach hinten. Ihr Ziel war eine Position gewesen, von der aus sie ein Stück Straße im Auge behalten konnten. Dort hatten Taliban wiederholt ihre „Improvised Explosive Devices“, IEDs, vergraben, deren Sprengwirkung je nach Art und Ladung auch die gepanzerten Fahrzeuge der Bundeswehr zerstören können. Lange schon, bevor sie am Abend zuvor in Stellung gegangen waren, hatte die Vorbereitung begonnen: Karten lesen, Luftbilder und Höhenprofile auswerten, um den besten Weg der Annäherung zu finden, möglichst ohne gesehen zu werden.

In der Nacht vor dem Einsatz hatten sie sich angehört, wie die Nacht an dieser Stelle klingt. Wie spät noch Autos unterwegs waren. Ob Bauern nachts raus auf ihre Felder gingen. Ob es Hunde gab, und wenn ja, ob die ziellos herumkläfften –oder anschlugen, sobald sie jemanden witterten. Erkunden, „wie die Nacht sich anfühlt“, nannte es später einer von Ross’ Schülern.

Der selbst trank seinen Kaffee aus und sagte, es sei „eine ruhige Nacht gewesen“, kein Schuss gefallen, er wirkte nicht unglücklich darüber. Die Taliban würden merken, dass sie da gewesen seien. Und zumindest dort vielleicht keine IEDs mehr vergraben. „Sie finden mich“, verabschiedete sich Ross und verschwand im Morgen.

Scharfschützen verkörpern, was in Deutschland keiner gern hören mag über den Krieg in Kundus. Denn dort, wo sie sind, geht es nicht mehr um den Bau von Brücken, Schulen, Brunnen, was früher so gern hochgehalten wurde als Kern des Einsatzes. Da geht es nicht mehr ums Training der afghanischen Armee oder den Einsatz einer Haubitze, die Kilometer weit außerhalb des Lagers irgendetwas trifft. Sondern darum, sehenden Auges die anderen zu töten, bevor sie einen selbst töten können.

Immer schon ist etwas Unheimliches an ihnen gewesen. „Töte einen gegnerischen Soldaten, und du versetzt 1000 in Angst und Schrecken“, galt in den Kriegen des vergangenen Jahrhunderts als Credo ihres Tuns. Im Vietnamkrieg verschossen die amerikanischen Infanteristen im Durchschnitt 50000 Patronen und töteten einen Vietnamesen. Die Scharfschützen brauchten dafür statistisch 1,39 Schuss. Und schon lange vorher war ihre Zunft verdächtig des Bundes mit den Mächten des Bösen. Jahrhunderte alt ist die Legende vom „Freischütz“, der mit sechs „Freikugeln“, gegossen mit Teufels Hilfe, jedes Ziel treffen konnte. Den Lauf der siebten Kugel lenkte

der Teufel persönlich ins Ziel. Kein Kampf Mann gegen Mann, kein Schutz durch Rüstung, sondern der Tod, der von überall her kommen konnte. Eine tödliche Macht, die ohnmächtige Angst auslöste, Wut und Hass. Gefangen genommene Scharfschützen wurden noch im Zweiten Weltkrieg oft ungeachtet aller Konventionen und der Landkriegsordnung hingerichtet.

Heute nun, in Zeiten der unbemannten Drohnen, ferngesteuert von Konsolen im geregelten Schichtdienst zwei Kontinente entfernt, in Zeiten der Kampfjets und Bombardierungsbefehle aus ahnungsarmen Befehlsstellungen, haben sich die Verhältnisse verkehrt. Der Scharfschütze, er erscheint wie ein anachronistischer Feinmechaniker des Tötens. Gewissermaßen der Letzte, der noch selbst sieht, was er tut.

Die Begriffe seiner Profession aber haben einen bösartigen Beiklang behalten: Der Sniper, wie der Scharfschütze auf Englisch und weltweit heißt, erhielt seinen Namen einst vom ruckelnden Zickzackflug der Schnepfe, „snipe“, die mit der Waffe schwer zu treffen war. Googelt man „Sniper“, trifft man auf Videokillerspiele, Amokläufer oder Heckenschützen in Bürgerkriegsgegenden.

Auch das „Stalking“, das ein Scharfschütze ebenso beherrschen muss wie das Schießen, besteht entgegen landläufigem Wortverständnis nicht darin, Angelina Jolie mit Liebesbriefen und Anrufen zu terrorisieren oder John Lennon umzubringen. Sondern meint die ganz klassische Annäherung des Jägers ans Wild: das Pirschen.

Als wir Ross am Ende des Sommers in Kundus wiedertrafen und porträtieren konnten, ging es ums Töten und um den Wind, um das Wandern der Schatten und den Lichteinfallswinkel der Sonnenstrahlen aufs Laub. Darum, nicht bloß schneller als der Gegner zu sein, sondern klüger. Tschahar Dara, die Taliban-Hochburg südwestlich von Kundus mit ihren Auwäldern, Bächen, Gräben und Buschwiesen, bot dafür eine passende Landschaft: „Ich muss versuchen, den Feind zu überlisten“, sprach Ross. „Wo kann er sich verstecken, uns auflauern – und wo können wir das tun?“ Die Schatten berechnen und ihre Wanderung: „Wann liegen wir geschützt in einer Stellung, wann nicht mehr?“

Dann: Wie kann man sich nähern, ohne entdeckt, „aufgeklärt“, zu werden? Gehend, kriechend, ohne jede ruckartige Bewegung gelte es, sich zu bewegen – je nach Umgebung im „Tarnumhang Wüste“ oder im Ghillie-Suit, einst getragen von schottischen Wildhütern. Ein Netzumhang, in den Gras, Zweige, Laub der Umgebung eingeflochten werden. Verschmelzen mit der Umgebung. In einem Manöver war Ross so getarnt, dass ein Infanterist ihn erst bemerkte, als er schon auf seiner Wade stand.

Und: wenig sprechen. Sich Durch Berührungen, Handzeichen verständigen. Nicht rauchen und nach nichts riechen. Alle Sinne so offen wie möglich halten. Man könne den Feind sehen, ihn hören, aber eben auch riechen. Beim Dschungelkampftraining in Belize am Karibischen Meer sei es der Brandgeruch eines Lagers gewesen, noch Dutzende Meter entfernt im blickdichten Wald: „Der Andere mit mir war Raucher, hat es nicht gemerkt.“Bei einer Übung in Deutschland habe er einmal den „Feind“ auf 50 Meter am Parfüm oder Rasierwasser geortet. „Der war von der Luftwaffe.“

Wolle man seine Stellung in einem Busch beziehen oder durchs Dickicht vorankommen, komme die Rosenschere zum Einsatz, stets zu tragen in der

Unterarmtasche: Zweige dürfe man nicht zur Seite schieben, viel zu auffällig, sondern nur vorsichtig durchtrennen und ganz langsam nach hinten wegziehen. „Wenn sich oben ein Ast bewegt, wird unten einer liegen."

Und dann?

Gehe es um den Wind. Ein Geschoss, das über die Distanz von fast einem Kilometer unterwegs ist, durchschlägt am Ziel vielleicht noch eine Panzerung. Aber auf dem Weg dorthin treibt es der leichteste Wind davon. Der Spotter kann den Wind an der Stelle messen, wo er liegt. Aber Hunderte Meter weiter kann der Wind stärker, schwächer sein, seine Richtung geändert haben. Man müsse ihn lesen können, sagt Ross. Den Lauf eines fallenden Blattes in 400 Meter Entfernung verfolgen. Gleite es dabei in einer Sekunde drei Markierungen auf der Strichbildskala nach rechts, seien das 1,20 Meter. Daraus sei die Windgeschwindigkeit zu messen, dann ein Mittelwert mit der Geschwindigkeit vor der Stellung zu errechnen, dann die Zieleinstellung zu justieren. „In Bosnien lagen wir einmal auf der einen Seite eines Tales, wollten auf die andere schießen. Aber wir konnten den Wind dort nicht ausmachen. Bis jemand einen Ofen anfachte, wir den aufsteigenden Rauch messen konnten."

Und dann taucht ein Mensch auf knapp überm Horizont. Kein Bauer, kein Zivilist, ein Kämpfer mit Waffe, vielleicht einer jener längst aktenkundigen Taliban der Gegend. Ein „Tango", ein Target, ein Ziel für Ross. „Für mich ist klar: Wenn der kommt, werde ich auf jeden Fall abkrümmen", auch wenn der andere in dem Moment ahnungslos sei. „Ist das ein Hinterhalt, wie manche sagen? Nein, es ist ein taktisches Ausnützen von Situationen und Personen." In diesem letzten Moment vorm Schuss mache er sich um Ballistik Gedanken, um den Wind, die Bewegungen des Ziels, ob ein Zweig der gekrümmten Geschossbahn auf ihrem Scheitelpunkt im Weg steht. Und schießt.

„Man muss den Willen haben, auch zu töten." Er wägt die Worte. „Wenn ich aufbreche, muss mir klar sein: Ich gehe raus und werde töten. Wenn es nicht dazu kommt, gut! Aber wir wissen, dass jeder Talib, den wir töten, nicht mehr auf un schießen, keine IEDs mehr legen, keine unserer Kameraden mehr töten wird." Das sei ihr Auftrag, und wenn einer der jungen Scharfschützen treffe, „dann wird er gelobt, denn er hat seinen Auftrag gut gemacht".

Der Krieg in Kundus, er wird mehr und mehr zu einem Krieg der Scharfschützen. Früher konnten sich die Taliban hinter den Gefechtsregeln der Deutschen verstecken „und kamen ohne Waffen hinter ihren Frauen und Kindern aus dem Compound, so einem ummauerten Gehöft, getrippelt", wie sich Ross erinnert, „um dann zum nächsten Compound zu gehen, wo sie Waffen eingelagert hatten". Seit Sommer 2009 gelten andere Regeln für einmal identifizierte Kämpfer. „Solange er sich nicht ergibt, ist er ein Feind. Und wenn wir schießen, ist die Gefährdung von Unbeteiligten wesentlich geringer. Rechtsberater mögen Scharfschützen."

Auf der anderen Seite haben auch die Taliban mittlerweile Scharfschützen in ihren Reihen. Bei den Kämpfen im April „schoss einer auf 700 Meter eine Blume 20, 30 Zentimeter neben einem Spotter runter. Respekt", technisch betrachtet, befand Ross: „Der hat fast alles richtig gemacht", stand nicht am Fenster, sondern in der Tiefe des Raumes, zeigte sich nie. „Nur seine Stellung hätte er wechseln sollen. Wir haben ihn nicht gekriegt", aber der Compound wurde dann bombardiert.

Was wäre sonst geschehen? „Wir wissen, dass die Taliban uns auf jeden Fall töten wollen. Solange ich einen Gegner ausschalte, der mein Feind ist, belastet mich das im Allgemeinen nicht.“

Konkreter wird er nicht, wird keiner der Scharfschützen in Kundus. Unbegehbares Terrain. Niemand von ihnen mag öffentlich darüber sprechen, was in ihm geschieht, wenn einen knappen Kilometer weiter eine kleine rosa Wolke über dem Grabenrand hochstiebt, wenn ein Kopf zerreißt oder der, der getroffen wurde, minutenlang verblutet.

Er habe mal, erinnert sich Ross, einen ehemaligen Panzergrenadier in der Scharfschützenausbildung gehabt. „Der kam dann zu mir und sagte: ‚Ich kann das nicht.‘ Er hat dann verweigert. Davor hatte ich Respekt. Der fasst in seinem Leben vermutlich keine Waffe mehr an.“ Man könne es niemandem befehlen, Scharfschütze zu sein. Nichts sei schließlich einfacher, als danebenzuschießen. Man brauche den Willen zum Töten und die hundertprozentige Überzeugung, dass es richtig sei, in diesem Moment auf diesen Feind zu schießen.

Als sein Einsatz in Kundus zu Ende war und die silbrig glänzenden Alukisten gepackt waren, klang Ross nicht unfroh bei der knappen Bilanz: „Ich habe hier keinen Abschuss gehabt in diesen Monaten.“ Es habe aber auch kein Ziel gegeben, das er verfehlt hätte.

Mohammeds Früchte

Am 17. Dezember verbrannte sich der Obsthändler Mohammed Bouazizi nach dem Streit mit einer Beamtin. Die Tat war der Ursprung der arabischen Revolution. Warum begann sie in einer tunesischen Kleinstadt? Und was merken die Bewohner von der neuen Freiheit?

Mathieu von Rohr, Spiegel, 14.03.2011

Sie kniet am Grab ihres Sohnes, im Staub der tunesischen Steppe, ein schwarzer Hidschab rahmt ihr zerfurchtes Gesicht, sie wiegt ihren Oberkörper und spricht laut zu sich selbst.

"Gott, hab Erbarmen mit seiner Seele, möge sein Blut nicht umsonst vergossen sein." Eine Frau tritt zu ihr und sagt: "Du

hast uns einen Sohn gegeben, der uns alle befreit hat."

Es ist ein einfaches Grab, ein grauer Zementblock am Rand des Familienfriedhofs. Er weist nach Mekka, eine tunesische Flagge flattert daneben.

Ihr Ehemann, hager und stumm, hat Zement angerührt, er bringt eine Marmortafel auf dem Grab an, darauf steht: "Der Märtyrer Mohammed Bouazizi, geboren am 29. 3. 1984, gestorben am 4. 1. 2011".

Der Mann, der hier begraben liegt, Mohammed Bouazizi, ein tunesischer Obsthändler, hatte sich angezündet und damit die ganze arabische Welt in Flammen gesetzt.

Die Mutter und ihr Mann sind gekommen, sein Grab zu beschriften und zu weißen, das ist der Brauch zum 40. Tag des Todes. Sie sind drei Wochen zu spät, es war zu viel los in den Wochen zuvor.

Ein Fernsehteam hat die Eltern zum Grab gefahren. Es kommt nur noch selten vor, dass die Mutter ihr Haus verlässt, ohne dass ihr eine Kamera folgt. Sie gleicht jeden Tag

weniger einer realen Person, sie ist dabei, sich in ein Monument der Trauer zu verwandeln, der Muttergottes gleich.

Das Gesicht ihres Sohnes wird auf Transparenten durch das Land getragen, als Ikone der Freiheit, als Ursprung der Revolution, die erst den tunesischen Diktator stürzte und den ägyptischen gleich hinterher, die für Aufstände sorgte in Algerien und im Jemen, in Bahrain, Jordanien und Libyen.

Wer Manoubia Bouazizi, der Mutter des toten Obsthändlers, folgt, erhofft sich Antworten auf Fragen, die all die Bilder von Straßenschlachten und jubelnden Aufständischen nicht liefern können. Warum ging alles ausgerechnet von einem

staubigen Ort in Tunesien aus? Und was macht eine Revolution mit den Menschen, bei denen sie begann? Wie verändert sie ihr Leben? Wie sieht eine Demokratie aus, die gerade beginnt?

Der Obsthändler Mohammed Bouazizi hat in Sidi Bouzid gelebt, einem Nest im Hochland der Steppe, 200 Kilometer südlich von Tunis, 40 000 Einwohner, es erstreckt sich links und rechts der einzigen großen Straße, die durch den Ort führt. Seine Einwohner beklagen, dass Sidi Bouzid nicht mal auf der Wetterkarte des Fernsehens verzeichnet ist, sie fühlen sich vergessen von ihrem Land und von der Welt.

Es gibt nichts in Sidi Bouzid, was Mohammed Hoffnung machen würde auf eine erfüllte Zukunft. Wer Beziehungen hat in seiner Stadt, bekommt einen Job in der Tomatenmarkfabrik, manche verkaufen geschmuggeltes libysches Benzin, anderen bleibt nur die harte Arbeit auf dem Großmarkt oder die Olivenernte, viele von denen, die auf den Plantagen arbeiten, sind Akademiker. Es gibt viele junge Menschen hier und wenig Arbeitsplätze.

Mohammed ist 26, etwa so alt wie die meisten Menschen, die hier leben. Sie träumen von der Überfahrt nach Europa, und bis dahin leben sie von den Resten des Westens. Sie tragen "Frip", die abgetragene Kleidung, die in Ballen angeliefert wird. Manchmal sieht Mohammed Autos, auf denen DHL oder Citroën-Niederlassung Hamburg-Papenreye steht. Die Autos gehören solchen, die schon einmal in Europa waren, sie lassen ihre ausländischen Nummernschilder am Wagen wie eine Trophäe, die sagt: Ich habe es geschafft.

Mohammed bekommt nicht viel mit von der Welt. Er weiß nicht, dass sich einige Preise an den Börsen in London und Chicago seit einem halben Jahr fast verdoppelt haben. Er weiß nicht, dass für einen Scheffel Weizen, der im Juni noch mit 4,30 Dollar gehandelt wurde, nun im Dezember 8 Dollar verlangt werden und für ein Pfund Zucker,

das im Sommer noch 15 Cent kostete, jetzt 30 Cent. Wenn er seinen Obstkarren über die Märkte zieht, sieht er nur, dass die Nahrungsmittel immer teurer werden und dass er mit dem, was er verdient, für seine Familie immer weniger zu essen kaufen kann.

Es ist der 17. Dezember, etwa 11.15 Uhr, als Mohammed Bouazizi mitten im Ortszentrum auf die Ordnungshüterin Faida Hamdi trifft. Er bietet mit seinem Holzkarren, den er ohne staatliche Genehmigung betreibt, Mandarinen, Äpfel, Birnen an, wie jeden Tag. Faida Hamdi arbeitet beim Ordnungsamt, sie hat den Ruf umzusetzen, was der Staat von ihr verlangt. Als sie Mohammed entdeckt, beschließt sie, seine Ware zu beschlagnahmen, so wie sie es schon oft getan hat.

Es lässt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen, was dann geschah. Die meisten Bewohner von Sidi Bouzid erzählen, dass es einen lauten Streit gab und ein Gerangel um Kisten, dass die Beamten Mohammeds elektronische Waage beschlagnahmt hätten. Und dass Faida, die Beamtin, dem Obsthändler eine Ohrfeige verpasst habe. Aber man findet niemanden, der das nicht nur gehört, sondern auch gesehen hat. Die Besitzer der umliegenden Läden erzählen, alle Früchteverkäufer seien geflohen, als die Polizei gekommen sei.

Sicher ist, dass Mohammed Bouazizi zur Polizeiwache ging, um seine Waage zurückzufordern, dass er abgewiesen wurde, dass er nach dem Gouverneur verlangte und wieder abgewiesen wurde. Und sicher ist, dass er sich knapp zwei Stunden später, gegen 13 Uhr, mit seinem Holzwagen auf die Straße vor den Gouverneurssitz stellte, eine Flasche mit einer brennbaren Flüssigkeit, vermutlich Benzin, über seinen Kopf schüttete und sich mit einem Streichholz in Brand steckte.

Mohammed Bouazizi und Faida Hamdi trafen am 17. Dezember auf schicksalhafte Weise aufeinander. Aus ihrer Begegnung wurde die Geschichte einer Ohrfeige, die das Volk auf die Straße trieb; die Geschichte stand stellvertretend für einen autoritären Staat, der seine Bürger, die er nicht einmal arbeiten lässt, demütigt. Die Geschichte machte Mohammed, den Obsthändler, zum Helden und Faida, die Beamtin, zur Schurkin einer Revolution.

Als Mohammed in Flammen steht, pflückt seine Mutter Oliven, für vier Dinar pro Tag, umgerechnet zwei Euro. Als ihr Chef zu ihr kommt und sagt, ihr Sohn sei krank, weiß sie, dass etwas Schlimmes passiert ist.

Ridha, Mohammeds Onkel, auch er ein Früchteverkäufer, hat seinen Karren am anderen Ende der Stadt aufgestellt, er hat ein lahmes Bein und kann nicht rennen, wenn die Polizisten kommen, deswegen sucht er sich abgelegene Orte. Als er hört, dass etwas passiert ist, läuft er zum Gouvernat, aber als er ankommt, ist schon alles vorbei. Er nimmt sich ein Taxi und fährt zum Krankenhaus.

Der Bruder der Beamtin ist an diesem Tag in seinem Haus in der Nähe des Stadtzentrums. Als seine Schwester nach Hause kommt, weint sie. "Mohammed hat sich angezündet", sagt sie, ausgerechnet er, der immer so ruhig gewesen sei. Faida erzählt ihrem Bruder von dem Zwischenfall am Morgen, von einer Ohrfeige sagt sie nichts.

Ihr Bruder heißt Faouzi Hamdi, er ist Lehrer für Geschichte und Geografie, ein 52-jähriger Mann, der grobe Wollpullover trägt, kurzgeschnittene graue Haare und einen Schnurrbart. Er kommt aus einer Familie, die immer auf der Seite des Staates stand, sein Vater war Polizeichef der Region, diente dem Staat wie seine Schwester.

Er selbst war Gewerkschafter, und damit gehörte er in Sidi Bouzid zur geduldeten Opposition. Er war nie ein radikaler Gegner des Systems, aber er war oft auf die Straße gegangen, um soziale Forderungen zu stellen, manchmal auch politische. Seinen Schülern erzählte er ab und an von Menschenrechten und Demokratie, Themen, die nicht auf dem Lehrplan standen. Ab und zu prügelte er sich mit der Polizei.

Sein Vater sagte dann zu ihm: "Du arbeitest gegen deine Schwester."

Als seine Schwester weinend im Haus steht, muss sich Faouzi Hamdi entscheiden. Für oder gegen seine Schwester. Er beschließt, zum Gouverneurssitz zu gehen, er will genau wissen, was passiert ist. Als er ankommt, steht eine Menschenmenge davor, vielleicht hundert Leute, sie versuchen, in das Gebäude einzudringen.

Das war deine Schwester, sagen ihm die Leute. Geh besser nach Hause, sagt ihm ein Polizist.

"Warum hast du das getan?", fragt er seine Schwester, als er zurückkommt. Sie schwört: Ich habe Mohammed Bouazizi nicht geschlagen.

Er bringt sie zu seinen Eltern, in einen 30 Kilometer entfernten Ort. Am Abend geht er auf die Straße und demonstriert.

Tagelang toben jetzt in Sidi Bouzid Straßenschlachten, in den Wohnquartieren ziehen Tausende Jugendliche mit Steinen in den Kampf gegen die Polizei, und Präsident Zine el-Abidine Ben Ali, der Diktator, schickt jeden Tag neue Truppen nach Sidi Bouzid.

Tagsüber geht Faouzi Hamdi auf die Straße, mit seinen Genossen von der Gewerkschaft, nachts gibt er Jugendlichen auf den Straßen Wasser und Proviant, manche sind seine Schüler.

Am 28. Dezember gibt der Diktator Ben Ali dem Druck der Straße nach, ein erstes Mal. Er besucht den Obsthändler Mohammed Bouazizi im Krankenhaus und lädt dessen Mutter in den Palast ein. Gleichzeitig schickt er eine Spezialeinheit aus Tunis nach Sidi Bouzid, die den Fall neu untersuchen soll. Faida, die Beamtin, die im Dienst des Staates angeblich geohrfeigt hat, wird festgesetzt und drei Tage später in ein Gefängnis gesperrt. Der Diktator wollte das Volk beruhigen, er brachte ihm ein Opfer. Wenige Tage später starb Mohammed Bouazizi im Krankenhaus. Zehn Tage später, am 14. Januar, floh der Diktator Ben Ali mit seiner Familie aus dem Land.

Der Held liegt inzwischen in seinem Grab, und die Schurkin lebt, eingeschlossen in einer Gemeinschaftszelle des Gefängnisses von Gafza, 80 Kilometer von Sidi Bouzid entfernt.

Das Gefängnis ist umgeben von hohen weißen Mauern und sechs Wachtürmen. Sie kommen in einem grauen Volkswagen angefahren, ihr Bruder Faouzi, drei andere Geschwister und der Vater, der ehemalige Polizeichef.

Er ist alte Elite, er hat nichts mehr zu sagen. Er muss zusehen, wie seine Tochter im Gefängnis sitzt, ohne Verhör, ohne Untersuchungsrichter, seit zwei Monaten sitzt sie hier, wegen einer Ohrfeige, die es vielleicht gab, vielleicht nicht. Er sagt, sie sei vielleicht die letzte politische Gefangene Tunesiens.

Sie darf nur ihre Familie sehen, sie darf nicht darüber sprechen, wie sie im Gefängnis lebt, mit wie vielen Menschen sie die Zelle teilt.

Sie haben ihr zwei Tüten mit Essen mitgebracht, Nudeln, Äpfel und Couscous. Sie gehen durch eine kleine Tür, nach zehn Minuten kommen sie wieder heraus. Er habe es schwer ertragen können, sagt Faouzi Hamdi, seine Schwester, die stolze Polizistin, weinen zu sehen.

Faouzi Hamdi weiß nicht, ob er gewonnen hat oder verloren. Als Gewerkschafter sagt er, er sei glücklich, dass die Revolution geglückt ist. Als Bruder fragt er sich, ob das, was seine Schwester jetzt erlebt, zu der Freiheit gehört, für die er als Gewerkschafter gekämpft hat. Und als Bruder sagt er auch, es schmerze ihn, dass die Revolution auf einer Lüge gegründet sei.

"Und ich weiß, wer die Lüge in die Welt gesetzt hat", sagt er. "Es war Ali Bouazizi."

Die Nachricht, dass sich der Obsthändler Mohammed angezündet hatte, erhielt Ali Bouazizi, Inhaber eines Supermarktes, über einen Anruf. Mohammed war sein Vetter, Ali lief sofort los, ein paar hundert Meter rüber zum Gouvernat. Er sah noch, wie Mohammeds verkohlter Leib in einen Krankenwagen gezerrt wurde. Er zog sein Samsung-Handy hervor und machte damit einen Film. Diese Sache kann groß werden, dachte Ali. Er wollte jedenfalls alles dafür tun, dass sie groß werden würde.

Bis zum Abend filmte er die protestierenden Jugendlichen auf der Straße. Ein Freund schnitt das Video, unterleg-te es mit melancholischer Musik und stellte es bei Facebook ein. Ali rief bei al-Dschasira an, und noch am selben Abend strahlte der Sender die Bilder aus. Ali Bouazizi war am Telefon zugeschaltet, er sprach unter seinem richtigen Namen.

Er sagte, Mohammed sei von der Polizei geschlagen worden, er sagte auch, Mohammed habe ein Diplom gehabt.

Das Zweite stimmte nachweislich nicht, Mohammed hatte nicht einmal Abitur. Aber es machte seinen Fall noch größer, weil so viele Studienabgänger keine Arbeit finden in Tunesien.

Das Video von seinem Auftritt bei al-Dschasira stellte Ali wieder bei Facebook ein. Schon am nächsten Tag gingen Jugendliche auch in anderen Städten auf die Straße, und als es schließlich Tote gab, erfasste der Aufstand Tunis und das ganze Land.

Anfang März, elf Wochen später, sitzen sie im Handy-Laden eines Kumpels, Ali und sein Freund Rochdi, vor dem Computer, an dem sie das erste Video auf Facebook luden. Auf dem großen Fernseher hinter ihnen läuft al-Dschasira, die aktuellen Bilder aus Libyen, Gefechte um Ölterminals, Luftangriffe, Flüchtlinge an der tunesischen Grenze. Sie haben das sichere Gefühl, dass diese Bilder etwas mit ihnen zu tun haben, mit Sidi Bouzid, so ging es ihnen schon vor einem Monat, als sie die Menge auf dem Tahrir-Platz in Kairo sahen.

Rochdi sagt, jeder, der von einer Facebook-Revolution spreche, habe keine Ahnung. "Wir haben uns hier zwei Wochen lang mit Tränengas einnebeln lassen, Mann!" Ali sagt: "Die politische Polizei kennt hier jeden. So ein Video auf Facebook zu stellen, dafür braucht es Mut. Ohne Mut hätten wir diese Revolution niemals hingekriegt."

Er sei am Tag der Selbstverbrennung nur zufällig in seiner Heimat Tunesien gewesen, sagt Rochdi, er wohnt seit 16 Jahren in der Schweiz und betreibt eine Crêperie in Lausanne. Er will eigentlich seit Wochen zurück, aber er merkt jeden Tag mehr, dass er hier gebraucht wird.

Er kann das, was Ali vor Wochen noch unter Lebensgefahr gemacht hat, jetzt in Freiheit weiterführen. Er ist mit einer Kamera ins Krankenhaus von Sidi Bouzid gegangen und hat den Dreck gefilmt, die verzweifelten Krankenschwestern in der Abteilung für Neugeborene, er hat medizinische Geräte gefilmt, die jahrzehntealt sind. Er hat das Video auf Facebook geladen, er will etwas tun für seine Heimat, er bringt Journalisten auf die Olivenplantagen, damit sie Uni-Abgänger kennenlernen, die keinen Job finden.

Manchmal denkt er sogar darüber nach, hier zu investieren, Bio-Oliven, Export nach Europa, ein Riesengeschäft, sagt er, aber dann bremst er sich wieder: "Es ist zu früh, Mann. Jetzt ist noch nicht die Zeit, hier Geld auszugeben."

Er tastet sich langsam heran an die Demokratie, so wie es der ganze Ort versucht, von dem alles ausging. Es gibt kaum noch Polizei in Sidi Bouzid, nur vor der Wache stehen ein paar Beamte, zum Schutz der Soldaten, die hier stationiert sind.

Auf der anderen Straßenseite, vor den Toren des Gouverneurssitzes, der immer noch mit Stacheldraht umzäunt ist, versammeln sich jeden Tag Hunderte, sie wollen mit dem Gouverneur sprechen, über Geld, Arbeit, Unterkunft, und der Gouverneur, der vierte in drei Monaten, kommt manchmal mit einem Megafon nach draußen. Er sagt, die Leute sollten sich beruhigen, er könne nicht alle empfangen. Aber sie beruhigen sich nicht, sie werden nur noch wütender.

Es gibt Frauen, die hysterisch schreien und sich zu Boden werfen, es gibt Männer, die scheinbar grundlos brüllen. Manchmal, wenn es ihnen zu viel wird, schießen die Soldaten in die Luft. Dann ist für einen Moment Stille.

Hin und wieder kommt auch der Obsthändler Ridha, der lahme Onkel von Mohammed Bouazizi, hier vorbei. Er darf seinen Holzkarren jetzt dort abstellen, wo früher Mohammeds Platz war. Mehr hat die Demokratie ihm bisher nicht gebracht.

Die Gemeindebeamten lassen sich nicht mehr blicken, sie lassen die fliegenden Händler in Ruhe, die im ganzen Land zu Unantastbaren geworden sind. In Tunis bauen sie ihre Stände jetzt auf den Haupteinkaufsstraßen auf, und die Ladenbesitzer haben zum Streik aufgerufen, weil ihre schönen Auslagen jetzt von libyscher Schmuggelware verdeckt werden.

Ridha steht tagsüber mit seiner Auslage unter den eckig beschnittenen Lotusbäumen an der Straße, die jetzt Avenue Mohammed Bouazizi heißt, nur 200 Meter von der Stelle entfernt, wo sein Neffe sich verbrannte. Er hat Kisten mit Orangen, Äpfeln, Mandarinen, Datteln, und da, wo sein Karren einmal eine Markise hatte, hat er Schnüre befestigt, an denen Bananen aufgehängt sind.

Er ist ein kleiner Mann mit einem offenen, von der Sonne gezeichneten Gesicht. Er steht mit gekreuzten Beinen da, sein linkes ist zehn Zentimeter kürzer als sein rechtes. Seine Gewinnmargen liegen zwischen 50 und 100 Millimes pro Kilo, das sind drei bis sechs Cent, und ein Tag, an dem er 15 Dinar einnimmt, acht Euro, ist ein guter Tag. Es gibt jetzt keine Gemeindeagenten mehr, die bestochen werden wollen, die einem die Ware beschlagnahmen oder Strafgelder verhängen, das ist der Fortschritt.

Der Nachteil der Revolution ist, dass niemand genug Geld hat. Die Preise für Orangen haben sich verdoppelt, Bananen sind um ein Drittel teurer geworden, die Preise für Milch und Zucker sind kaum gesunken, Brot ist gleich teuer geblieben, dafür sind die Laibe jetzt kleiner.

Einmal, als er lange nachdenkt über Mohammed Bouazizi und über sein Bein, sagt Ridha: "Stimmt schon, jemand, der weniger robust wäre als ich, könnte sich leicht umbringen, wenn er an meiner Stelle wäre."

Abends stößt er seinen Karren die Straße hinunter, er zerrt ihn in einen Verschlag und lädt die Kisten ab, alles auf nur einem Bein. Dann klemmt er seine elektronische Waage unter den Arm, sie ist das Kostbarste, was er besitzt. Er schleppt sich in sein kleines Apartment, in dem es zwei Matratzen und einen Fernseher mit Satellitenanschluss gibt. Die Waage legt er auf die Matratze und lädt sie auf.

Manchmal übernachtete Mohammed hier, auch er mit der elektronischen Waage neben dem Bett, dem Kostbarsten, was er hatte und was man ihm genommen hatte, kurz bevor er sich anzündete.

Dass sie eine Familie sind, Mohammed, die Ikone der Revolution, und Ridha, der lahme Obsthändler, macht das Leben nicht leichter. Manchmal, wenn Ridha an seinem Karren steht, kommen die anderen Verkäufer, sie sagen, du hast dir doch eine goldene Nase verdient mit der Geschichte deines Neffen, wir haben es gesehen, die Journalisten haben dich in Hotels eingeladen und dir Geld gegeben, jetzt kannst du dir vielleicht endlich eine Prothese leisten.

Ein neuer Geist ist eingezogen in Sidi Bouzid, ein Geist von Neid und Nachrede. Wer Mohammed kannte, gilt als Profiteur des Umbruchs, wer ihn nicht kannte, fragt sich, wann er endlich vom Umbruch profitieren wird. Ridha ist Verdächtigter und Verdächtigender zugleich. Wenn er sich wehren muss, erzählt er von seiner Schwester, der Mutter des Opfers, er erzählt von einer Frau, die aus dem Tod ihres Sohnes Geld geschlagen habe.

Er spricht nicht mehr mit seiner Schwester, seit sie Ende Dezember bei Diktator Ben Ali eingeladen war. Er durfte nicht mitkommen, er war nicht wichtig genug. Mohammeds Tod brachte ihm einen neuen Standplatz für seinen Obstkarren und der Schwester 20 000 Dinar, die der Diktator als Entschädigung versprach. Ridha sieht keine Gerechtigkeit in der Demokratie.

Seine Schwester ist jetzt die neue Elite des Ortes, erkennbar auch daran, dass die Nachrede nicht aufhören will. Geschichten von reichen Spendern aus Golfstaaten gehen um, Erzählungen von eingebildeten Auftritten im Supermarkt und in der Bank.

Manoubia Bouazizi, die Schwester und Gottesmutter, sitzt im Innenhof ihres schmalen Hauses, drei Zimmer, eine Küche, ein Entrée mit einer Bank, auf der sie sich die Hände an einem Topf wärmt. Sie sagt, sie habe von niemandem Geld bekommen. In einem Zimmer steht ein neuer Computer samt Internetzugang, und vor dem Computer sitzt Basma, die 15-jährige Schwester des Toten, und surft durch die neue Welt.

Sie ist jetzt Mitglied bei Facebook.

Vaters Zeit

Wenn Eltern alt und hilflos werden, vertauschen sich die Rollen: Die erwachsenen Kinder übernehmen Verantwortung und treffen Entscheidungen für das Leben von Mutter und Vater. Die Generationen lernen einander neu kennen. Ein Erfahrungsbericht.

Katja Thimm, Spiegel, 11.04.11

Als der Rundfunkpfarrer im Radio zum gekreuzigten Jesus betet, zieht mein Vater um. Es ist Karfreitag, im März 2005, die Sonne scheint, und Vögel zwitschern. Ich steuere das Auto entlang der stuckverspielten Villen mit ihren Rosen und Rondellen in den Vorgärten. Die meisten Beamten und Minister leben mittlerweile in Berlin. Eine gediegene Behäbigkeit ist Bad Godesberg geblieben.

Mehr als dreißig Jahre lang arbeitete mein Vater in diesem Bonner Stadtteil, grüßte morgens um acht den Pförtner des Ministeriums, das, war wieder einmal eine Wahl vorüber, wieder einmal anders hieß. "Er arbeitet im BMJFG", so plapperte ich in der Grundschule, stolz, mir dieses Ungetüm gemerkt zu haben. "Im Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit." Irgendwann trug es auch die "Frauen" im Namen, irgendwann waren mein Vater und sein Minister nur noch zuständig für "Gesundheit".

Manchmal, wenn er meinte, auch auf das eigene Wohlergehen achten zu müssen, fuhr er mit dem Fahrrad ins Ministerium und setzte mit der Fähre über den Rhein. Er besaß eine orangefarbene Pelerine, die er bei Regen überstreifte, und es störte ihn nicht, dass sie hässlich war. Er fand sie praktisch. Meist aber nahm er das Auto. Er brauste los im Siebengebirge und stand auf der Brücke über dem Fluss im Stau, denn Hunderte andere Beamte der Bonner Republik hielten es wie er.

Was er genau tat in seinem Ministerium verstand ich nicht. Er ärgerte sich über Frau Focke, Frau Huber, Frau Fuchs und Herrn Geißler - gesichtslose Namen meiner Kindheit, doch mächtig genug, ein Wochenende zu verdüstern. Als 1994 die Abgeordneten den Umzug der Regierung nach Berlin beschlossen, wäre er, inzwischen dreiundsechzig Jahre alt, gern mitgezogen. Er liebte Berlin. "Schade, dass du zu alt bist", sagte ich leichthin, als er die Absage erhielt; ich würde bald selbst arbeiten. Besuchte ich meine Eltern in den Semesterferien, konnte wie früher ein Minister das Wochenende verdüstern, er hieß nun Seehofer und mit Vornamen wie mein Vater, der, auch das hatte sich nicht geändert, abends wortkarg zum Gongklang der Nachrichten aus dem Ministerium nach Hause kam. Horst Thimm mochte es nicht, wenn jemand redete, während der Fernsehmann das Weltgeschehen verlas.

"Lasset uns beten", spricht der Pfarrer im Radio. In ein paar Minuten werden im Godesberger Villenviertel die Kirchenglocken läuten, und der Westdeutsche Rundfunk wird Nachrichten senden. Ich höre gern Nachrichten und lasse mich ungern dabei

stören. "Lasset uns beten für alle, die sich der Last ihres Lebens nicht gewachsen fühlen, ewiger Gott, wir bitten dich." Auf dem Autorücksitz klappern in den Kartons Bilderrahmen und Geschirr, dreimal Gedeck, dreimal Besteck, zwei Gläser für Bier, vier für Wein, vier für Wasser. Ein scharfes Messer. Der Lieferwagen des polnischen Kleinunternehmers, der beim Umzug hilft, ist bereits am Ziel. Er hat zwei Sessel transportiert, das Bett, einen Stuhl, einen Tisch, die Regale, die Bücher. Es ist Karfreitag, die Sonne scheint, Vögel zwitschern, und mein Vater wird fortan im Seniorenheim leben. Im Garten dieser Unterkunft blühen violette Krokusse.

Demografischer Wandel. Pflegenotstand. Medizinischer Dienst der Krankenversicherungen. Es werden viele Vokabeln aus dem unfassbaren Nachrichtenfluss handgreiflich, wenn der eigene Vater in ein Heim umzieht. Vorangegangen waren Monate der Suche.

Es wäre mir lieber gewesen, er hätte zu denen zählen können, die zu Hause Pflege und Hilfe erhalten. Es sind dies fast so viele wie in Hamburg wohnen, 1,8 Millionen. Es war nicht möglich. So lebt er in einer Einrichtung, und Altenpfleger, Köche, Putzhilfen, Wäschefrauen und Sozialpädagogen teilen im Schichtdienst seinen Alltag. Sie helfen den Bewohnern auf die Toilettenbrille, bewegen sie mit einer elektrischen Hebehilfe vom Bett in den Rollstuhl, versehen Kleidung mit Namensschildern, leeren Mülleimer, assistieren beim Essen oder spielen mit den Alten Mensch ärgere Dich nicht. Es leben mehr Menschen in Deutschland in einer solchen Einrichtung als in Frankfurt am Main, 720 000.

Als es immer schwieriger wurde, allein in seiner Wohnung, gehörte mein Vater zu einer Gruppe, so zahlreich wie die Einwohner von Stuttgart. Die meisten Menschen gehören irgendwann einmal zu Stuttgart. Sie brauchen noch keine Pflege, doch Unterstützung, denn sie scheitern an Bankgeschäften, Kleiderkäufen und der durchgebrannten Glühbirne ganz oben in der Deckenlampe. Noch in den ersten zwei Jahren im Altersheim zählte mein Vater zu Stuttgart.

Nie zuvor wurden in diesem Land so viele Menschen so alt. Frauen, die in diesen Tagen ihren achtzigsten Geburtstag feiern, begehen aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch den neunundachtzigsten, Männer den siebenundachtzigsten. Die Zahl der Pflegebedürftigen wird sich in vierzig Jahren auf 4,4 Millionen verdoppelt haben, die der Demenzkranken auf 2,5 Millionen. Einmal Sachsen, einmal Brandenburg. So lauten die Prognosen.

Nie zuvor wurden in diesem Land so wenige Menschen geboren. Sollte ich achtzig Jahre alt werden, so alt, wie mein Vater inzwischen ist, werden mir in den Statistiken nur noch fünf Deutsche gegenüberstehen, die jünger sein werden als ich.

Das Geld aus der Pflegeversicherung reicht, ohne eine Beitragserhöhung, noch drei Jahre. Es deckt schon jetzt nicht alle Kosten; mancher zahlt allein für die Pflege, die er benötigt, im Monat siebenhundert Euro selbst. Und jene, die das nicht können, weil dann nichts bliebe für Miete und Mahlzeiten, benötigen "Hilfe zur Pflege", eine Art Hartz IV für Alte. Es sind bereits so viele, wie in Freiburg wohnen, 220 000.

Der hundertfach verplätscherte Appell aus Talkshows und Sonntagsreden dröhnt, wenn plötzlich der eigene Vater, die eigene Mutter nicht mehr können: Der demografische Wandel ist die dringlichste Aufgabe unserer Gesellschaft! Er ist ein Gradmesser für ihre Menschlichkeit! Mit einem Mal redet man genauso.

Und blickt um sich und sucht Unterstützung.

Da ist Kristina Schröder; die Familienministerin will eine "Familienpflegezeit" einführen, jeder soll zwei Jahre lang die Arbeit auf fünfzehn Stunden in der Woche reduzieren können, um sich den alten Eltern zu widmen. Da ist Philipp Rösler, der Gesundheitsminister, er hat 2011 zum "Jahr der Pflege" erklärt und will reformieren.

Ginge es nach ihm, sollte jeder in einer Art Lebensversicherung zusätzliche Rücklagen für die drohende Gebrechlichkeit bilden. Auch die Frage, wer eigentlich pflegebedürftig ist, will er neu beantworten. Noch addiert ein Gutachter die Minuten, die es dauert, einem alten Menschen bei den notwendigen Verrichtungen zur Hand zu gehen - Hilfe beim Zähneputzen, Hilfe beim Ankleiden mit Schuhen, Hilfe beim Ankleiden ohne Schuhe. Eineinhalb Stunden am Tag ergeben Pflegestufe 1, drei Stunden Stufe 2, fünf Stunden die dritte. Doch die Not und Verlorenheit, die Vergessen und Demenz mit sich bringen, berücksichtigen diese Rechnungen kaum. Vor zwei Jahren schlug ein Expertenbeirat im Auftrag des Gesundheitsministeriums Reformen vor, um das zu ändern. Sie fanden viel Zustimmung. Seither ruhen sie.

Ohnehin ahnt jeder, dessen Eltern plötzlich nicht mehr können, dass diese Herausforderung, dieser demografische Wandel allein staatlich finanziert und gelenkt nie wird bewältigt werden können. Es kann nur gelingen, wenn jeder Verantwortung übernimmt. Alle.

Längst kümmern sich mindestens vier Millionen Frauen und Männer um ihre alten Angehörigen, bis zu 37 Stunden in der Woche. Und die Anzahl der Ehrenamtlichen, die Senioren betreuen, steigt. Doch in der Öffentlichkeit wird selten davon gesprochen. Vor allem die berufstätigen Angehörigen schweigen. Es gilt nicht als karrierefördernd, zwischen zwei Geschäftsterminen die Windel der Mutter zu erneuern oder eine Wechseldruckmatratze für den Vater zu besorgen.

Zu Zwei Dritteln sind es die Frauen, die Sorge tragen, es ist die alte eingeübte Rolle. Doch der Anteil der Männer nimmt zu, und auch die Zahl jener eher jungen erwachsenen Kinder, wie ich eines bin, wächst. Viele sind kaum vierzig Jahre alt, manche selbst erst Eltern geworden, sie arbeiten - und plötzlich ist da noch eine Verantwortung. Familie und Beruf zu vereinbaren, heißt mit einem Mal, auch den Vater, die Mutter zu versorgen.

Meist, und vielleicht birgt das die größte Schwierigkeit, sind sie wenig vertraut mit dem Innenleben dieser Eltern. Der Vater war immer der Vater, die Mutter immer die Mutter. Nun sind sie bedürftige Wesen und werden von mächtigen Erinnerungen bestimmt, die sie von ihren Kindern stets ferngehalten haben.

Auch ich wusste nichts von der jahrelangen Haft meines Vaters in einem Zuchthaus der DDR, nichts von den Leichen, die er in Brandenburg aus den Kriegstrümmern barg, nichts von seiner Flucht aus Ostpreußen. Jedenfalls wusste ich nichts Genaues über die Biografie von Horst Hubert Werner Thimm, Jahrgang 1931. Ich fand ihn oft

unverständlich wie seine Arbeit im Ministerium; er war karg und großzügig, strikt und liebevoll, prinzipientreu und stur, immer zuverlässig und manchmal schrecklich anstrengend.

Es ist die Generation der Kriegskinder, die da gerade alt wird, jene zwischen 1929 und 1945 geborenen Männer und Frauen, deren frühes Leben von Bomben, Tod, Hunger, Flucht, Vertreibung oder der Furcht vor Vergewaltigung bestimmt war. Zu alt, um der 68er-Bewegung anzugehören, und zu jung, um die Gräuel des Nationalsozialismus zu verantworten, waren sie lange kein Thema gesellschaftlicher Debatten. Sie selbst hatten früh gelernt, zu schweigen. In der Kindheit war ihnen eine Härte gegen sich selbst gepredigt worden, die der von Krupp-Stahl gleichen sollte. Und als alles vorüber war, und sie ihren Platz im Leben gefunden hatten, schwiegen sie fort. Achtzig Prozent der ehemaligen Kinder dieses Krieges haben nie von jener Zeit erzählt.

Allerdings - wer hätte ihre Geschichten auch hören wollen? Mir hätten sie noch vor einigen Jahren nicht gefallen. Geboren 1969, wuchs ich auf mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands. Ein friedensbewegter Pastor konfirmierte mich, meine Lehrer berichteten von 1968 und linksintellektuelle Professoren nahmen meine Universitätsprüfungen ab. Ich interessierte mich nicht für deutsche Kriegskinder. Ich hätte es revanchistisch gefunden, mich für die Söhne und Töchter der Täter zu interessieren. Aber sie waren Kinder. Mitten im Krieg.

"Es fehlt uns eine vorbehaltlose vertraute Nähe zueinander", sagt Hartmut Radebold, der 75 Jahre alt ist und selbst ein Kriegskind. Seit Jahren forscht er über die späten Folgen des Zweiten Weltkriegs. Der Professor für Klinische Psychologie kennt das feinnervige Verhältnis zwischen beiden Generationen auch aus der eigenen Familie. "Wir Kriegskinder haben unseren Töchtern und Söhnen eine äußerlich sichere Kindheit zur Verfügung gestellt", sagt er. "Taschengeld, Spielzeug, Reisen - all das, was wir nicht hatten. Aber wir haben sie nach Normen erzogen, die ihnen unzugänglich waren und die sie nicht verstehen konnten, weil wir uns nie geöffnet haben."

Iss den Teller leer. Geh sorgsam mit den Sachen um. Sei sparsam. Hüte dich vor Fremden.

"Viele dieser nun erwachsenen Kinder haben uns Eltern früher so erlebt, als hätten wir ihre alltäglichen Sorgen nicht ernst genommen", sagt Hartmut Radebold. "Den Ärger in der Schule, den Streit mit den Freunden. Und wahrscheinlich haben wir ihnen auch unbewusst zu verstehen gegeben, dass sie mit solchen Kleinigkeiten allein klarkommen müssen. Wir hatten schließlich einen Krieg überlebt. Aber irgendwann erzählten auch die Kinder nichts mehr von ihrem Kummer. So wussten beide Seiten oft nicht voneinander, was sie wirklich beschäftigt."

Als sich abzeichnete, dass die Zeit für eine letzte große Reise gekommen war, besuchten mein Vater und ich Masuren. Umgeben von den Seen seiner Kindheit, hörte ich schließlich zu. Und er erzählte. Von dem Försterjungen, der er einmal war, der mit der kleinen Schwester auf einen Schlitten stieg, in Kulk am Lenksee, und sich in einen Treck einreihte, im Januar 1945. Dreizehn Jahre alt und ohne die Eltern, der Vater war Soldat, die Mutter bei der sterbenden Großmutter im brandenburgischen Eberswalde. Spiegelglatte Landstraßen, Hunderttausende Flüchtlinge. Verendende Pferde, verendende Menschen.

"Und auf der Nehrung, da entluden sie alle ihre Wagen, um auf dem sandigen Untergrund leichter voranzukommen. Überall standen Körbe mit Kochtöpfen und Wäsche, und dazwischen Großmütter, tot, mit dem Rücken hingesetzt an einen Kiefernbaum. Und die Kinder, Ersttagskinder, geboren auf der Flucht. Lebend ließ man sie hinunterfallen, weil die Mütter keine Kraft zum Stillen hatten, und der nächste fuhr darüber hinweg. Manchmal legte sich ein Pferd zum Sterben lang, die Fußgänger schnitten das Fleisch aus dem noch lebenden Tier. Und die Pferde, die hatten so einen Gesichtsausdruck, als wollten sie es nicht glauben."

"Was hast du damals gedacht?"

"Ich habe nicht viel gedacht. Man muss hier durch, irgendwie. Es war ja auch nicht möglich, mal eben zu wenden und zurückzufahren. Der Treck hatte eine Eigendynamik, er sah aus wie eine Ziehharmonika, kilometerlang, die irgendwo in der Ungewissheit enden würde. Immerhin, unsere Sehnsucht, das alles zu meistern, hatte ein Ziel: Treffpunkt Eberswalde! Da wartet die Mutter, und wenn er den Rückzug schafft, auch der Vater. Die Brüder. Und die ältere Schwester. Tatsächlich war sie zu dem Zeitpunkt bereits tot."

"Wie lange warst du unterwegs?"

"Am 21. Januar, am späten Nachmittag, sind wir losgezogen. Mitte März kamen wir in Eberswalde an."

"Und dann?"

"Dann habe ich erst einmal gebadet. Allen Dreck wollte ich loswerden. So ein Bad ist ja doch ein kleines Therapeutikum."

Eine Wanne wäre schön", sagt mein Vater, wenige Wochen vor dem Umzug in das Altersheim. Er liegt in einem Krankenhaus, und ich sitze neben seinem Bett, zornig, traurig über seine Badefreuden. Am Abend zuvor hat er es nicht mehr herausgeschafft, aus der Badewanne in seiner Wohnung, immer wieder sank sein schwerer Körper zurück. Das Wasser wurde lau, er gab warmes hinzu, doch das Becken war bald randvoll und der Abflusspfropfen unerreichbar. So fand ihn am Morgen die Zugehfrau.

Ein Zimmer mit zwei Betten, ein Holzkreuz mit dem geschundenen Leib Christi, das Haus steht in katholischer Tradition. Auf dem Nachttisch eine Karte, die Klinikverwaltung wünscht einen guten Aufenthalt. Aus einem Schlauch tröpfelt Flüssigkeit in seinen Arm. "Eine Wanne", verlangt mein Vater. "Eine Wanne haben wir nicht", erwidert die Krankenschwester, und er sinkt zurück in die Unruhe seiner Träume, fuchtelt in dem Luftraum über seinem Gesicht, ruft, er wolle fort, endlich entkommen!

"Papa", sage ich, und die Schwester sagt: "Aber Herr Thimm." Als er die Augen öffnet, blickt er mich an. Er scheint mich nicht zu sehen. "Wo ist mein Sohn? Meine Frau? Sie müssen sich beeilen."

Er fürchtet den Tod, denke ich. Er will sie um sich wissen.

Doch mein Vater ringt nicht allein mit jenem Tod, mit dem sein septischer Körper gerade ringt. Er sucht auch dem Tod zu entkommen, dem er als Kind entkam. Das

Krankenbett, der Schlauch, die Kanüle schließen Erinnerungen auf. Nun, da der Körper schwach ist und der Geist erschöpft, da er sich ausgeliefert fühlt wie der heranwachsende Junge im Flüchtlingstreck, ist er den vergessen geglaubten Empfindungen preisgegeben. Die alten bösen Bilder erwachen. Mein Vater ist der Wagenlenker, ein Kind noch, das um das Leben der ihm Anvertrauten bangt.

"Sie haben nicht mehr viel Zeit", sagt er. "Ich habe nicht mehr viel Zeit." Dann legt er die Hand auf meinen Unterarm. "Lange ist dies hier nicht mehr zu halten. Erkennst du die Demarkationslinie?"

Ich rufe meine Mutter und meinen Bruder an. Sie unternehmen eine Reise und können erst am kommenden Tag zurückkehren. "Sie sind auf dem Weg", sage ich.

"Wo sind sie?", fragt er, richtet sich auf, schöpft nach Luft. Ich drücke ihn aufs Bett, die Hände auf seinem Brustkorb, der sich kaum bewegt beim Atmen, er soll liegen bleiben, ausruhen. "Wie kannst du mich zurückhalten?", herrscht er mich an. "Siehst du nicht, was hier los ist?"

"Papa", sage ich, und er wehrt meinen Griff ab, "lass!", flüsternd nun, und seine Finger umklammern meinen Arm. "Da drüben. Nicht bewegen. Leise. Gefahr."

Er sei im Krankenhaus, "in Sicherheit!", sage ich. Meine Mutter und mein Bruder, "in Sicherheit!"

"Gift! , schreit mein Vater und reißt an dem Infusionsschlauch.

Das Krankenhausbett eine Kampfzone. Um uns herum der Tod.

"Du brauchst die Infusion zum Überleben."

"Weißt alles besser! Meinst, du habest alles im Griff. Doch das hier hat niemand im Griff." Seine Stimme überschlägt sich, als er schreit, ich solle nicht weitergehen, nicht über diese Linie; Männer! Plünderer! Vergewaltiger! Und flüsternd fragt er, wo der Sohn bleibe und die Frau.

"Sie schaffen es. Und wir auch."

"Na hoffentlich." Dann schimpft er über meine Leichtgläubigkeit.

Die Krankenschwester, die ich hole, sagt: "Aber Herr Thimm!" Der junge Arzt fühlt den Puls und blickt auf die Fieberkurve. Im Morgengrauen legt mein Vater den Kopf auf das Kissen. Seine Finger umklammern meinen Arm. Er schläft.

Die Erinnerung an die Flucht, das verstehe ich in in dieser Nacht, ist ein Dämon, der meinen Vater beherrscht. All die Jahre hat er den Dämon bezähmt, zog eine Schutzschicht über die Erinnerungen und erfand merkwürdige Rituale der Versicherung.

Verreisten wir, lud er am Abend zuvor die leeren Koffer und Taschen ins Auto, und in die Zwischenräume stopfte er Decken und Schuhe. "Probepacken" nannte er die Prozedur, und wir scherzten müde, "Papa, wir gehen nicht auf die Flucht." Hatte alles, was wir mitnehmen wollten, theoretisch Platz gefunden, entspannten sich seine Gesichtszüge. Er nahm die leeren Koffer und Taschen aus dem Auto, und wir verstauten Kleidung, Bücher und Stofftiere darin. Wochentags brachte er Brot mit nach Hause, der Laib war oft noch warm, er schwärmte für den Duft, die frische Kruste. Gegessen hat er

sie nie. Immer war da der kostbare Rest vom Vortag. So wurde alles Brot altbackener Vorrat. Aber es lag genug im Küchenfach.

Wohin, warum, wie lange, fragte er, wenn ein Familienmitglied das Haus verließ, und ich wütete über seine Kontrolle. Erst Jahre später verstand ich, dass ihn die Angst trieb, uns zu verlieren, wie er den Vater und die Schwester im Krieg verlor. Ausweise, Impfpass, Adressbuch, alles trug er stets bei sich, als müsse er im nächsten Augenblick aufbrechen. Die braune Umhängetasche begleitete ihn in den Skiurlaub und an die See; sie baumelte an seinem Hals, als er die Studentenzimmer seiner Kinder besuchte, er trug sie unter dem Anorak, sie schien seinen Brustkorb auszubeulen, ich fand sie peinlich. Er hütet es immer noch, dieses abgegriffene Leder. "Papas Täschchen" nennen es mein Bruder und ich heute, und meist klingt es zärtlich. Papas Täschchen ist eine Reliquie. An manchen Tagen findet sich nun ein Butterbrot darin, das mein Vater für den Notfall hortet.

Es ist an der Zeit, Hartmut Radebold noch einmal zu befragen. "Das sind typische Verhaltensweisen von Kriegskindern, die sie für völlig selbstverständlich halten", sagt der Professor für Klinische Psychologie. "Sie verwahren, was sich noch einmal verwenden lassen könnte, alte Fäden, gebrauchtes Geschenkpapier; sie essen alles auf, sie suchen in fremden Umgebungen den Notausgang." Äußerlich freundlich, bleiben sie lebenslang misstrauisch. Der Argwohn, der nächste Augenblick könne schlimmes Unheil bereithalten, verlässt sie nie.

Dreißig Prozent dieser Generation gelten als traumatisiert. "Diese Männer und Frauen tragen eine Decke aus Beton in sich", sagt Hartmut Radebold. "Sobald sie sich bedroht oder abhängig fühlen, bröckelt der Beton. Oft überfluten sie dann Angst und Panik."

Ein schwerer Unfall kann der Auslöser sein, der Verlust eines Verwandten, ein Krankenhausaufenthalt. Auch Demenz bereitet dem Schrecken Einlass; das kranke Gehirn verliert zunehmend die Fähigkeit, die verdrängten Erinnerungen zu zähmen. Dann genügen manchmal schon ein Geräusch oder ein Fernsehbild der zerstörten Dresdner Frauenkirche, um Angst und Panik zu entfachen. Und es kann bereits einen Schutz bedeuten, wenn die Menschen drum herum weiche Schuhsohlen tragen statt harter Absätze, deren Klang an Stechschritte erinnern.

"Ihr Vater ist früh dran", sagt Hartmut Radebold. "Den meisten Kriegskindern steht die Hilfsbedürftigkeit noch bevor. Sie sind jetzt zwischen 66 und 81 Jahre alt, und Hinfälligkeit beginnt überwiegend erst nach dem achtzigsten Geburtstag."

Viele wird die Gebrechlichkeit mit einer Wucht treffen, die sie nie für möglich gehalten haben. Ihr Körper hat immer funktioniert, bei bitterem Mangel, unter größten Strapazen, sie kennen ihn als eine funktionierende Maschine, die sich mit Medikamenten ölen lässt. Nun, mitten in Frieden und Wohlstand, verlieren sie ihn als Verbündeten. Sie werden abhängig, sie wehren sich. Die Hilflosigkeit früherer Zeit soll sie nie mehr einholen.

An einem Morgen im Frühling 2008 klingelt in meinen Schlaf das Telefon. Ein Angestellter des Altersheims teilt mir mit, dass ein Notarzt Horst Thimm in ein Krankenhaus eingeliefert habe. "Nichts Schlimmes", sagt er. "Aber der Mann braucht mehr Betreuung."

Mein Vater wird entlassen, bevor ich ihn besuchen kann. "Ich bin weiterhin gegen eine Pflegestufe", erklärt er, als wir telefonieren. "Je mehr Hilfe man bekommt, desto mehr Hilfe braucht man."

Ich muss arbeiten, mein Bruder lebt in der Schweiz, meine Mutter kann meinen Vater nicht betreuen - aber so geht es nicht weiter. Am Wochenende, da können wir uns treffen, beratschlagen, wenigstens ein Anfang. Er kommt uns zuvor. Wieder leuchtet die Bonner Vorwahl auf dem Display, diesmal ist es eine der Schwestern des ambulanten Pflegedienstes, die ihn morgens, mittags und abends mit Medikamenten versorgen. Sie hat ihn bäuchlings auf dem Teppichboden vorgefunden und am Vortag nass und ausgekühlt im Duschraum. Die Schwester klagt mich an. "Ihr Vater war sehr traurig. Er hat gefroren, er hat nicht getrunken. Er hat sich nicht angezogen, er hat nicht gefrühstückt. Station 2", sagt die Schwester, "er muss endlich auf Station 2."

Station 2 ist der Pflegebereich im zweiten Stock des Heims, da wachen Schwestern und Pfleger Tag und Nacht über die Bewohner. Mein Vater hat einmal den Aufzug genommen und Station 2 besichtigt. Eine Frau lebt dort, die dauernd auf einen Tisch klopft. Eine andere stöhnt pausenlos, eine dritte webt immerzu mit dem Kopf. "Holen Sie mich weg!", ruft diese Frau, sobald sie einen Menschen erblickt. Es gibt auch einen Mann auf Station 2. Er scheint niemanden wahrzunehmen.

Mein Vater wehrt sich. Er bittet um Aufschub. Er spricht von Würde. Wir argumentieren stundenlang.

Ich erinnere mich an seine Erleichterung, als er die Hürde in das Altersheim genommen hatte, an die Entschlossenheit, diese Bleibe aber wirklich erst wieder zu verlassen, wenn man ihn mit den Füßen zuerst hinaustrage. Er glaubte damals, nie mehr aus seinen beiden Zimmern ausziehen zu müssen. Zweimal noch fahren ihn Sanitäter in ein Krankenhaus, bevor Blaulicht und Notaufnahmen seinen Widerstand ermatten. "Antrag auf Feststellung einer Pflegestufe", heißt das Formular, das wir dann ausfüllen. Doch das Versprechen, die vertrauten Zimmer weiterhin bewohnen zu können, nimmt mir mein Vater ab.

Als der Tag gekommen ist, den er so lange abgewehrt hat, wirkt er vergnügt. Trotz des warmen Sommers hat er ein Jackett in gedecktem Grau gewählt und eine Krawatte umgebunden. Aufrecht wartet er im Sessel auf die Ärztin vom Medizinischen Dienst der Krankenversicherung. Das Signal, das er so darbietet, ist unübersehbar: Herr Horst Thimm ist ohne Zweifel in der Lage, mit vollem Einsatz um die nächste Partie seines Lebens zu spielen.

Ob die Ärztin es wohl als Bestechung auffassen könne, wenn er ihr einen Kaffee anbiete, fragt er mich. Oder einen doppelten Espresso. Wie die meisten Bewohner hat er die Formeln modernen Kaffeetrinkens erst in der Cafeteria des Altersheims kennengelernt. "Oder dieses Milchkaffeegesöff? Wie heißt das gleich?"

"Cappuccino."

"Nee, das andere."

"Latte macchiato?"

"Genau. Russisch Kakao gibt es ja leider nicht."

"Der wird ja auch mit Alkohol zubereitet."

"Und Alkohol ist nichts für den Medizinischen Dienst der Krankenversicherung. Aber wenn das Hauptgeschäft hier erledigt ist, können wir zwei in der Rheinaue Russisch Kakao trinken." Er überlegt, dies gleich anfangs kundzutun, um den Termin zu beschränken.

"Ich möchte dich nicht desillusionieren", sage ich. "Aber wenn die Ärztin da war, kommt die Schwester mit der Insulinspritze, und dann ist Abendbrotzeit."

Unverständnis zieht über sein Gesicht. Solch kleinkarierte Einwände an solch einem Tag. "Du bist doch sonst nicht so unflexibel", antwortet er mir.

Die Ärztin möchte keinen Kaffee. Keinen Cappuccino, keinen Latte macchiato. Nicht einmal Wasser mag sie trinken, dabei ist die Temperatur draußen auf über dreißig Grad gestiegen.

"Herr Thimm, wie lange wohnen Sie schon hier?"

Als wolle er sie unterhalten wie ein Conférencier, holt mein Vater aus. Wie er bei sibirischen Minusgraden nachts in den Rabatten vor seiner alten Wohnung gelegen habe, ausgerutscht. Wie es dort, nach einigen Stunden, doch sehr kalt wurde. Wie ein Arzt ihn im Krankenhaus entgegen aller Erwartungen wieder hinbekommen habe, zum zweiten Mal. "Und seither wohne ich hier", schließt er und lächelt sie an. "Und genieße den Blick auf den Baum vor dem Fenster."

"Brauchen Sie, neben dem Spritzen des Insulins, noch andere Hilfe?"

"Die Schwestern haben es übernommen, die Gummistrümpfe anzuziehen und auszuziehen."

"Können Sie stehen?"

"Ich kann stehen. Es kommt allerdings schnell der Moment, in dem ich wieder sitze."

"Klingeln Sie um Hilfe?"

"Nein. Wenn ich falle, hangele ich mich an einem Band am Bettpfosten hoch. Ich habe da ein eigenes System entwickelt."

Die Ärztin erkundigt sich nach den Medikamenten. Er hat die Frage erwartet und zieht ein Blatt Papier aus der Brusttasche. "Meine Güte", sagt sie, als sie die Liste überflogen hat. "Man wird ein Medikamentenlagerhaus", erwidert mein Vater. "Das ist der Schatz des alten Mitmenschen." Dann erhebt er sich, mühsam, aber ohne innezuhalten, nickt ihr zu und kramt in einem der Kartons im Regal.

"Wäre für Sie denn wohl ein weißer Burgunder gut?", fragt er schließlich.

"Ja, der wäre gut", entgegnet die Ärztin. "Aber ich nehme ihn nicht. Ein Gutachter, der eine Flasche Wein mit nach Hause nimmt, der wäre das Letzte."

Bevor sie sich verabschiedet, teilt sie ihm das Ergebnis mit. "Pflegestufe 1. Der Bedarf ist gegeben, dass jemand für Sie da ist, wenn Sie ihn brauchen, und Ihnen außerdem morgens und abends beim Waschen und Ankleiden hilft. Wie lange sich das in diesen Räumen realisieren lässt, ist eine andere Geschichte. Das müssen Sie leider selbst organisieren."

"Keine unangenehme Person", sagt mein Vater, als sie gegangen ist. "Und mit dem Wein, da wollte ich sie ein bisschen testen."

Mein Vater schläft an diesem Abend mit dem Gefühl ein, das Spiel des Lebens doch noch irgendwie zu meistern. Schließlich hat die Ärztin nicht von Station 2 gesprochen. Ratlos betrachte ich, wie er die ersten Vorbereitungen für die Nachtruhe trifft, wie er mit dem rechten großen Zeh die Socke vom linken Fuß schiebt, so hat er es sich angewöhnt, seit ihm das Bücken schwerfällt. Ich weiß nicht, wer dieser jemand sein soll, morgens und abends und allzeit abrufbereit. Die Schwestern vom ambulanten Pflegedienst jedenfalls können es nicht leisten. Wir werden suchen müssen.

Als ich ihm eine gute Nacht wünsche, bedankt er sich für alle Unterstützung. "Nur eines noch", sagt er dann. "Die tägliche Körperpflege, die würde ich schon gern weiterhin allein regeln."

Wie machen es nur die anderen? Henning Scherf, der frühere Bremer Bürgermeister, und seine Frau haben sich in einer Wohngemeinschaft mit Freunden zusammengeschlossen. Er ist 72. Seine Kinder sollen ihm den Vogel gezeigt haben, aber die Freunde wollen sich, so lange es geht, gegenseitig unterstützen. Andere ziehen gleich mit jungen Menschen in ein Mehrgenerationenhaus. Doch noch ist das ein seltenes Modell.

Die meisten alten Frauen und Männer harren bis zum letzten Moment in ihrem vertrauten Zuhause aus. Es geht in vielen Heimen weniger freundlich zu als in der Bleibe meines Vaters. In manchen Einrichtungen werden die Alten mit Medikamenten ruhiggestellt, damit sie nicht verwirrt umherlaufen. Es wird das Bettzeug nicht regelmäßig gewechselt, es reagiert niemand auf den Notruf. Und immer wieder überfordern die Erinnerungen der alten Menschen die Pfleger und Schwestern, die aus Polen und aus Weißrussland stammen, aus Ecuador, der Ukraine oder der Türkei. Sie kennen andere Erzählungen vom Krieg als jene, die ihre Schutzbefohlenen in sich tragen, ihre Verwandten haben auf anderen Seiten gekämpft, Begriffe wie Haff oder Bomben gehören nicht zu ihrem Sprachschatz. Nicht jedem gelingt es, die bösen Bilder mit Herzlichkeit zu durchdringen. Ein Psychologe, der sich mit der Seele alter Menschen auskennt, ist, obwohl unumstritten wichtig, selten im Stellenplan eines Heims vorgesehen.

Oft sind nicht einmal die sieben Mindestanforderungen erfüllt, die der Sozialpädagoge Claus Fussek formuliert hat, ein lautstarker Kritiker der Zustände: Nahrung und Flüssigkeit nach Wunsch und Bedarf. Angemessene Unterstützung bei den Ausscheidungen. Angemessene Körperpflege. Aufenthalte an der frischen Luft. Freie Wahl des Zimmernachbarn. Anrede in der Muttersprache. Die Sicherheit, dass in der Todesstunde jemand die Hand hält.

Eigentlich nicht zu viel verlangt.

Eine Frau kenne ich, 57 Jahre alt, die hat ihre Mutter aus einem Heim einfach wieder herausgeholt. "Wäre sie noch dort, sie wäre längst erstickt", sagt diese Tochter. Die Mutter erhielt damals Nahrung durch eine Magensonde, dauernd erbrach sie, ständig war der Rachen verschleimt. Seit zwei Jahren lebt die alte Dame wieder auf ihrem Bauernhof. Sie isst und trinkt und feierte vor zehn Wochen ihren zweiundneunzigsten Geburtstag.

Die Tochter hat eine Agentur in Polen beauftragt, sie zahlt monatlich 260 Euro Gebühr und 1200 Euro an die Frau, die bei der Mutter wohnt. Es sind zwei Polinnen, alle acht Wochen wechseln sie sich ab. Offiziell gelten sie als Haushälterinnen. Denn pflegen dürfen sie als unqualifizierte Arbeitskraft nicht.

Die Tochter lebt und arbeitet in einer Großstadt, zwei Stunden Autofahrt entfernt, sie fährt beinahe jedes Wochenende. Manchmal ist dann der Garten umgestaltet, oder die altbewährten Handwerker sind verärgert. Dann bewundert die Tochter gefasst die neuen Ziersträucher und verkneift sich auch die Frage nach den unerledigten Reparaturen. "Die Polinnen sind jetzt die Herrinnen im Haus", sagt sie. "Aber ich brauchte eine Lösung - und ein Heim sollte es nie wieder sein."

Einen Sohn kenne ich, 58 Jahre alt, der in der Zeit der Studentenproteste mit seinem Vater gebrochen hat. Nun streitet dieser Sohn dagegen, für den Vater aufzukommen. Nicht selten bestimmen die alten Konflikte zwischen 68ern und ihren Eltern noch das Alter.

Die meisten erwachsenen Kinder aber sagen, dass sie die Eltern am liebsten in einer häuslichen Umgebung betreut wissen wollen. Es ist auch volkswirtschaftlich die günstigste Lösung - jedenfalls so lange die Pflegenden durchhalten. Mehr als der Hälfte schmerzt der Rücken. Ein Viertel leidet an Schlafstörungen, ein Fünftel an Herz-Kreislauf-Erkrankungen und an Magenproblemen. Die Zahlen gelten bereits für Vierzigjährige.

Viele verlieren Freunde und Bekannte. Sie finden wenig Zeit für Kaffeestündchen oder ausgiebige Telefonate. Allein den monatlichen Schriftverkehr zu erledigen, Widersprüche, Abrechnungen, zehrt einen Sonntagnachmittag auf. Und auch der Urlaub ist oft Pflegezeit.

Achtzig Prozent der pflegenden Töchter und Söhne fühlen sich "sehr belastet". Sie sagen, das Gefühl dauernder Zeitnot und die emotional schwierigen Situationen bedrückten sie am meisten. Die Zahl der Fälle von häuslicher Gewalt, seelischer oder körperlicher, gegen alte Menschen liegt bei mindestens zehn Prozent. Es ist schwer auszuhalten, wenn einer, der einem nahesteht, inmitten seiner Hilflosigkeit schreit, schlägt und spuckt. Manchmal überwiegt das Gefühl von Überforderung derart, dass ein Platz im Altersheim doch die beste Lösung für alle bedeutet. Aber selbst wenn die eigentliche Pflege, das Betten, Waschen, Ankleiden, andere leisten, reihen sich die schwierigen Momente aneinander. Es ist auch schwer auszuhalten, wenn einer gerade in jenen Stunden, die man sich mühsam für ihn freihält, schlecht gelaunt ist oder in einer fernen Welt des Vergessens weilt.

Der Umgang mit den bedürftigen Eltern verlangt Tugenden, die jedem durchgeplanten Alltag widersprechen: Zeit, Muße und die Geduld, zu ertragen, was eigentlich gerade unerträglich ist. Jeder Moment hängt von der Tagesform ab - und je hinfälliger ein Mensch wird, je mehr sich vielleicht auch eine Demenz entwickelt, desto weniger ist diese Tagesform zu beeinflussen oder vorherzusehen.

An einem Abend, ich will nicht lange bleiben, ich habe noch etwas vor, bittet mein Vater mich um einen Pullover. Inzwischen, im Dezember 2008, bewohnt er ein Zimmer im zweiten Stock. Es gehört zu Station 2.

Er trägt einen Schlafanzug und liegt bereits im Bett. "Den blauen Pullover", sagt er, "den will ich anziehen."

"Ist dir denn kalt?"

"Nee. Aber ich muss ja noch rüber zu mir, über die Straße."

"Das musst du doch gar nicht."

"Natürlich." Unwirsch strampelt er die Bettdecke weg.

"Aber Papa, guck dich mal um. Was siehst du?"

"Eine Wand."

"Und daran?"

"Bilder."

"Deine Bilder."

"Natürlich meine Bilder. Sie zeigen Kulk am Lenksee."

"Das bedeutet doch, dass du in deinem Zimmer bist. Wo sollten sie denn sonst hängen? Möchtest du vielleicht den Fernseher anschalten, für die Nachrichten."

"Nee."

"Gibt es noch etwas, was ich für dich tun kann?"

"Ja, den Pullover."

Ich denke an Schnupfen, Lungenentzündung, Krankenhaus und beginne von vorn. Ich bin nicht in der Lage, anders zu reagieren.

"Ist dir doch kalt?"

Seine Stimme wird laut. "Nein. Ich möchte ihn haben. Und, Herrgott sakra, ich kann ihn mir nicht allein holen. Du weißt das."

Ich reiche ihm den Pullover. "Ich will etwas am Körper haben", sagt er, während er versucht, ihn über den Kopf zu ziehen.

"Dann ist dir doch kühl?"

"Ja", sagt er. "Ja!"

Ich helfe ihm in den Pullover. Bloß kein Krankenhaus. Mein Vater streicht über den wollenen Stoff. "Eine Hose habe ich aber noch nicht", sagt er dann.

"Aber die brauchst du im Bett doch wirklich nicht."

"Im Bett nicht. Auf der Straße schon."

Mein Vater schiebt die Beine aus dem Bett. Die Luft in seiner Matratze schaukelt, wenn er sich bewegt, sie ist für Menschen gedacht, die viele Stunden am Tag liegen. Bei heftigen Bewegungen verursacht die gequetschte Luft Geräusche. Sie klingt immer lauter an diesem Abend.

Wir auch.

"Papa, bitte! Es ist doch Schlafenszeit!"

"Ja, eben! Deshalb muss ich hier raus!"

"Ja, eben nicht! Wenn Schlafenszeit ist, bleibt man im Bett! Und ich muss da jetzt auch hin, und deshalb verabschiede ich mich."

"Du willst gehen? Und ich soll hierbleiben?"

"Das ist doch dein Zimmer."

"Ich kann diesen Quatsch nicht mehr hören. Du wirst mir ja wohl nicht die Möglichkeit verwehren, am Ende des Tages in meine Wohnung zurückzukehren."

Die Nachtschwester rettet uns. Es ist eine von den resoluten. Sie trägt einen strähnigen Pferdeschwanz, ihr Kittel riecht nach Arbeit, und sie findet den richtigen Ton.

"Na, Herr Thimm, wo wollen Sie denn hin?", fragt sie.

"Na, in meine Zimmer", antwortet er.

"Sie sind doch hier zu Hause, in Ihrem Bett, in Ihrem Zimmer."

"Also ich kann mich mit dieser Interpretation nicht anfreunden", entgegnet ihr mein Vater. "Ich meine, ich gehöre ins Erdgeschoss."

"Sie müssen sich nicht ins Erdgeschoss begeben, Herr Thimm. Heute geht es nirgendwo mehr hin."

Als er nach der braunen Umhängetasche greift, die er auf dem Nachttisch verwahrt, greift auch die Schwester zu. "Geben Sie mal her", sagt sie. "Die lege ich hier auf den Tisch. Sonst erhängen Sie sich nachts noch damit. Und erhängte Leichen am Morgen hab ich nicht so gern."

"Dann kriegen Sie einen Schreck", sagt mein Vater. "Wenn einer der liebenswürdigsten Bewohner sich an der eigenen Tasche aufhängt."

Erleichtert schließe ich die Tür. Und fliehe aus dem Altersheim.

Die Politik verliert sich in Profilierungskämpfen" sagt Jürgen Gohde. "Aber das Thema eignet sich nicht für Machtspielchen. Wir reden über Menschen."

Der Theologe sitzt dem Kuratorium Deutsche Altershilfe vor und leitete auch jenen Beirat, der vor zwei Jahren die Reformvorschläge an das Gesundheitsministerium übergab. Er ist überzeugt, dass sich das Leben von Pflegebedürftigen und ihren Angehörigen mit Hilfe der vorliegenden Konzepte besser gestalten ließe. "Es müssen nur alle wollen."

An Absichtsbekundungen mangelt es nicht. Auch Männer sollten gezielt an den Pflegeberuf herangeführt werden, sagt zum Beispiel der Gesundheitsminister, er hofft auf den neuen Bundesfreiwilligendienst. Und er will all jene besser stellen, die ihre Angehörigen zu Hause pflegen. Ihr Einsatz solle bei der Bemessung der Rente berücksichtigt werden, findet er.

"Wir müssen die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf fördern", sagt Ursula Lehr. "Dann kann der demografische Wandel gelingen. Ich baue zudem auf die Männer und rechne damit, dass die neuen wickelnden Väter auch pflegende Söhne sind." Die Altersforscherin war im Kabinett von Helmut Kohl Familienministerin und ist nun, achtzig Jahre alt, Vorstandsvorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft von mehr als hundert Seniorenorganisationen. Sie trägt einen pinkfarbenen Blazer und schweren Silberschmuck, sie hält noch beinahe täglich einen Vortrag, und sie weiß alle Daten auswendig.

Seit 1997 ist die Zahl derjenigen, die wegen eines hilfsbedürftigen Familienmitglieds weniger arbeiten, von 26 auf 36 Prozent gestiegen. 47 Prozent der Pflegenden sind überhaupt nicht erwerbstätig. Das aber, sagt Ursula Lehr, könne in Zeiten des Fachkräftemangels doch dauerhaft kein Weg sein. "Außerdem zeigen die Studien, dass Angehörige eine bessere Lebensqualität behalten, wenn sie intensiv auch andere Aufgaben wahrnehmen."

So ist die Frage, welchen Platz diese Gesellschaft den Alten einräumt, auch eine an die Arbeitgeber. Ursula Lehr schlägt ihnen vor, das Kantinenessen an die alten Eltern ihrer Mitarbeiter liefern zu lassen, und sie kann sich Seniorentagesstätten vorstellen, die an ein Unternehmen angebunden sind wie ein Betriebskindergarten. Auch die "Familienpflegezeit", das Projekt der heutigen Familienministerin, hält sie für sinnvoll. Wie ein Sabbatical sollten Arbeitgeber diese Phase handhaben, meint Kristina Schröder. Der Angestellte bezieht zwei Drittel seines Lohns, und wenn er wieder mit voller Stundenzahl arbeitet, verdient er so lange weniger, bis sein Gehaltskonto ausgeglichen ist. Sie ist beschimpft worden für ihren Vorschlag. Unzumutbar für Arbeitgeber, fanden die einen, völlig unzureichend, meinten die anderen. Eine Pflege sei doch nicht planbar nach zwei Jahren beendet. Außerdem müsse man solch eine Familienleistung ähnlich vergüten wie die Elternzeit. Und überhaupt: Wo stehe denn geschrieben, dass sich jeder um die alten Eltern kümmern wolle? Aus der Sicht jener aber, die es wollen, ist die Idee verlockend. Immerhin ließen sich so unbelastet vom Arbeitsalltag beste Lösungen und eine neue Routine finden.

Einige Arbeitgeber bieten ihren Angestellten bereits andere familienfreundliche Leistungen - auch weil sie Gedanken, Engagement und Kraft im Unternehmen halten wollen. Sie kaufen "Eldercare" bei Dienstleistungsfirmen ein, Seniorenbetreuung im Paket. Ganze Abteilungen in diesen Firmen sind damit beschäftigt, häusliche Pflege zu organisieren, Widerspruch gegen Versicherungsbescheide einzulegen, geeignete Altersheime zu suchen oder eine Putzhilfe, die mit der wunderlichen Mutter

zurechtkommt. Der "pme Familienservice" beispielsweise versorgt 370 Firmen mit "Eldercare", darunter den Norddeutschen Rundfunk, Ikea und H&M. "Wir haben Anfragen von Menschen in Lübeck, deren Eltern im Bayerischen Wald wohnen", sagt die koordinierende Psychologin Christine Jordan. "Wir beraten dann die Kinder in Lübeck, und unsere Zweigstelle im Bayerischen Wald forscht nach der entsprechenden Hilfe."

Auch neue Arten des Wohnens könnten Angehörige entlasten, vor allem in jener Phase, in der alte Menschen noch keine Pflege, aber Unterstützung brauchen. Eine Lieblingsidee von Ursula Lehr ist der Gemeinschaftsraum in jedem Mehrfamilienhaus. Ein Tisch und ein Kühlschrank mit Bier und Saft sollten sich darin finden, Kreide und eine Schreibtafel: Morgen kaufe ich ein, wem soll ich was mitbringen? Ich muss am Samstag um drei zum Zug, fährt jemand Richtung Bahnhof? Mir fehlt die Glühbirne im Deckenlicht, kann die jemand einschrauben?

"Wir werden niemals ohne professionelle Pfleger auskommen und auch nicht ohne Altersheime", sagt Jürgen Gohde. Im Gegenteil: Schon weil die Zahl der kinderlosen, auf sich gestellten Paare zunimmt, wird der Bedarf steigen. "Aber wir dürfen uns nicht allein auf Institutionen verlassen. Wir müssen um jeden Nachbarn, um jeden Ehrenamtlichen werben." Nur sie können das Unbezahlbare geben - Zeit.

"Wir brauchen den Menschen in der Pflege", sagt Jürgen Gohde.

Der Organismus ist an seinem Ende angelangt", erklärt der Hausarzt an einem freundlichen Tag im Sommer 2009. "Wir machen jetzt nur noch palliativ."

Die Frau, die sich im Altersheim um Palliativpatienten kümmert, kommt mit einem Golden Retriever. Der Hund ist ausgebildet für den Dienst, den er leisten soll. Er klettert auf einen Stuhl, damit Horst Thimm ihn besser sehen kann, und schiebt den Kopf in dessen Hand. Dann schließt mein Vater die Augen.

Zweieinhalb Tage lang bewegt er sich nicht. Er liegt da, in ein hellblaues T-Shirt gekleidet, das weiße Haar noch immer dicht, er atmet flach und bewegt sich nicht.

Meine Mutter und ich wechseln uns ab. Als er sich räuspert, nach zweieinhalb Tagen, ist es gerade meine Zeit. "Katja", sagt er. "Gibst du mir etwas zu trinken? Ich habe schrecklichen Durst."

Seither hatte mein Vater gute und schlechte Tage, er sagt, sie halten sich die Waage. Er weint oft, und er lächelt oft, und anders als in meiner Kindheit zeigt sich sein Gemüt meist so weich, wie es ist. Viele Stunden lang liegt er in seinem Bett, und jeden Tag erlebt er sein Leben. Besuche ich ihn, kann es passieren, dass er mich ungeduldig und freudig empfängt. Aber möglich ist auch, dass er mich wieder wegschickt. Einmal störte ich mitten in einer Dienstsitzung. Angetan mit einem gebügelten Hemd, saß er im Rollstuhl vor dem Fernsehapparat. Mit einer ausholenden Handbewegung wies er auf mich. "Meine Tochter", so stellte er mich einer imaginären Runde vor.

Ja doch, antwortete er gleich darauf in meine Richtung, eine Birnensaftschorle nehme er gern, aber dann müsse ich mich wirklich verabschieden. "Wie du siehst,

werden hier gerade Konzepte für eine Erweiterung des Jugendschutzgesetzes verhandelt. Nimm es nicht persönlich, aber die Versammlung braucht Ruhe."

Mit der gleichen Ernsthaftigkeit beobachtet er Scharfschützen auf den Zinnen am Haus gegenüber. Dann kann es geschehen, dass er weint, wenn ich ihn besuche, weil er mich eben noch tot auf dem Boden liegen sah, erwürgt von Partisanenkämpfern, und im Sessel, unter der rot-weiß-gestreiften Decke, zerschossen meinen Bruder. Ich reiche ihm in solchen Augenblicken seine Brille. Nicht immer lässt er sich davon ablenken. Aber manchmal sagt er doch, er müsse wohl dringend mal einen Optiker aufsuchen.

Häufig bemühen wir die unbeschwerten Jahre seiner Kindheit. Ich habe mich verbündet mit Ostpreußen, jener Gegend, die ich früher nicht beim Namen nennen wollte, weil es so heimatvertrieben klang. Beim Online-Versandhandel werde ich nun als "lieber Freund einer vergessenen Vergangenheit" geführt, doch meinem Vater helfen die Bildbände und CDs, die Erinnerungen zu finden, die ihn bergen.

Immer noch lebt er an vielen Tagen in der Wirklichkeit des Augenblicks. Bei Sonnenschein zupft er manchmal vom Rollstuhl aus ein wenig Unkraut auf dem hochgelegenen Beet gegenüber dem Goldfischteich. Der Gärtner des Altersheims hat dort Kräuter ausgesät, und samstags kommt ein Küchenjunge und schneidet für den Eintopf Maggikraut. Am Abend, bei den Vorbereitungen zur Nachtruhe, erzählt mein Vater den Schwestern schon mal von der Arbeit im Garten. "Die macht ja auch ein bisschen müde", sagt er zu ihnen.

Er hat es nie so haben wollen: Pflegeschwestern, die ihn reinigen; ein grüner Herr, der ihn ehrenamtlich unterhält; ehemalige Kollegen, die ihn treu besuchen; Kinder, denen er Mühe bereitet; eine Frau, die nun ihm in den Mantel hilft.

Er hat es nie so haben wollen, doch er hätte es jederzeit verteidigt. Das ist der Kleister, der unsere Gesellschaft zusammenhält, hätte er gesagt.

Die Riester-Bombe

Wolfgang Uchatius schloss bei einer ganz normalen Versicherung einen Vertrag über eine private Altersrente ab. Dann stellte er fest, dass mit dem Geld Streubomben gebaut werden.

Wolfgang Uchatius, Zeit, 19.05.2011

Neulich habe ich mir eine Streubombe gekauft, sie heißt CBU-105. Es ist ein amerikanisches Modell, olivgrün, fast zweieinhalb Meter lang und 421 Kilogramm schwer. Das Besondere an dieser Bombe ist, dass sie nicht explodiert. Sie öffnet sich nur. Sie gleitet durch die Luft, der Stahl springt auf, und heraus fliegen vierzig kleine Sprengkörper, flach und rund, kaum größer als Eishockeypucks. Sie heißen Bombletten.

Im Internet habe ich ein Video über meine Bombe gefunden. Man sieht darauf Panzer, die lautlos auf einen zurollen. Es gibt dieses Video in verschiedenen Versionen. Die Bilder sind dieselben, nur der Text ändert sich. Mal ist von Irakern die Rede, die in den Panzern sitzen, mal von Pakistanern, einmal heißt es nur: die Feinde. Jedes Mal aber ist es ein einzelnes Flugzeug, das die Rettung bringt. Die Rettung ist meine Bombe. Sie öffnet sich, verstreut die Bombletten in der Luft, die Panzer explodieren. Am Ende erscheint ein Satz auf dem Bildschirm: »Eine Bombe, viele Ziele.«

Naser Aayash ist auf dem Video nicht zu sehen.

Er ist ein 39-jähriger Mann, der in einer kleinen Stadt im Süden des Libanon lebt, sie heißt Harouf. Aayash hatte dort früher eine Autowerkstatt. Er hämmerte an Achsen und Ölwannen herum, das Geschäft lief gut. Hinter der Werkstatt steht ein Haus, dort wohnte Aayash mit seiner Frau, seiner Mutter und seinen drei Kindern. Das war sein Leben, damals.

Ich traf Naser Aayash, als ich mehr über die Art von Bombe herausfinden wollte, die ich mir angeschafft hatte. Die Stadt Harouf ist ein guter Ort dafür. Es ist von dort nicht weit bis zur israelischen Grenze, nicht weit zu der Stelle, an der die islamistische Hisbollah-Miliz am 12. Juli 2006 mehrere israelische Soldaten tötete und zwei weitere in den Libanon entführte. Wenige Stunden danach stiegen die ersten Kampfflieger auf. Die Israelis nannten es »Operation gerechter Lohn«.

Die Flugzeuge feuern Raketen und werfen Streubomben. Eine Bombe, viele Ziele. Die Bombletten durchschlagen Fenster und Dächer, sprengen Löcher in Mauern, zerstören Autos. Oft fallen sie nur auf die Erde und bleiben liegen.

Nach vier Wochen ist der Krieg vorbei. Es herrscht wieder Frieden in Harouf. Naser Aayash dankt Gott und ruft seine Familie an. Während der Bombardements hat er seine Frau und seine Kinder zu seinem Bruder in die Hauptstadt Beirut geschickt, dort waren sie sicher. Jetzt kommen sie zurück.

Ein paar Tage später, am Morgen des 18. August 2006, setzt sich Naser Aayash in seinen Wagen und fährt an die Küste. Es ist warm, die Sonne lässt das Meer leuchten. Es ist ein Bild, das zum Frieden passt. Aayash will einen Freund besuchen. Sie wollen ihr Überleben feiern.

Auf dem Weg kommt er an einem Haus vorbei, es steht auf einem Feld. Das Dach ist eingestürzt, von Bomben getroffen. Aayash will sich den Schaden ansehen, er kennt das Haus, ist oft daran vorbeigefahren. Er steigt aus, geht einen Schritt zum Straßenrand. Hohes Gras wächst dort, auf brauner Erde, dicht stehen die Halme. Aayash beachtet sie nicht, es ist ja nur ein Acker, erst später wird er sich erinnern, sich fragen, warum er nicht gesehen hat, was da auf dem Boden lag. Jetzt aber geht er weiter. Der zweite Schritt. Der dritte. Dann bricht das Feuer aus ihm heraus.

So beschreibt er es, heute, fünf Jahre später, auf dem Sofa sitzend, bei verdunkelten Fenstern, an einem sonnigen Frühlingsvormittag in der Stadt Harouf, zu einer Uhrzeit, zu der er früher bei der Arbeit war, in der Werkstatt, die es nicht mehr gibt. Einer seiner Nachbarn wird später erzählen, Aayash sei der beste Sportler der Stadt gewesen. Fast zwei Meter hoch konnte er springen und den Handball werfen wie kein Zweiter. Jetzt sitzt er da und raucht, und an der Wand lehnen die Krücken.

Aayash beugt sich nach vorn. Ob ich ihn fotografieren dürfe, habe ich gefragt. Er sagt, er wolle sich nicht selbst als Krüppel sehen. Nur von seinen Beinen solle ich ein Bild machen, die sollten die Leute sich anschauen.

Er zieht die Socke von seinem Stumpf, dort, wo früher sein rechter Fuß war, der Fuß, der auf die Bomblette trat. Er zeigt den linken Fuß, der an einem seltsam dünnen Bein hängt, weil die Bombensplitter ihm die Muskeln zerrissen. Vor ein paar Wochen haben die Ärzte ihm wieder ein Stück Metall aus dem Fleisch geschnitten, es war die 21. Operation in viereinhalb Jahren.

Nach Schätzung der Vereinten Nationen enthielten die Streubomben, die auf dem Südlibanon niedergingen, vier Millionen Bombletten. Etwa eine Million prallten auf

dem Boden auf, ohne zu detonieren. Manche Blindgänger sind kugelrund, nicht größer als Tennisbälle. Andere erinnern an kleine Getränkedosen, wie man sie in Flugzeugen bekommt. Selten enthalten sie mehr als dreißig Gramm Sprengstoff, genug, um einen Menschen zu töten oder ihn zu verstümmeln.

Naser Aayash zieht die Socken wieder über die Narben. Er setzt zu einem Satz an, bricht ab, zieht an der Zigarette, als könne der Rauch seine Gedanken ordnen. Dann sagt er: »Was ist das für eine Waffe, die den Frieden zum Krieg macht?«

Es ist nicht so, dass ich nichts von Streubomben wusste, als ich die erste Rate für die CBU-105 überwies. Im Gegenteil, im Mai 2008 sah ich im Fernsehen einen Bericht über eine Demonstration von Streubombenopfern. Es waren Krüppel aus der halben Welt. Sie hielten schwarze und gelbe Arme aus Styropor in die Höhe, die abgerissene Gliedmaßen symbolisierten. Mit dicker Farbe hatten sie die Namen ihrer Heimatländer aufgemalt. Äthiopien, Irak, Afghanistan, Serbien, Vietnam, Kambodscha, Kroatien, Libanon. Es sind 36 Länder, in denen Menschen durch Streubomben starben.

Der Grund für die Demonstration war eine internationale Konferenz. Die Vertreter von 107 Nationen trafen sich in der irischen Hauptstadt Dublin, um über Streubomben zu diskutieren. Man kennt das von Klimaverhandlungen: Erst reden alle von dringendem Handlungsbedarf, dann schließen sie einen Vertrag, der zu nichts verpflichtet.

Diesmal war es anders.

Es ist verboten, Streubomben einzusetzen. Es ist verboten, sie weiterhin zu lagern. Es ist verboten, sie herzustellen oder ihre Herstellung zu unterstützen. So steht es heute in den Paragrafen der internationalen Streubomben-Konvention.

Ich weiß noch, wie ich mich ärgerte, dass Militärmächte wie Russland, Indien, Israel oder die USA das Abkommen nicht unterschrieben. Ich war ein wenig stolz, als der damalige deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier seinen Namen unter den Vertrag setzte. Steinmeier sagte damals: »Wir wollen ein starkes Signal an andere Staaten senden, unserem Beispiel zu folgen.«

Als Deutscher hatte ich das Gefühl, auf der Seite der Guten zu stehen. Knapp drei Jahre später stieg ich selbst in das Geschäft mit den verbotenen Waffen ein – mit Unterstützung der deutschen Bundesregierung.

Es war Herr Krüger, der mir die Bombe verkaufte. Ein sympathischer älterer Herr, sorgfältig frisiert und gekleidet, mit Nadelstreifenanzug und Einstecktuch. Er parkte seinen braunen Smart vor der Tür und besuchte mich in meiner Wohnung. Bevor er den Mantel auszog, fragte er, ob er ablegen dürfe.

Krüger, der in Wirklichkeit anders heißt, hatte nicht viel dabei, ein paar Unterlagen, einen teuren Tintenroller, einen Block, auf dem sein Name stand. Später fand ich heraus, dass er sehr viel Kriegsgerät im Angebot hat: Panzer, Flugzeuge, Granatwerfer. Krüger sprach nicht darüber.

Das liegt wohl daran, dass Herr Krüger gar nicht weiß, was er alles verkauft. Auf seiner Visitenkarte steht nicht Waffenhändler. Da steht: »Deutscher Ring«.

Der Deutsche Ring ist ein Versicherungsunternehmen. Es wurde 1913 in Hamburg gegründet, gehört heute aber größtenteils dem Schweizer Versicherungskonzern Baloise. Beim Deutschen Ring kann man sich gegen fast jede Unbill des Lebens versichern, egal ob Unfall, Feuer, Diebstahl, Arbeitslosigkeit oder Wasserschaden.

Mir ging es um meine Altersvorsorge. Ich wollte eine private Rentenversicherung abschließen, eine sogenannte Riester-Rente. Die funktioniert so: Man zahlt jeden Monat einen kleinen Teil seines Gehalts ein, und der Staat gibt einen festen Betrag dazu. Steuerlich absetzbar ist das Ganze auch noch. Man bekommt also zweimal Geld geschenkt. Ich hätte mir so eine Altersvorsorge schon früher zulegen sollen.

Auf den Deutschen Ring kam ich, weil ein Bekannter dort versichert ist. Auch Fachzeitschriften haben das Unternehmen mehrfach für seinen guten Service und die günstigen Tarife ausgezeichnet. Also erkundigte ich mich nach einem Vertreter des Deutschen Rings in meiner Nähe. Es ist Herr Krüger.

Die Versicherung, die er mir anbietet, heißt RingRiesterAktiv top3. Die genauen Konditionen erläutert mir Krüger in meiner persönlichen Kundenmappe. Mein monatlicher Beitrag liegt demnach bei 162,17 Euro, zu überweisen an den Deutschen Ring. Die staatliche Zulage beträgt 154 Euro im Jahr, plus 800 Euro Steuerersparnis.

Zu Rentenbeginn in 26 Jahren hätte ich dann bei durchschnittlicher Konjunkturentwicklung etwa 100.000 Euro zur Verfügung, rechnet mir Krüger vor. 25.000 Euro bekäme ich vom Staat geschenkt. Mir erscheint das als gutes Geschäft.

Bevor ich den Vertrag unterschreibe, überreicht mir Krüger ein kleines Geschenkpaket des Deutschen Rings. Es enthält ein Erste-Hilfe-Set, eine Löschdecke

und einen kleinen Ratgeber zur Vermeidung von Unfällen in Haus und Garten. »Sicher ist sicher«, sagt Krüger lächelnd.

Normalerweise wäre die Sache jetzt erledigt gewesen. Ich hätte jeden Monat das Geld überwiesen und beruhigt meinem 67. Geburtstag entgegengesehen. Wäre im Fernsehen wieder ein Beitrag über Streubomben gelaufen, hätte ich mich weiter auf der Seite der Guten gewähnt. Von der CBU-105 hätte ich nichts erfahren, und Naser Aayash hätte ich nie kennengelernt.

Meine Riester-Rente wäre meine Privatsache geblieben. Es wäre keine journalistische Recherche daraus geworden.

Dass es anders kam, liegt an einem Buch, das mir zufällig in die Hände fiel. Es heißt Die Einkaufsrevolution . In diesem Buch beschreibt die Journalistin Tanja Busse, wie seltsam es ist, dass wir alle gegen Kinderarbeit und Tierquälerei sind und trotzdem genau dafür unser Geld ausgeben: weil es uns nicht kümmert, wie die Dinge entstehen, die wir jeden Tag kaufen. Weil wir nur das schön aussehende, von der Werbung angestrahlte Endprodukt vor Augen haben: das T-Shirt, den Teppich, das Steak.

Oder die Rente.

Auch die Versicherung RingRiesterAktiv top3 ist ein Produkt. Es ist eine Art Automat. Oben wirft man viel Geld hinein. Unten kommt noch mehr Geld heraus. Man sieht das auf seinem Konto.

Was man nicht sieht, ist das, was in dem Automaten passiert. Welche Rädchen drehen sich da? Was geschieht mit meinem Geld? Und wo ist es, jetzt, in diesem Moment – bevor es am Ende wieder in meinen Händen landet?

Das waren die Fragen, die ich mir stellte. Die Fragen, von denen ich glaubte, Rod Wright könne sie mir beantworten.

Wright ist Angestellter des amerikanischen Finanzunternehmens Pioneer Investments, das seit einigen Jahren zu der italienischen Großbank UniCredit gehört. Er arbeitet im Geschäftsviertel von Boston an der Ostküste der USA, in einem Haus, das so heißt wie seine Adresse: 60 State Street. Es ist einer dieser Bürotürme aus Glas und Stahl, in denen jeden Tag ein paar Tausend Menschen in klimatisierten Räumen vor ihren Computern sitzen.

Wright hat einen reizvollen Beruf, auf den ersten Blick. Er geht einkaufen. Die ganze Zeit gibt er Geld aus. Es ist Geld, das er von anderen Leuten bekommen hat, von mir zum Beispiel. Und vom deutschen Staat.

RingRiesterAktiv top3 ist eine sogenannte fondsbasierte Riester-Rente. Das bedeutet: Das Geld, das ich dem Deutschen Ring überweise, bleibt nicht dort, sondern fließt zu einem oder mehreren Investmentfonds, die von dem Geld dann Wertpapiere an der Börse kaufen. So weit war mir die Sache bei Vertragsabschluss noch bewusst.

Herr Krüger hatte mir bei unserem ersten Gespräch eine Liste mit den 22 Investmentfonds vorgelegt, mit denen der Deutsche Ring zusammenarbeitet. »Suchen Sie sich die besten aus«, sagte er.

Besonders ein Fonds fiel mir auf. Es war der U.S. Mid Cap Value Fund der Firma Pioneer. Auf dem Infoblatt, das mir Krüger gegeben hatte, stand, dieser Fonds kaufe Aktien mittelgroßer amerikanischer Unternehmen, sogenannter Mid Caps. Daneben war eine gezackte Linie zu sehen: die Renditekurve. Sie stieg steil nach oben. Der Manager des U.S. Mid Cap Value Fund schien mir ein fähiger Mann zu sein. Die richtige Wahl für meine Altersvorsorge.

Der Manager ist Rod Wright. Ein schlanker 49jähriger Mann, der schnell redet und oft lacht. Seit 15 Jahren leitet er den U.S. Mid Cap Value Fund. Als ich ihn in seinem Büro besuche, um mit ihm über mein Geld zu sprechen, sagt er: »Ich habe eine gute Nachricht für Sie.«

Wright dreht einen seiner drei Computerschirme zu mir und deutet auf eine Tabelle, die gerade auf der Internetseite des Wall Street Journal erschienen ist. Sie zeigt die zwanzig besten amerikanischen Investmentfonds. Der U.S. Mid Cap Value Fund ist einer davon.

Rod Wright erwirtschaftet für seine Anleger eine Rendite von fast 13 Prozent pro Jahr. Wenn er das weiterhin schafft, bekomme ich bei Rentenbeginn nicht 100.000 Euro, wie von Krüger angekündigt, sondern fast dreimal so viel.

»Ihr Geld ist in guten Händen«, sagt Wright und zwinkert mir zu.

Bevor sich Rod Wright für eine bestimmte Aktie entscheidet, trifft er sich manchmal mit dem Vorstandsvorsitzenden des Unternehmens. Meistens aber bleibt er beim Einkaufen im Büro. Er studiert Renditekurven, Wachstumszahlen, Umsatzzahlen. Sind

die Zahlen gut, kauft er die Aktie. Was das Unternehmen herstellt, ist ihm nicht so wichtig.

Im Prinzip verhält sich Rod Wright nicht anders, als ich mich in den ein oder zwei Stunden verhielt, die ich brauchte, um mich für seinen Fonds zu entscheiden. Er schaut auf das Produkt, es muss ihm gefallen. Das Produkt ist die Aktie.

Am Ende unseres Gesprächs gibt mir Rod Wright eine Liste der Unternehmen, in denen er das Geld seiner Anleger investiert hat. Stand: 28. Februar. Neuere Daten gibt Pioneer nicht heraus.

96 Namen stehen auf der Liste. Einige sind dabei, die ich kenne. Der Motorradbauer Harley-Davidson zum Beispiel, das Softwareunternehmen Compuware, der Büromaschinenhersteller Xerox. Andere habe ich noch nie gehört. Smucker. Medtronic. Textron.

Smucker kocht Marmelade. Medtronic baut Herzschrittmacher. Bei Textron ist die Sache komplizierter. Unter www.textron.com erscheinen Hubschrauber, Rasenmäher und Handsägen.

Textron ist ein Mischkonzern. So nennt man Unternehmen, die sich nicht auf eine bestimmte Wirtschaftsbranche beschränken. Als ich auf der Internetseite weiterklicke, tauchen Fotos von Golfmobilen, Propellerflugzeugen und Rollstühlen auf. Neben den Fotos lese ich Werbesprüche wie »Selbst der Beste kann noch besser werden« oder »Draußen und drinnen überlegen«.

Schließlich sehe ich die Bombe, grün und schmal, mit vier silbernen Flügeln am Ende. CBU-105. »Klare Siege, saubere Schlachtfelder«, heißt es daneben.

Auf der Liste, die ich von Rod Wright bekommen habe, steht auch, wie viel Geld er in Textron investiert hat. Umgerechnet 15 Millionen Euro. Auch mein Geld ist in diese Aktien geflossen.

In einer E-Mail an die Presseabteilung der Firma Textron frage ich, ob es möglich ist, sich die Fabrik anzusehen, in der die Bombe gebaut wird, das Testgelände, auf dem Offiziere und Ingenieure ihre Sprengkraft erproben. Ich will auch wissen, wohin Textron die CBU-105 verkauft hat.

Ein paar Tage später ruft mich ein Sprecher des Unternehmens an. Er sagt, die amerikanische Regierung gestatte keine Besichtigung der Waffenfabrik. Geheimhaltungsgründe.

Der Zentrale von Textron liegt in der Stadt Providence im amerikanischen Bundesstaat Rhode Island. Es gibt aber noch eine andere Stadt, in der man dem Unternehmen nahe kommen kann, zumindest fünf Tage lang. Es ist Abu Dhabi, die Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate.

Eine Betonbaracke steht im Wüstensand. Ein Mann schaut heraus, er hält ein Gewehr in der Hand. Auf einmal explodiert eine Rauchgranate vor dem Fenster, gepanzerte Geländewagen rasen heran. Soldaten sprengen die Tür auf und zerren den Terroristen heraus. Applaus erklingt. Aus einem Lautsprecher mit Tarnüberzug ruft eine Männerstimme: »Beachten Sie die Geschwindigkeit, mit der die Mission erfüllt wurde!«

Auf der Freilichttribüne im Messezentrum von Abu Dhabi sitzen Offiziere in Paradeuniformen und Scheichs in weißem Tuch. Geschäftsmänner in Anzügen sind da und Frauen mit teurem Schmuck. Sie schauen zu, wie Kampfjets im Tiefflug vorüberdonnern und Spürpanzer über Sandhügel springen. Sie hören Granaten krachen und Motoren heulen und riechen den Duft der Kanonen. Es ist die Eröffnungsveranstaltung der International Defence Exhibition & Conference (Idex), einer der größten Waffenmessen der Welt, die alle zwei Jahre in Abu Dhabi stattfindet.

1060 Unternehmen aus 52 Ländern präsentieren auf der Idex ihre Waren. Ich sehe ukrainische Panzer, bulgarische Handgranaten und südafrikanischen Stacheldraht. Minen sind ausgestellt und Minenräummaschinen, Panzerungen, die jedem Geschoss standhalten, und Geschosse, die jede Panzerung durchschlagen. Kriege mögen ein Mittel sein, um Macht auszuüben, in Abu Dhabi zeigt sich, dass sie auch dazu taugen, reich zu werden. Nie zuvor haben die Staaten dieser Welt so viel Geld für Waffen ausgegeben wie im vergangenen Jahr.

Der Textron-Stand ist in Halle A1. Zwei sandfarbene Schützenpanzer stehen auf sandfarbenem Teppich. Ein Araber macht Fotos mit seinem Handy. Meine Bombe ist nicht zu sehen. Das sei keine Überraschung, sagt Brian Johnson-Thomas: »Seit der internationalen Ächtung von Streubomben sind die Hersteller vorsichtig geworden.«

Johnson-Thomas ist ein 64-jähriger Brite, der gerade versucht, sich das Rauchen abzugewöhnen. Beim Sprechen saugt er hin und wieder an einem Nikotin-Inhalator. Er hat einen Bart, eine Brille und einen runden Bauch. Wenn man hört, wie er voll Zuneigung von seinen Enkelkindern erzählt, hält man ihn für einen lieben Opa. Und nicht für den Kenner des Krieges, der er außerdem ist.

Johnson-Thomas diente einst bei der britischen Marine, vier Jahrzehnte ist das her. Während eines Landgangs hatte er einen Autounfall, seitdem sieht er schlecht. Kapitän konnte er nicht mehr werden, also versuchte er sich als Journalist und fing an, über das zu schreiben, was er am besten kannte: Soldaten, ihre Waffen, den Krieg.

Johnson-Thomas war in Bagdad, als dort 1991 amerikanische Lenkraketen einschlugen. Er sah, wie Nato-Truppen 1999 ihre Streubomben über Serbien abwarfen, beobachtete russische Panzer beim Einsatz in Tschetschenien und verdankt sein Überleben der kleinen Ungenauigkeit eines Scharfschützen in Liberia, dessen Kugel an seiner Stirn vorbeischrammte.

Vor zwölf Jahren merkte jemand im Büro der Vereinten Nationen in New York, dass es auf der Welt wenige Menschen gibt, die so viel von Waffen und ihrer Verbreitung wissen wie Brian Johnson-Thomas. So kam er zu seinem heutigen Job und der Visitenkarte, die er jetzt aus der Tasche zieht, als er den Textron-Stand betritt. »Consultant to the United Nations« steht darauf. Berater der Vereinten Nationen.

Johnson-Thomas ist hier, um herauszufinden, was die Streubombenhersteller über ihre eigenen Waffen sagen und wohin sie diese verkaufen. Er hat mir angeboten, ihn zu begleiten. Ein Mitarbeiter der UN erfährt mehr als ein Journalist aus Deutschland, den niemand kennt.

Neben einem Besprechungstisch am Textron-Stand lehnt eine Frau im Kostüm. Johnson-Thomas stellt sich ihr vor. Sie lächelt. »Ich möchte mit Ihnen über Streubomben sprechen.« Das Lächeln ist weg. Die Frau verschwindet hinter einer Tür an der Rückwand des Messestandes.

Ein Mann mit gebräunter Haut und buschigen Augenbrauen kommt heraus, er trägt einen blauen Blazer mit goldenen Knöpfen. Er heißt Avo Boyamian, stammt aus Armenien und ist bei Textron zuständig für Arabien und den Nahen Osten.

Boyamian wirft einen Blick auf Johnson-Thomas' Visitenkarte und schiebt ihm eine Coladose über den Tisch. Sich selbst öffnet er eine Plastikflasche mit Wasser. Beim Trinken hält er sie so, dass die Öffnung die Lippen nicht berührt. So schützt er sich vor Keimen, die am Flaschenhals kleben könnten. Dann beginnt er zu reden.

Boyamian sagt, anders als andere Streubomben habe die CBU-105 einen Selbstzerstörungsmechanismus. Sprengköpfe, die nicht wie geplant detonieren,

vernichteten sich selbst. Blindgänger gebe es kaum. Die Gefahr für Zivilisten sei daher minimal, das hätten Tests bewiesen.

Er sagt, Textron habe versucht, der Bombe einen neuen Namen zu geben. CBU steht für cluster bomb unit, Streubombeneinheit. Textron wollte die Bezeichnung ändern, die Bombe sollte nicht mehr Streubombe heißen. Die amerikanische Armee habe das abgelehnt, sagt Boyamian, es wäre zu teuer, neue Verzeichnisse des Waffenarsenals zu erstellen.

Dann sagt er, die Bombe verkaufe sich sehr gut. Selbstverständlich gebe Textron sie nur an verantwortungsvolle Staaten ab. Indien zum Beispiel, Oman, die Vereinigten Arabischen Emirate, die Türkei, sie alle hätten die CBU-105 gekauft.

»Reicht das?«, fragt der Textron-Manager und schaut auf seine Uhr.

Johnson-Thomas nickt. Er bedankt sich und geht.

Später wird er erzählen, die meisten Waffen, die er in Kriegen gesehen habe, seien von verantwortungsvollen Partnerstaaten erworben worden. Aber irgendwann waren diese Staaten nicht mehr verantwortungsvoll. Oder keine Partner mehr.

Johnson-Thomas war oft in Afrika, im Sudan, im Kongo, in Ruanda. Mitten in der Savanne, am Rande eines Dorfes, fand er eine Napalmbombe. Noch eine Waffe, die verboten ist. Sie stammte aus Osteuropa.

Von Johnson-Thomas erfahre ich, dass die Amerikaner die CBU-105 im Jahr 2003 im Irakkrieg einsetzten. Auch dort blieben zahlreiche Blindgänger liegen, die Fotos stehen im Internet. Offenbar funktionierte die CBU-105 nicht so wie von Textron behauptet. Ein Schlachtfeld ist kein Testgelände.

Brian Johnson-Thomas war kein Pazifist, als er als junger Mann die Marine verließ. Er ist es in all den schmutzigen Kriegen nicht geworden, die er erlebte. Aber es sollten Soldaten sein, die in Kriegen sterben, nicht Kinder, nicht Zivilisten. Das ist seine Sicht der Dinge.

Johnson-Thomas sagt: »Jeder, der den Bau von Streubomben unterstützt, macht sich zum Verbündeten der Kriegsverbrecher.«

So wie ich.

Vielleicht war es ein Versehen. Ein dummer Zufall, dass ich ausgerechnet an den Deutschen Ring geriet und dass diese Versicherung ausgerechnet den Pioneer U.S. Mid Cap Value auf seiner Fondsliste hat. Es gibt in Deutschland 14 Millionen Riester-Verträge. Pro Jahr steckt der deutsche Staat rund vier Milliarden Euro in diese Form der Altersvorsorge. Vielleicht bin ich eine Ausnahme, einer von ganz wenigen, bei denen das Geld in die Produktion von Streubomben fließt.

In Berlin treffe ich Thomas Küchenmeister, einen ruhigen, 53-jährigen Mann, der sich seit Jahrzehnten mit Sprengkörpern beschäftigt. Küchenmeister hat lange die deutsche Sektion der Internationalen Kampagne zur Ächtung von Landminen geleitet, die 1997 den Friedensnobelpreis bekam. Er weiß, welche Unternehmen Streubomben bauen oder bis vor Kurzem gebaut haben. Manche befinden sich in Staatsbesitz, wie die Pakistan Ordnance Factories oder die chinesische Firma Norinco. Andere sind an der Börse notiert. Wer Geld hat, kann sich an diesen Unternehmen beteiligen.

Es sind vor allem amerikanische Konzerne. Textron ist dabei, außerdem die Rüstungsunternehmen Lockheed Martin, General Dynamics, Raytheon und Alliant Techsystems.

Alle paar Monate, an bestimmten Stichtagen, muss jeder Manager eines Investmentfonds offenlegen, an welchen Unternehmen er beteiligt ist. Internationale Informationsdienste wie Bloomberg und Thomson Reuters sammeln diese Berichte. Aus ihren Datenbanken lässt sich nicht nur herauslesen, dass Textron zuletzt einen Jahresumsatz von 10,5 Milliarden Dollar verbuchte. Sondern auch, welche von deutschen Versicherungsunternehmen angebotenen Investmentfonds einen Teil ihres Geldes in die Hersteller von Streubomben gesteckt haben.

Das Ergebnis: Egal, ob Allianz, Condor, WWK, Generali, Volkswohlbund, Stuttgarter, Basler, Neue Leben oder Volksfürsorge – bei mehr als einem Dutzend Versicherungen flossen die Rentenbeiträge in Bombenaktien. Und die Zuschüsse des deutschen Staates gleich mit. Es ist ein Riesengeschäft.

Es gibt jemanden, den dies mehr berühren muss als andere, weil er die Riester-Rente schätzt wie sonst niemand. Es ist der Mann, der sie erfunden hat: Walter Riester, 67 Jahre alt, gelernter Fliesenleger, ehemaliger Bundesarbeitsminister, seit 45 Jahren Mitglied der SPD, seit zwei Jahren Privatier.

Riester ist gerade in Österreich, als wir telefonieren. Er hat sich dort ein Haus gebaut, in Kärnten, in schöner Lage, ist aber oft in Deutschland unterwegs. Riester hält

Vorträge, er gibt Seminare, fast immer geht es um die Rente, die seinen Namen trägt. Er ist seiner Erfindung treu geblieben.

Ich erzähle ihm, dass mir dank der Riester-Rente jetzt eine völkerrechtswidrige Waffe gehört. Dass ich nicht der Einzige bin, dem es so geht. Riester schweigt einen Moment. Ich erwarte, dass er gleich von unglücklichen Verstrickungen spricht, das Thema klein macht. Dass er versucht, seinen Namen zu schützen. Riester-Bombe, das hört sich nicht gut an.

Walter Riester macht das Thema noch größer. Er war in seinen letzten Jahren als Bundestagsabgeordneter oft in Entwicklungsländern unterwegs, in Afrika, in Asien. Er sagt, er wisse um die Wirkung von Streubomben. Ihn störe nur eines: dass ich das Problem allein mit seiner Rente in Verbindung bringe. Er sagt, es gebe in Deutschland viel mehr private Lebensversicherungen als Riester-Verträge, sechsmal so viele. Wer wisse schon, wohin dieses Geld fließt, vielleicht auch in Streubomben. Und dann seien da noch die deutschen Banken. »Wem geben die ihr Geld?«, fragt Riester.

Ja, wem?

Thomas Küchenmeister, der ehemalige Leiter der Anti-Landminen-Kampagne, hat vor Kurzem eine neue Organisation gegründet. Sie heißt »Facing Finance – Finanzmärkte im Visier« und soll herausfinden, welche Geldinstitute gegen internationale Normen und Verträge verstoßen.

Gemeinsam mit der umwelt- und entwicklungspolitischen Organisation Urgewald und dem holländischen Analyseinstitut Profundo hat Küchenmeister einen Report über die Investitionen deutscher Finanzhäuser erstellt. Darin steht: Die Deutsche Bank und ihre Tochterunternehmen besitzen Aktien und Anleihen von Streubombenherstellern im Wert von mehreren Hundert Millionen Euro. Die Bank hat außerdem im Auftrag von Streubombenherstellern mehrmals Aktien und Anleihen an die Börse gebracht und sich an einem Kredit für einen Hersteller in Höhe von einer Milliarde Dollar beteiligt.

Darin steht außerdem: Auch die Bayerische Landesbank, die Landesbank Baden-Württemberg, die Norddeutsche Landesbank und andere öffentlich-rechtliche Geldhäuser haben noch nach Unterzeichnung der Streubomben-Konvention in die Bombenhersteller investiert.

Nächste Woche wird Küchenmeister nach Frankfurt fahren, zur Hauptversammlung der Deutschen Bank. Gemeinsam mit Vertretern von Urgewald will er dort die Rede auf Muammar al-Gadhafi bringen.

Urgewald liegen Informationen vor, wonach die Deutsche Bank mithalf, das spanische Rüstungsunternehmen zu finanzieren, das den libyschen Diktator mit Streubomben versorgte. Vor wenigen Wochen ließ Gadhafi die Bomben auf Wohnviertel in der Stadt Misrata abwerfen. Konfrontiert mit diesem Vorwurf, sagt mir ein Sprecher der Deutschen Bank, die Bank äußere sich nicht zu einzelnen Kundenbeziehungen.

Finanzströme sind schwer zu überwachen. Sie beginnen und enden auf Computerschirmen, ausgelöst durch Tastenklicks, dazwischen durchlaufen sie ein paar Glasfaserkabel, das ist alles. Walter Riester sagt, das Problem lasse sich trotzdem lösen. Der Bundestag müsste ein Gesetz verabschieden, dann würde den Banken und Versicherungen das Risiko schnell zu groß. Investitionen in Streubomben sind verboten, müsste in dem Gesetz stehen, nichts weiter. Es wäre ein Beschluss, wie es ihn in Belgien, Irland, Luxemburg, Norwegen und Neuseeland bereits gibt.

Die Bundesregierung steht auf einem anderen Standpunkt. Ein Sprecher des Außenministeriums teilt mir mit, man sehe Investitionen in Unternehmen, die Streubomben herstellten, nicht als Verstoß gegen den Vertrag zur Ächtung dieser Waffenart an.

Streng genommen habe ich auch nicht die CBU-105 gekauft, sondern nur die Aktie des Unternehmens, das die Bombe baut. Offenbar ist die Bundesregierung der Meinung, dass das ein großer Unterschied ist.

Ich sehe das anders. Ich habe meinen Vertrag mit dem Deutschen Ring gekündigt. Ich will mich nicht darauf verlassen, dass es Textron gelungen ist, eine Waffe zu bauen, die keine Zivilisten tötet. Ich will mich nicht freuen, wenn das Unternehmen seine Bomben rund um die Welt verkauft. Ich will keine höhere Rente kassieren, weil irgendwo ein Mann wie Naser Aayash sein Bein verliert.

Seit dem Ende des Krieges haben die israelischen Streubomben im Libanon knapp 400 Menschen getötet oder verletzt. Bis jetzt. Nach Schätzung der britischen Organisation Mines Advisory Group, die im Libanon nach Streubomben sucht, wird es noch vier Jahre dauern, bis alle Blindgänger gefunden und entschärft sind.

Der Mechaniker Naser Aayash kann nicht mehr unter Autos kriechen. Er lebt von dem Geld, das sein Bruder mit dem Verkauf von Reinigungsmitteln verdient. Die Werkstatt musste Naser Aayash schließen. Dafür gibt es in Harouf und anderen Städten des Südlibanon jetzt andere Werkstätten. Aus Leder und Kunststoff, Holz und Metall entstehen Produkte, die hier neuerdings recht gefragt sind. Es sind Prothesen.

Postskriptum: Konfrontiert mit den Recherchen der ZEIT, erklärt das Unternehmen Pioneer Investments, der U.S. Mid Cap Value Fund werde alle Aktien der Firma Textron mit sofortiger Wirkung verkaufen.

Nach Erscheinen der Druckversion wurde der Text aktualisiert und ergänzt.

"Wir lassen uns die Revolution nicht stehlen"

Maikel Nabil protestierte gegen Ägyptens Militär. Er wurde verhaftet – nach dem Sturz Mubaraks

Annabel Wahba, 18.08.2011, ZEITmagazin

Die neue Freiheit Ägyptens ist erst wenige Wochen alt, da kommen sie, um ihn gefangen zu nehmen. Um fünf Uhr nachmittags klopfen Soldaten an Maikel Nabil Sanads Wohnungstür in Kairo. Er ist nicht überrascht, er hat sie erwartet. Schon zweimal ist der Blogger und Kriegsdienstverweigerer vom Militär verhaftet worden, aber diesmal ist etwas anders. Die vier Soldaten nehmen ihn nicht einfach mit, in Hausschuhen, wie beim letzten Mal. Der 25-Jährige, den alle nur Maikel nennen, darf sich noch umziehen und ein paar Sachen packen. So bald wird er seine Wohnung nicht wiedersehen, denkt er sich. Dann nehmen sie ihm sein Handy ab, aber seinen Computer, der ihm die Verhaftung eingebracht hat, rühren sie nicht an. Auch seinen Blog werden sie nicht abschalten, sein letzter Eintrag ist vom 25. März, drei Tage vor seiner Verhaftung.

Maikels Laptop steht noch immer auf dem Schreibtisch seiner Wohnung. Sein sieben Jahre jüngerer Bruder Mark übernachtet jetzt manchmal hier, wenn er in der Stadt zu tun hat. Ansonsten lebt er in einem Studentenwohnheim etwas außerhalb. Er ist nach Kairo gekommen, um dem großen Bruder nahe zu sein, die Eltern wohnen 400 Kilometer nilabwärts in Assiut. Maikel sei oft allein zu Hause gewesen, sagt sein Bruder. Er habe die Zeit lesend und bloggend verbracht. Früher hätten die Eltern geglaubt, Maikel werde Mönch werden, weil ihr Kind sich stundenlang mit der Bibel in sein Zimmer zurückgezogen habe. Maikel Nabils Eltern sind koptische Christen. Er selbst bezeichnet sich heute als Atheist.

Auch Maikels Vater ist für zwei Tage zu Besuch in Kairo, die Wohnung wirkt in Maikels Abwesenheit ziemlich belebt. Der Vater und sein jüngerer Sohn schlafen inmitten von Maikels vielen Büchern. Nietzsches Antichrist , Werke von Sigmund Freud. Es sind keine Bücher, die der Vater lesen würde. Der 55-Jährige trägt einen beigen Anzug und Krawatte. Bis vor Kurzem war er Filialleiter bei der Banque Misr in Assiut, der staatlichen ägyptischen Bank. Nachdem sein Sohn im Februar bei den Anti-Mubarak-Protesten vorübergehend verhaftet wurde, hat man ihn zum Schalterbeamten degradiert. Aber dieser Abstieg, die Scham darüber, sagt der Vater, sei nichts gegen das, was die Familie jetzt durchmache.

Ägypten in den Wochen vor Maikels Verhaftung, das war ein Land im Freiheitstaumel. Wovon in den ersten Tagen der Proteste niemand zu träumen gewagt hatte, wurde wahr: Präsident Hosni Mubarak wurde gestürzt! Maikel Nabil hat jeden Tag demonstriert. »Der Tahrir-Platz war unser Wohnzimmer«, sagt seine beste Freundin Sahar El-Issawi, die oft mit ihm unterwegs war. Es gibt ein Foto von Maikel, wie er Ende Januar, kurz nach Beginn der Massenproteste, vor einem Panzer steht. Ein schmaler 25-Jähriger in Trainingsjacke und Jeans, der ein Plakat hochhält. »Wir lassen uns die Revolution nicht von der Armee stehlen«, steht darauf. Als habe er die Zukunft vorhergesehen.

Am 12. Februar endet das Mubarak-Regime, Maikel Nabil feiert mit seinen Freunden auf den Straßen Kairos. Aber in seine Freude mischt sich Skepsis, weil die Macht nun tatsächlich in den Händen des Militärs liegt. Nachdem bekannt gegeben wird, dass der 75 Jahre alte General Mohammed Hussein Tantawi, der 20 Jahre lang Mubaraks Verteidigungsminister war, bis zu den Wahlen im Herbst der erste Mann im Staat sein wird, schreibt Maikel am 14. Februar in seinem Blog: »Ich bin ein toter Mann.«

Maikel Nabil lebt noch. Er sitzt seit viereinhalb Monaten im El-Marg-Gefängnis am Stadtrand von Kairo, nur drei Metrostationen von seiner Wohnung entfernt. Ein Militärgericht hat ihn zu drei Jahren Haft verurteilt wegen Beleidigung des Militärs und der Verbreitung von Falschinformationen. Der Vorwurf bezieht sich unter anderem auf einen Artikel, den Maikel am 8. März auf seinem Blog veröffentlicht hat. Darin beschreibt er das Verhalten des Militärs während der Proteste und nach dem Rücktritt Mubaraks. Anders, als es die Militärführung darstellte, hätten Soldaten sehr wohl versucht, die Proteste gewaltsam zu stoppen. Indem sie Demonstranten verhafteten und zum Teil mit Schlägen und Elektroschocks folterten, indem sie Journalisten einschüchterten und in die Büros von Menschenrechtsorganisationen einbrachen. Maikel Nabil nennt Dutzende Beispiele und zitiert verschiedenste Quellen.

Er war selbst am 4. Februar von Armeeoffizieren festgenommen worden, auf dem Weg zu einer Demonstration. In seinem Blog beschreibt er, wie er mit verbundenen Augen zur Geheimdienstzentrale gebracht worden sei, dort habe man ihn geschlagen und mit Folter und Vergewaltigung bedroht. Als ihm nach zwei Tagen, in denen er kaum geschlafen hat, erneut die Augen verbunden werden und er in den Hof gebracht wird, glaubt Maikel, man werde ihn erschießen. Stattdessen setzt man ihn in ein Taxi mit dem Hinweis, er dürfe nach fünf Minuten die Augenbinde abnehmen. In seinem Artikel schreibt Maikel: »Die Revolution hat den Diktator davongejagt, aber die Diktatur ist nicht beseitigt.«

Drei Jahre hinter Gitter für ein paar Kommentare auf einem Blog, für einen 25-Jährigen, der mit Worten gegen den riesigen Militärapparat aufbegehrt, welcher das Land seit dem Sturz des Königs vor fast 60 Jahren fest im Griff hat. Der Fall Maikel

Nabil ist ein absurd harter Angriff auf die Meinungsfreiheit – zu einer Zeit, in der das Militär verspricht, die Demokratie einzuführen.

Es ist nicht einfach, Maikel Nabil im Gefängnis zu besuchen. Er darf einmal die Woche Familienangehörige und Freunde empfangen, Ausländer bekommen keine Besuchserlaubnis, schon gar nicht, wenn sie Journalisten sind. Wir machen uns trotzdem auf den Weg, zusammen mit Maikels kleinem Bruder Mark und seiner Freundin Sahar. Die beiden besuchen ihn jede Woche.

In der U-Bahn zieht Sahar Blicke auf sich. Sie sieht untypisch aus für eine Ägypterin. Die 21-Jährige trägt ihre Haare kurz, sie sind hellbraun gefärbt. Ihr T-Shirt ist für ägyptische Verhältnisse zu weit ausgeschnitten. Die meisten anderen Frauen im Abteil tragen Schleier. Sahar denkt nicht daran, sich der Masse anzupassen. »In den siebziger und achtziger Jahren wäre ich hier überhaupt nicht aufgefallen«, sagt sie. »Es wird Zeit, dass die Leute sich wieder an unverhüllte Frauen gewöhnen.« Und so ist auch ihre Kleidung eine politische Ansage.

Sahar stieß im Internet auf Maikel, als sie einen Text von ihm über den Wehrdienst in Ägypten las, sie verabredeten sich für eine Demonstration in Kairo und wurden Freunde. Später trafen sie sich oft zusammen mit andern Freunden im Borsa-Café in der Innenstadt, in dem auch bekannte Oppositionelle verkehren. Maikels Wohnung hat sie noch nie gesehen, »das war sein Rückzugsort«, sagt sie. Von Sahar gibt es viele Fotos, wie sie mit Freunden lachend auf Kairos Straßen unterwegs ist, von einem Kurzurlaub am Roten Meer, wo alle zusammen feiern und fürs Foto Grimassen schneiden. Maikel ist auf keinem der Bilder zu sehen. »Er hatte keine Lust, in so großen Gruppen zu verreisen«, sagt Sahar. Auf Maikels Facebook-Profil gibt es fast nur Bilder, wie er auf Konferenzen spricht oder demonstriert, stets der unauffällige Junge in Poloshirt oder Hemd, die Haare ordentlich zurückgekämmt.

Wie Maikel bezeichnet sich Sahar als Atheistin, wie er hat sie ihre Familie verlassen. Damit sind sie in Ägypten Außenseiter, das verbindet sie. Maikel ist für Sahar so etwas wie ein großer Bruder. Und den braucht sie manchmal. Von ihrer religiösen Familie im Nildelta wurde sie gezwungen, Kopftuch zu tragen, ihren Bruder ließ der Vater zusammenschlagen, weil er Haschisch rauchte. Er starb an den Verletzungen. Damals, vor anderthalb Jahren, begann Sahar heimlich ihren Umzug nach Kairo vorzubereiten. Anfangs kannte sie dort keinen, jetzt lebt sie mit zwei Freunden in einer Wohngemeinschaft, was selbst in der Metropole Kairo eine absolute Ausnahme ist. Vor einigen Monaten hat sie ihren Job verloren, weil es ihren Chef störte, dass sie weder mit einem Ehemann noch bei ihrer Familie lebt. Er würde nicht verstehen, dass Maikel nun ihre Familie ist.

Mark winkt ein Taxi herbei, das uns von der U-Bahn-Station zum Gefängnis bringen wird. In den Händen hält er zwei Plastiksäcke, die aussehen, als seien sie viel zu schwer für seine dünnen Arme, und vollgestopft sind mit Lebensmitteln und Zigarettenstangen. Maikel raucht nicht, die Zigaretten braucht er, um die Wärter zu bestechen. Die Lebensmittel hat Mark eingekauft, damit der Bruder im Gefängnis kochen kann. Maikel, der herzkrank ist und Tabletten nehmen muss, sagt, ins Anstaltsessen würden Beruhigungsmittel gemischt, um die Häftlinge zu sedieren.

Wir steigen ins Taxi und lassen die Stadt hinter uns. Unfertige Häuser säumen den Weg, von den obersten Geschossen ragen rostige Eisenstangen in den Himmel. Längst wohnen Menschen in den Rohbauten. Die Gebäude wurden illegal errichtet, sie zu verputzen wäre zu teuer. Weil die Bevölkerung in Kairo immer schneller wächst, bleibt den Menschen nichts anderes übrig, als auf Ackerland zu bauen.

Mark hält eine Mappe mit Papieren in der Hand. Er hat Artikel über Maikel ausgedruckt, die er ihm geben will. Das Militär kommt darin nicht gut weg. Mark hofft, dass er die Mappe mit ins Gefängnis nehmen darf. Weil die Eltern nur selten nach Kairo kommen können, lastet die Verantwortung für den Bruder im Gefängnis auf ihm, dem 18-Jährigen, der auf der ganzen Fahrt kaum gesprochen hat. Er sagt, er bewundere seinen großen Bruder für dessen Mut. Marks Hände zittern, als das Taxi am Gefängnis vorfährt.

Ein hohes Metalltor schirmt das Gelände ab. Gegenüber verläuft ein schmaler Seitenarm des Nils, die Böschung ist übersät mit Müll. Am Eingang müssen die Handys abgegeben werden. Mark packt sie in eine Tüte und gibt sie einer Familie, die vor dem Gefängnis unter einem Baum kampiert. Gegen ein kleines Entgelt passt sie darauf auf. Alles wird inoffiziell geregelt. Auch die Wärter am Tor tragen keine Uniform. Regeln, das lernen wir schnell, sind in diesem Land nicht unbedingt dazu da, eingehalten zu werden. Das kann ein Vorteil sein, aber auch ein Nachteil.

Hinter dem Tor liegt ein großer Innenhof. Eine Frau kontrolliert Taschen und Ausweise. Sahar sagt, ich sei eine Freundin und hätte meinen Ausweis vergessen. Die Frau sieht mich an. Meine Haare sind dunkel genug, um mich als Ägypterin durchgehen zu lassen. Das bin ich auch zur Hälfte, weil mein Vater aus Kairo stammt, die Sprache kann ich allerdings kaum. Ich versuche es mit einem Lächeln, die Frau lächelt zurück. Wir dürfen weiter zum zweiten Tor, doch die ausgedruckten Artikel für Maikel darf Mark nicht mitnehmen. Auch am zweiten Tor gibt man sich mit den Ausweisen meiner Begleiter zufrieden. Allerdings wird eine Frau, die uns erneut durchsucht, misstrauisch, sie fragt Sahar mit Blick auf mich: »Warum sagt sie nicht mal Guten Tag?« Sahar steckt ihr schnell 50 ägyptische Pfund zu, umgerechnet etwa acht Euro. Dann sind wir drin.

Besucher werden in einem eigenen Gebäude empfangen, gleich neben dem Tor. In dem großen Raum sitzen Häftlinge auf Steinbänken, andere haben es sich mit Frau und Kindern auf Matten am Boden bequem gemacht. Die Frauen haben Essen mitgebracht, die Männer toben mit den Kindern, man könnte meinen, man säße im Kaffeehaus, wären da nicht die Wärter, die immer wieder Namen von Gefangenen durch den Raum brüllen, deren Besuchszeit abgelaufen ist. Maikel steht in einer Ecke, er trägt blaue Anstaltskleidung, ein verwaschenes T-Shirt und eine Hose, die aussieht, als gehöre sie zu einem Schlafanzug, an den Füßen Badeschlappen. Als er seinen Bruder und Sahar sieht, schlägt er die Hände vor den Mund. Er ist erleichtert, sie zu sehen, eigentlich hat er sie schon vor drei Tagen erwartet, aber sie konnten ihn nicht verständigen, um Bescheid zu geben, dass sie später kommen. Mark und Sahar sind seine Verbindung zur Außenwelt, wenn sie nicht wie vereinbart erscheinen, rauben ihm die Sorgen den Schlaf, wird er uns später erzählen.

Maikel setzt sich auf eine Bank neben seinen Bruder Mark. Wie lange er schon Gefangener ist, kann man an seiner Haut ablesen. Er ist sehr blass, im Gegensatz zu Mark hat er die Sonne in den letzten Monaten nur selten gesehen. Maikel fährt sich immer wieder mit der flachen Hand übers Gesicht, nur langsam beruhigt er sich. Dann überwiegt die Freude über den überraschenden Besuch aus dem Ausland, jeder Bericht könne ihm helfen, sagt er. Maikel hat noch mit keinem Fremden über seinen Gefängnisaufenthalt geredet. Aber das merkt man ihm nicht an, er spricht Englisch in druckreifen Sätzen, ohne Pause, als hätten ihm die Monate in Haft nichts anhaben können. Vorher hat Maikel auf Konferenzen gesprochen, in einer Partei mitgearbeitet und in Menschenrechtsgruppen. Zeitweise war er Forschungsassistent einer Professorin aus Berkeley, davon und von Texten, die er für ägyptische Magazine schrieb, hat er gelebt.

Er werde angemessen behandelt in der Haft, sagt Maikel. Das hat er auch seiner Sturheit zu verdanken. In den ersten Tagen habe man ihn in eine winzige Zelle mit vier anderen Gefangenen gesperrt, erzählt er, sie mussten sich eine Matte auf dem Boden teilen. Um dort rauszukommen, hat Maikel das Essen und die Einnahme seiner Herztabletten verweigert. »Die Wärter wollen auf keinen Fall mein Leben aufs Spiel setzen, weil die Welt da draußen weiß, dass ich hier bin.« Sehr bald wurde Maikel in eine Großraumzelle verlegt, die er sich mit gut zwei Dutzend anderen Männern teilt. Die seien aber sehr umgänglich, sagt er, »ich muss mir keine Sorgen machen, dass sie mein Essen stehlen«.

Während Maikel spricht, kommen immer wieder Wärter vorbei und begrüßen ihn mit Handschlag wie einen alten Freund. Maikel steckt jedem ein paar Päckchen Zigaretten zu, dann gehen sie wieder. So machen das alle Gefangenen, die es sich leisten können. Die meisten hier, sagt Maikel, seien ehemalige Polizisten und Soldaten, die wegen Korruption einsitzen. Die einst Bestochenen müssen nun selbst bestechen. Das System, das sie ins Gefängnis gebracht hat, setzt sich hier fort.

Eigentlich sollte Maikel Nabil jetzt in Brüssel bei einer Tagung sein. Er hat es zu einiger Berühmtheit gebracht, weil er im Herbst 2010 Ägyptens erster Kriegsdienstverweigerer war. Als er am Tag seiner Einberufung nicht in der Kaserne erschien, wurde er verhaftet, kam aber 24 Stunden später mithilfe eines Anwalts wieder frei. Kurz darauf wurde Maikel wegen einer akuten Persönlichkeitsstörung ausgemustert – ohne dass er untersucht worden sei, sagt er.

Er wertete das als Sieg für sich, glaubte, den großen Militärapparat mit seinem starken Willen bezwungen zu haben. Maikel Nabil gab Interviews, sogar eine israelische Zeitung sprach mit ihm. Das wiederum beschäftigte die ägyptischen Medien. Maikel, der das Existenzrecht Israels verteidigt, wurde als »zionistischer Agent« beschimpft.

Maikels Website kann man nicht nur auf Arabisch und Englisch lesen, sondern auch auf Hebräisch. Er hat sich die Sprache selbst beigebracht. Auf seiner Website gibt es auch einen Menüpunkt »Your name in Hebrew« . Eine kleine Spielerei, die für einen jungen Ägypter unerhört ist und ihm bei den meisten seiner Landsleute gewiss keine Sympathien einbringt. Vermutlich hat sich das Militär deshalb auch nicht die Mühe gemacht, Maikels Blog abzuschalten. So kann sich jeder selbst davon überzeugen, wie verrückt Maikels Ideen sind. Das ist jedenfalls die einzige Erklärung, die seinen Freunden einfällt.

Im Besuchsraum des Gefängnisses legt eine Bäckersfrau frisches Fladenbrot auf der Bank vor uns aus, Insassen stehen auf, um es zu kaufen. Maikel beachtet das alles nicht, er spricht weiter, sehr schnell, um keine Zeit zu verlieren. Seit einer Stunde sitzen wir hier, jeden Moment kann die Besuchszeit vorbei sein, wie lange sie dauert, weiß man nie.

Maikel glaubt, dass seine Verurteilung eine Art Rache ist, das Militär habe damit eine offene Rechnung begleichen wollen. Er ist bei Weitem nicht der Einzige, der das Militär für wahllose Verhaftungen, Demütigungen und Folter verantwortlich macht. Zahlreiche Fälle sind dokumentiert. Die Folter von Gefangenen scheint die Militärführung zwar mittlerweile weitgehend unterbunden zu haben, aber bisher wurde kein Fall öffentlich untersucht. Menschenrechtsgruppen sind außerdem alarmiert von den zahlreichen Militärtribunalen, 10.000 bis 20.000 Zivilisten seien in den letzten Monaten verurteilt worden. Meist finden die Schnellverfahren unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. »In Ägypten ist eine Paralleljustiz entstanden«, heißt es in einem Bericht von Human Rights Watch.

Maikel Nabils Fall scheint besonders, weil man ihn offensichtlich persönlich treffen wollte. Andere politische Gefangene wurden zufällig verhaftet, weil sie gerade am falschen Ort waren. Ihn aber haben sie gesucht. Er konnte seinen Bruder erst einen Tag

nach seiner Festnahme verständigen und auch nur, weil ihm ein Soldat heimlich ein Handy lieh. Der Anwalt, den der Bruder verständigte, traf gerade mal ein, kurz bevor Maikel dem Militärrichter vorgeführt wurde. Als zwölf Tage später das Urteil gesprochen wurde, war der Anwalt gar nicht dabei, weil das Gericht ihn nicht informiert hatte.

Nach Maikels Verurteilung, sagt ein anderer Blogger, habe ein totaler Blackout in der Szene geherrscht. Jeder hatte Angst, dass er der Nächste sein könnte. Aber seither ist kein anderer verhaftet worden. Warum beschädigt die ägyptische Militärführung so offensichtlich ihren Ruf, nur um einen einzelnen Blogger hinter Gitter zu bringen? Ägypten ist nicht Iran oder China. Maikel Nabil ist erst der zweite Blogger, der ins Gefängnis muss. Der letzte Fall liegt vier Jahre zurück. Waren es einfach ein paar Nadelstiche zu viel, die Maikel Nabil dem Militär versetzt hat? Handelt ein riesiger Apparat tatsächlich aus so niederen Motiven wie Rache?

In einem Interview im ägyptischen Fernsehen gleich nach der Verurteilung sagte ein Sprecher, Maikels Forderung nach einem Ende der Wehrpflicht habe negative Auswirkungen auf die Jugend Ägyptens. Doch auf unsere Anfrage äußert sich die Armee nicht.

»Das ist ein politischer Fall«, sagt Ramy Raouf von der Ägyptischen Initiative für persönliche Rechte, die Maikels Anwalt stellt. Raouf ist selbst Blogger und mit Maikel befreundet. »Die herkömmlichen Medien hat das Militär gut unter Kontrolle«, sagt er. In einem Schreiben vom 22. März, das an alle großen Medienorganisationen ging, forderte ein Militärsprecher die Journalisten auf, nichts Kritisches über die Streitkräfte zu veröffentlichen, ohne sich zuvor mit dem Geheimdienst in Verbindung zu setzen. Tatsächlich bekamen Journalisten, die sich nicht daran hielten, eine Vorladung. Seither, sagt Raouf, hielten sich die meisten Medien an die Reglementierung. Weil Blogger jedoch schwieriger zu kontrollieren seien, sagt Raouf, habe man ihnen mit Maikels Verhaftung deutlich zu verstehen geben wollen, dass sie sich nicht in Sicherheit wähnen sollten. Es war ein Warnschuss.

»Ich bereue gar nichts!«, sagt Maikel Nabil im Gefängnis. Für einen jungen Mann, der es gewohnt ist, täglich mit der ganzen Welt zu kommunizieren, und das nun seit vier Monaten nicht mehr kann, wirkt er kein bisschen gebrochen. »Die Freiheit fordert ihren Preis, und ich bin bereit, ihn zu zahlen«, sagt er. Es sind Sätze, die er oft gesagt und geschrieben hat, aber sie klingen auch jetzt noch so emphatisch, als sage er sie zum ersten Mal. Er lebt für seine Gedanken, gefangen ist nur sein Körper. Maikel Nabil ist radikal und rücksichtslos gegen sich selbst – und gegen seine Familie.

Maikels Geschichte ist auch die Geschichte einer Entfremdung eines Heranwachsenden von seiner Familie. Erst jetzt, durch den Schock der Verhaftung, seien sie einander wieder nahegekommen, sagt Nabil Sanad Ibrahim, Maikels Vater. Er ist extra für das Interview über seinen Sohn von Assiut nach Kairo gereist. Nach einer fünfstündigen Busfahrt kommt er um kurz nach zehn abends ins Café eines Einkaufszentrums. Bis Mitternacht wird er von seinem Sohn erzählen, er hat Anwälte in den USA kontaktiert, die Maikel helfen sollen, und er hat selbst beim Verteidigungsministerium in Kairo vorgesprochen. Vergeblich.

Der Vater ist ein zurückhaltender, leiser Mann, es muss ihn Überwindung kosten, nun überall als Bittsteller aufzutreten. Man merkt ihm den Bankdirektor nicht mehr an, der er bis Februar noch war. Manchmal umspielt ein Lächeln seinen Mund, wenn er von Maikels Kindheit erzählt und davon, wie prinzipientreu der Junge schon damals gewesen sei. Als Kind, sagt Nabil Sanad, habe Maikel immer ein Zehntel seines Taschengeldes der Kirche gespendet für wohltätige Zwecke. Später wurde Maikel Messdiener und blieb es, bis er 20 war. Dann überwarf er sich mit dem Priester der Gemeinde, Maikel glaubte, dass es Ungereimtheiten bei den Finanzen gegeben hatte.

Etwa zur gleichen Zeit startete Maikel sein Blog, er studierte damals Tiermedizin. Für Politikwissenschaften, die ihn viel mehr interessierten, hatte seine Abiturnote nicht gereicht. Der enttäuschte Messdiener las Nietzsche und »verstand, dass Religion nichts weiter ist als ein psychologisches Konstrukt«, wie er sagt. Außerdem habe er sich sehr für den amerikanischen Pazifismus zu Zeiten des Vietnamkriegs interessiert. Es dauerte nicht lange, bis Maikel Probleme mit der Universitätsleitung bekam. »Man forderte ihn auf, nicht mehr kritisch über die Regierung zu schreiben«, sagt der Vater. Aber Maikel hielt sich nicht daran. Weil die Datenleitung auf den Namen des Vaters angemeldet war und der Angst bekam vor Repressalien, meldete er den Anschluss ab. Daraufhin verließ der Sohn das Haus.

Im Februar dieses Jahres, als man seinen Sohn zum zweiten Mal verhaftete, wurden dem Vater die politischen Aktivitäten des Sohnes doch noch zum Verhängnis. Seine Degradierung bei der Bank wurde auch nach dem Machtwechsel vom 12. Februar nicht zurückgenommen.

»Ich habe in Ägypten noch nie so schlimme Tage erlebt wie nach der Revolution«, sagt der Vater. Die Generäle könnten keinerlei Kritik vertragen, da sei ja Mubarak noch liberaler gewesen. Der Vater wünscht sich jetzt nur noch eins: dass sein Sohn, sobald er aus dem Gefängnis kommt, ins Ausland geht. »Die werden ihn nicht in Ruhe lassen. Die bringen ihn noch um.« Am Ende des Gesprächs holt Nabil Sanad seine Visitenkarte aus der Anzugtasche. »Filialleiter« steht noch unter seinem Namen.

In den letzten Monaten haben Maikels Freunde Kampagnen gestartet für seine Freilassung. Sie haben Facebook-Gruppen gegründet und Flyer entworfen. Sahars Mitbewohner Kirolos hat die Illustrationen dafür gemacht. »Maikel is offline. He will be back« , steht auf einer. Die beiden sitzen in ihrer Wohnung in der Innenstadt von Kairo, nur ein paar Schritte vom Tahrir-Platz entfernt. Kirolos sieht ein wenig aus wie Lenny Kravitz, er mag große Sonnenbrillen, seine langen Haare sind mit keinem Kamm zu bändigen. An den Wänden hängen Fotos, die sie aus Zeitschriften ausgerissen haben, das alte Sofa ist von einem bunten Tuch bedeckt, es ist auf eine gemütliche Art unordentlich, wie bei allen jungen Leuten, die Besseres zu tun haben, als ihre Wohnung aufzuräumen. Kirolos ist genauso begeistert von Maikels Mut wie Sahar. Beide finden, dass es sich lohnt, ins Gefängnis zu gehen, um seine Meinung öffentlich sagen zu dürfen.

Nur einer sieht das etwas anders: der 32-jährige Psychologe Maged Gabra. Er ist eine Art väterlicher Freund der Gruppe um Maikel, Sahar und Kirolos. Sahar arbeitet bei ihm, und er besorgt ihnen die Anwälte, wenn es drauf ankommt. »Der Preis, den Maikel jetzt zu zahlen hat, ist zu hoch für ein kleines Spiel«, sagt Maged. Für Menschenrechtsaktivisten gebe es eine Grundregel: Kämpfe niemals alleine, schließ dich einer Gruppe an. Aber Maikel ist Einzelkämpfer, das macht ihn zu einem leichten Ziel.

Maikel Nabil glaubt, dass er spätestens in ein paar Monaten frei sein wird, obwohl es dafür keine Anzeichen gibt. Unbeirrt schreibt er seine Gedanken auf, manchmal gelingt es ihm sogar, kleinere Artikel aus dem Gefängnis heraus zu veröffentlichen. Ende Juni erschien ein Text von ihm auf der großen Nachrichten-Website The Daily Beast , die zum Magazin Newsweek gehört. Darin ruft er die USA auf, ihre Militärhilfe für Ägypten zu überdenken. Außerdem wolle er jeden wissen lassen, dass ihm kein Wort, das er geschrieben hat, leidtue.

Ein Wärter ruft jetzt Maikels Namen auf. Es bleibt gerade noch Zeit für eine letzte Frage. Ob er glaubt, dass die Revolution gescheitert ist? »Für eine Antwort ist es noch zu früh«, sagt Maikel, »lass uns in einem Jahr darüber sprechen.« Dann steht er auf und geht. Heute waren die Wärter gnädig, sie haben ihn anderthalb Stunden lang reden lassen. Maikel hat ihnen genügend Zigaretten zugesteckt.

Der Goldjunge und die fehlenden Millionen

Ein Postraub in Zürich.

Die Täter werden gefasst, die Hälfte der Beute bleibt verschwunden.

Nach der Haft schreibt einer von ihnen ein Buch.

Und plötzlich gibt es viele neue Fragen

Gerhard Waldherr, Brand eins, Nr. 02/2011

„Es ist ein guter Plan. Am frühen Sonntagabend, es ist der 31. August 1997, fahre ich den gestohlenen Fiat Fiorino aus der Tiefgarage in Regensdorf und parke drei Strassen weiter in der blauen Zone. Dann rufe ich Elias an, damit er mich abholt. Kurze Zeit später sitzen wir in der Küche seiner Wohnung. Elias schiebt zwei Tiefkühlpizzas in den Ofen. ... Wir essen vor dem Fernseher, das ‚große Ding' von morgen ist kein Thema. Alles ist gesagt, jeder kennt seine Aufgabe. ... Die Chancen, bald Millionäre zu sein, stehen gut."

So beginnt „Silano – Der Jahrhundertpostraub". Es ist die Geschichte eines der spektakulärsten Fälle der Schweizer Kriminalgeschichte, erschienen im Frühjahr 2009, vom Zürcher Salis Verlag vermarktet als „Enthüllungsbuch". Ein Täter packt aus. Wie es wirklich war. Auf dem Cover die Silhouette eines Mannes in schwarzem Anzug und mit Sonnenbrille, das Haar nach hinten gegelt. Man kann das Buch aber auch anders lesen. Dann ist es die Geschichte von Domenico Silano, den alle Mimmo nennen, der früh im Leben die Orientierung verliert; der Ziele hat, aber keinen Weg findet; dessen Träume grösser sind als seine Möglichkeiten. Ein junger Mann, der vor sich selbst davon laufen will und dabei alles nur noch schlimmer macht.

Zürich, Stadtteil Seedorf, Schaffhausener Straße 453. Peripherie, einförmige Häuser, trübe Fassaden. Silano, markantes Gesicht, pechschwarzes Haar, ein sportlicher Typ, steht im „Lucky Play", das aussieht, wie Spielsalons überall aussehen. Automaten, Billardtisch, Sitzecke mit Fernseher, darüber Fussballtrikots, Vereinswimpel, Poster. Silano zeigt auf die Theke, hinter der er gearbeitet hat. Kaffee machen, Queues und Kreide ausgeben, Geld wechseln. Und dafür sorgen, dass es keine Scherereien gibt. Silano geht hinter die Theke, zieht an einer Schublade. „Hier war meine Neunmillimeter." Es ist später Nachmittag, noch keine Kundschaft. Bis ein Albaner durch die Türe schlendert. „Hi, Mimmo." Silano: „Alles gut?" Der Albaner nickt. Silano flüstert: „Es gibt gute Leute hier und schlechte, wie überall."

Das „Lucky Play“ hiess einmal „Il Pollicone“. Im „Il Pollicone“ begann das große Ding. Hier sass er im Keller in der Damentoilette mit Elias A. und den anderen, die, wie Silano es ausdrückt, „keiner Beschäftigung im bürgerlichen Sinne nachgingen“. Hier besprachen sie den Überfall auf die Fraumünsterpost, Kappelerstraße 1, Kreis 1, mitten in Zürich. Damals war es in der Schweiz noch üblich, Rechnungen am Monatsende bar am Postschalter zu bezahlen. Ein Informant, Marcello di S., der in der Fraumünsterpost arbeitete, hatte beobachtet, daß jeden Monatsersten große Geldbeträge ankommen, um anschließend zur nahegelegenen Nationalbank transportiert zu werden. 20 Millionen Franken und mehr. Marcello di S. hatte weiter beobachtet, daß die Angestellten die Sicherheitsvorschriften kaum beachten, die Wachleute unbewaffnet sind. Wenig Risiko, Aussicht auf hohe Beute, eine einmalige Chance.

Er wächst auf in Venosa, 12000 Einwohner, gelegen in der Region Basilikata im Süden Italiens. Basilikata ist eine der ärmsten und strukturschwächsten Regionen des Landes. Als Silano 13 ist, geht sein Vater nach Zürich, um dort als Maurer zu arbeiten, die Mutter folgt ihm wenig später. Die Kinder von Gastarbeitern erhalten aufgrund des sogenannten Saisonnier-Statut keine Aufenthaltsgenehmigung. Silano bleibt bei den Grosseltern. Mit 14 beginnt er eine Ausbildung als Bauzeichner, derentwegen er mit 16 nach Turin zieht, wo er bei seinem älteren Bruder wohnt. Der Bruder studiert, er sieht ihn, wenn überhaupt, nur abends. Silano ist 17, als sein Vater die Arbeitsbewilligung B2 erhält und der Sohn in die Schweiz darf. Silano erinnert sich: „Mein Vater kam mich mit dem Auto abholen, es war das erste Mal, dass ich Italien verließ, ich hatte kein gutes Gefühl.“

Die Eltern wohnen in Regensdorf, in Norden Zürichs. Silano spricht kein Deutsch, er vermisst seine Freunde, die kleinen Rituale des italienischen Alltags, er vermisst die Sonne. In der italienischsprachigen Schule, die er besucht, fühlt er sich unterfordert, eine Elektrotechniklehre bricht er ab. Er wird Hilfsarbeiter und Handlanger auf dem Bau. Er hat Angst vor Langeweile, fährt Autos, die er sich nicht leisten kann, zockt mit Geld, das er sich leiht. Die Abende verbringt er meist in Seedorf im ‚Il Pollicone’, das überwiegend frequentiert wird von Italienern, Arabern, Libanesen. Der Laden gehört Giuseppe V., der Silano gut leiden kann. Giuseppe stellt Silano ein, macht ihn mit Elias A. bekannt, der einen Fahrer sucht und fragt: „Mimmo, bist du dabei?“ Silano ist 24, er hat 60000 Franken Schulden. Er hat eine Freundin, Lina. Er will Lina heiraten, gross, pompös, Flitterwochen unter Palmen.

Montag, 1. September 1997. Um 10.37 Uhr fährt Silano mit einem weissen Fiat Fiorino, amtliches Kennzeichen P20812, beklebt mit den Symbolen der Schweizer Telecom, vor die Sicherheitsschleuse der Fraumünsterpost. Auf dem Beifahrersitz Elias A., unter einer Decke im Laderaum verstecken sich Zoran V., Hassan el B. und Dieter M. Silano sagt zum Wachdienst, sie kämen wegen einer dringenden Reparatur der Telefonzentrale. So gelangen sie auf den Innenhof, wo gerade sieben Geldkisten umgeladen werden. Die Täter springen aus dem Lieferwagen, ziehen Waffen, darunter eine Kalaschnikow. Sie werfen fünf Kisten in den Laderaum, steigen ein, öffnen die

Pforte der Sicherheitsschleuse mit einem von Marcello di S. nachgefertigten Schlüssel. Nach drei Minuten ist alles vorbei. In den fünf Kisten befinden sich 53,1 Millionen Schweizer Franken in gebrauchten, nicht registrierten Scheinen.

Es ist der bis dahin grösste Postraub aller Zeiten. Und er ist eine Blamage für die Schweizer Post, die in den Jahren zuvor wiederholt überfallen worden war und dennoch an der Aufwertung ihres Sicherheitssystems gespart hatte. Zwar sind im Innenhof der Fraumünsterpost Videokameras installiert, doch sie sind schlecht postiert, liefern Bilder von minderer Qualität. Der Jahrhundertpostraub ist auch eine Blamage für die Zürcher Polizei, die zunächst nach dem falschen Fahrzeug fahndet, einem Fiat Ducato, einem grösseren Modell. Später verstrickt sie sich, wie auch der zuständige Bezirksstaatsanwalt, in widersprüchliche Aussagen, hält Informationen zurück. Es ist vor allem aber ein PR-Desaster für den Finanzstandort Zürich, dem vermeintlich sichersten Hort für Geld, Gold und Wertsachen aller Art. Ein Coup dieser Dimension? In Sichtweite des Paradeplatz? Wie konnte das passieren?

„Als ich das Manuskript auf dem Tisch hatte“, sagt André Gstettenhofer, Salis’ Verleger, „wusste ich in einer Minute: Das muss ich haben.“ Gstettenhofer erinnerte sich an die Schlagzeilen und Fernsehberichte, das Drama um die Suche nach den Tätern, ihre Verhaftung, ihre Verurteilung. Über zwei Jahre beschäftigte der Fall die Medien. Inzwischen gibt es fünf Drehbücher über den Jahrhundertpostraub. Gstettenhofer: „Es war ein historisches Ereignis, das sich im kollektiven Gedächtnis der Schweiz eingenistet hat.“ Was auch daran liegt, dass von der Beute etwa 27 Millionen Franken bis heute verschwunden sind. Es heisst, ein Teil davon wurde verschoben in den Libanon, landete in der Kriegskasse der Hisbollah, auch die Mafia soll sich bedient haben. Im September 1998 wurden in Brescia zwei Italiener ermordet aufgefunden, bei denen Adressen und Telefonnummern von Marcello di S. und des Giuseppe V. gefunden wurden; sie sollten offenbar den Anteil von Marcello di S.,16 Millionen Franken, in Sicherheit bringen.

Grosser Krimi, faszinierender Stoff. Das alleine würde erklären, warum „Silano – Der Jahrhundertpostraub“, das Silano zusammen mit Patrik Maillard geschrieben hat, in der Schweiz ein Bestseller wurde. Doch Gstettenhofer sagt: „Da ist noch etwas: Nicht jeder wird Posträuber, doch jeder kann sich in einen Posträuber hineindenken.“ Anders formuliert: Wollen wir nicht alle reich sein? Gerade in einer Stadt, die quasi Synonym für Wohlstand und Luxus ist und nicht nur in der schicken Bahnhofsstrasse Begehrlichkeiten weckt? Dazu passt, was die Fernsehjournalistin Andrea Pfalzgraf, die diverse Dokumentationen über den Jahrhundertpostraub für das Schweizer Fernsehen produziert hat, erzählt. Es war während des Prozeßes gegen die Täter. Die Gerichtszeichnerin hatte einen der Angeklagten mit einem Polizisten verwechselt. Pfalzgraf: „Keinem sah man an, was er war.“ Ihr nächster Gedanke: „Liegt es nicht an den Umständen, auf welcher Seite wir landen?“ Pfalzgraf sagt: „Es ist auf jeden Fall wie bei ‚Wer wird Millionär’ - man schaut zu und denkt: ‚Was würde ich machen?’“

Die Zürcher Posträuber machen alles falsch. Silano und Elias A. fallen auf, als sie vor dem Überfall neben dem Tatort Espresso trinken; Zoltan V. schläft unter der Wolldecke, als der Überfall beginnt; beim Schliessen der Heckklappe ihres Lieferwagens verlieren sie einen Plastiksack mit Fotos und Kabelbindern, auf denen sich Fingerabdrücke befinden. Den gestohlenen Fiat Fiorino lassen sie neben einem Feuerwehrhaus abfackeln, das Feuer wird binnen Minuten gelöscht, ein Geschenk für die Spurensicherung. Sie haben weder einen Plan für die Flucht noch für das Leben danach. Silano trägt nach dem Überfall seinen Anteil von vier Millionen Franken in einem schwarzen Müllsack zu einer Bushaltestelle, wo ihn ein Freund erst eine halbe Stunde später abholt. Elias A. bucht im Mailänder Hotel „Duca“ Zimmer für 1000 Franken pro Nacht und zahlt bar aus der Hosentasche. Zoran V. und Dieter M. kaufen in Spanien teure Autos und eine Villa mit acht Zimmern, wollen Millionenbeträge bei einer Bank einzahlen. Und es gibt zuviele Komplizen und Mitwisser in ihrem Umfeld. Wenige Wochen nach dem Überfall sind alle verhaftet – außer einem.

Im Buch erzählt Silano, wie er entkommt. Wie er zu einem Freund namens Luigi geht. Wie sie seinen Anteil von vier Millionen Franken im Tessin in einem Schließfach deponieren. Wie er sich in Norditalien bei einer Freundin Luigis versteckt, mit gefälschten Papieren nach Venezuela reist, dort beim Cousin seines Patenonkels unterkommt. Wie der ihn auf eine Geschäftsreise nach Miami mitnimmt, wo er ein Apartment mietet. Aus Domenico Silano wird Alberto Sipone, geboren in Mailand, Hotelierssohn, der in den USA Englisch lernen will. In Venezuela schöpft natürlich keiner Verdacht. In Miami lieben alle den charmanten, anständigen Alberto, der tagsüber in einem Billardsalon arbeitet, nachts in hippen Clubs tanzt und zum feurigen Liebhaber wird. Der alles richtig macht. Bis er seine geliebte Lina in der Schweiz anruft, einfliegen lässt und so freiwillig sein Versteck verrät. Am Morgen des 4. Dezember 1998 kreisen Hubschrauber über der Apartmentanlage, in der er wohnt. SWAT-Team. Handschellen. Aus der Traum. Die Neue Zürcher Zeitung titelt: „Die Liebe brachte ihn zur Strecke.“

Der Prozeß gegen Silano und Komplizen beginnt zehn Monate später. Die Angeklagten werden vom Bezirksgericht Zürich zu Freiheitsstrafen zwischen sechs und acht Jahren verurteilt. In der Revision wird Silanos Strafe verkürzt auf vier Jahre, neun Monate. Immer noch zuviel, wie er moniert, wo doch ein Mithäftling für die Tötung seiner Frau bloss fünfeinhalb Jahre ins Gefängnis musste. Das Gericht begründet das relativ hohe Strafmaß jedoch mit der Weigerung der Täter, Auskunft über den Verbleib der verschwundenen 27 Millionen Franken zu geben. Das gilt auch für Silano, der erst in seinem Buch eine Erklärung parat hat. Als er erfahren habe, dass Luigi mit dem Beutegeld riskante Spekulationen betreibe, habe er ein Treffen in Porto Ronco am Lago Maggiore gefordert. Luigi sei nicht erschienen. Es sei ihm nichts übrig geblieben, als nach Miami zurückzufliegen. Seither sei Luigi unauffindbar, vermutlich sei er tot.

Winterthur, Hermann-Götz-Straße 24, erster Stock. Termin bei Rolf Jäger, heute Leitender Staatsanwalt, damals Bezirksstaatsanwalt und zuständig für die Ermittlungen

und Ankläger im Prozeß. Jäger sagt, er kenne das Buch, er habe es gelesen. Er könnte jetzt sagen, er glaube Silano kein Wort, aber er tut es nicht. Jäger sagt: „Das ist seine Optik, seine Darstellung, für mich zählt die materielle Wahrheit.“ Er verstehe durchaus, daß es nach solchen Fällen, verstärkt durch den Wirbel um Silanos Buch, eine „gesellschaftliche Aufarbeitung“ gebe, doch „der Fall ist geklärt, die Täter wurden zu angemessenen Strafen verurteilt, es war ein guter Abschluß eines sehr komplexen und aufwändigen Verfahrens“. Jäger sagt, er könne nur wiederholen, was er schon in seinem Schlußplädoyer festgestellt habe: „Crime doesn’t pay.“ Verbrechen lohnt sich nicht. „Auch wenn es noch so lange dauert, irgendwann wird jeder erwischt, erst recht heute, die Welt ist dafür zu klein in Zeiten des Web 2.0.“

Was soll er auch sagen, der Dr. lic. iur Jäger, Hauptmann der Schweizer Milizarmee? Ein Mann mit unauffälligem Brillengestell, das Haar korrekt gescheitelt, die Krawatte akkurat gebunden. Sein graues Jackett auf einem Kleiderbügel vor grauen Aktenschränken. Für jemanden wie Jäger zählen Recht und Ordnung. Wozu auch gehört, den Reporter auf einen Rechtschreibfehler in seiner Interviewanfrage hinzuweisen. Genau, korrekt, zuverlässig. So ist er. So arbeitet er. Man glaubt zu spüren, daß er über die Interviewanfrage nicht begeistert war. Weil er findet, Verbrecher verdienen keine Aufmerksamkeit? Jäger: „Ich darf Ihnen meine Meinung als Staatsanwalt geben, meine private Meinung behalte ich für mich.“ Nur soviel, egal, wie Silano die Sache darstelle: „Selbst wenn niemand körperlich zu Schaden kam bei dem Überfall - wer um sein Leben fürchtet, wird auch zum Opfer.“ Und, wo wir endlich bei der Moral sind: „Jeder Täter hat eine Familie, die ihre Taten in der Regel nicht billigt.“

Alles eine Frage der Perspektive. Der Sprecher der Schweizer Post sagt: „Wir glauben nicht, daß der damalige Fall das Image der Post heute noch belastet.“ Die Zürcher Polizei sagt, über Ermittlungen zum Verbleib des verschwundenen Geldes könne keine Auskunft erteilt werden. Die Swiss Bankers Association antwortet auf die Frage nach dem Schaden für das Image des Finanzstandorts Zürich: „Unserer Meinung nach wären die geeigneten Kommentare in den akademischen Welten ... zu suchen.“ Was Kurt Imhof, Professor für Publizistikwissenschaft und Soziologie an der Universität Zürich, so kommentiert: „In der Schweiz wird viel vergessen, was mit Geld im Zusammenhang steht, oder: Zur Verschwiegenheit des Finanzplatzes gehört das Vergessen.“ Nur dass es nicht ganz so einfach ist, wie Verleger Gstettenhofer meint: „Wie vergisst man 27 Millionen?“

Der Tag mit Silano beginnt kurz nach Mittag in einem italienischen Restaurant im Zürcher Rotlichtviertel. Den Termin am Vortag hatte er platzen lassen, es kam zu einem aufgeregten Telefonat mit Gstettenhofer, in dem es offenbar um Geld ging. Nun also doch. Nachtblauer Nadelstreifenanzug, Seidenkrawatte, Schuhe mit silbernen Schnallen. Er grüsst, setzt sich, schreibt eine Widmung in sein Buch. Con Rispetto. Eine nette Geste. Für den Kellner. Während der Suppe beklagt er seine Kindheit. Hätte er nicht bessere Chancen gehabt, wenn er mit 13, 14 nach Zürich gekommen wäre? Beim Risotto moniert er seine Situation nach der Haftentlassung. 150000 Franken Schulden

durch Bußgelder und Gerichtskosten. Wie solle er soviel Geld beschaffen? „Wer gibt einem wie mir noch Arbeit?“ Beim Kaffee erklärt er, wie ihn Lina während der Untersuchungshaft verließ und wie seine Ehe nach der Haftentlassung scheitern musste. „Ich mußte bezahlen für die Probleme meiner Vergangenheit.“ Ein Jammer, wo er doch inzwischen einen sechsjährigen Sohn habe, der einmal „stolz sein soll auf seinen Papi“.

Sein Deutsch ist holprig, sein Auftritt wirkt gekünstelt, seine Rede einstudiert. Doch er ist charmant, höflich, ein begabter Erzähler. Gstettenhofer hatte nicht umsonst gewarnt: „Silano kann einen in fünf Minuten um den Finger wickeln“. Nein, das Geld aus dem Postraub sei weg: „Glauben Sie, ich würde mit Ihnen hier sitzen, wenn ich vier Millionen Franken hätte?“ Nein, er habe nichts mit einem Leasingbetrug über 265000 Franken einer Beratungsfirma zu tun gehabt, deren Geschäftsführer er war: „Es ist leicht, etwas zu behaupten über jemanden wie mich, der sich nicht wehren kann.“ Wovon lebt er überhaupt? „Eltern, Geschwister, Freunde, ich habe mir Geld geliehen.“ Aus dem Täter wird ein Opfer. Er sagt 1242 Tage Gefängnis seien genug: „Ich werde mich nicht mehr biegen lassen.“ Er sagt: „Silano Domenico geht nur vor Gott auf die Knie.“ Man würde ihm gerne glauben. Doch warum gibt er die Identität von Luigi nicht preis? Er sagt: „Egal, was ich erzähle, man glaubt mir ohnehin nicht mehr.“

Hinten in Buch, unter „Mein besonderer Dank“ gibt es einen Namen: Nino Culosi („... für den großzügigen Support“). Und hätte man sich nicht mit Patrik Maillard getroffen, wäre er einem entgangen. Es ist auch nicht so, daß Maillard freiwillig über Culosi spricht. Er muss. Maillard, ein sehr freundlicher, nachdenklicher Mann, der mit dem Fahrrad kommt, arbeitet als Koch und freiberuflicher Journalist. Auch wenn er mal Buchhändler gelernt und mit 41 eine Ausbildung in angewandter Linguistik begonnen hat, stellt sich die Frage: Wie kommt so jemand dazu, so ein Buch zu schreiben? Einfach: Maillards Sohn spielt in einem Quartiersverein Fußball. Culosis Sohn spielt im selben Verein. Culosi erfährt, dass Maillard ab und an für linke Szeneblätter.Artikel schreibt. Culosi erzählt, er habe einen Freund, der gerne ein Buch schreiben liesse. Maillard sagt, dafür müsse er sechs Monate Urlaub unbezahlten Urlaub nehmen. Culosi sagt, er würde das finanzieren. „Dann habe ich Silano getroffen“, so Maillard, „die Chemie stimmte, so haben wir angefangen.“

Wer ist dieser Culosi? Welches Interesse kann er haben, Silanos Buch zu finanzieren? Gstettenhofer sagt, er kenne ihn nicht, das Manuskript habe ein Rechtsanwalt namens Giovanni Gaggini eingeschickt. Jäger notiert sich den Namen auf Nachfrage, so als habe er ihn nie zuvor gehört. Interessant. Waren beide nicht bei der Buchpräsentation? Hatten sie nicht nachgefragt, wem der schwarze Maserati gehört, in dem Silano vorgefahren wurde? Kann es sein, dass ihnen der Mann, der diesen Abend erst möglich gemacht hat, über den alle an diesem Abend gesprochen haben mußten, nicht aufgefallen ist? Was sagt Silano dazu? „Nino ist ein Freund, er wollte mir helfen, meine Geschichte zu erzählen.“ Woher sie sich kennen? Silano: „Ach, lassen wir das, dann müsste ich mich an eine traurige Familiengeschichte erinnern.“ Kann man Culosi treffen? „Eigentlich will er keine Medien.“

Nach dem Mittagessen. Silano hatte angekündigt, er wolle mit dem Reporter eine kleine Tour machen. Fraumünsterpost. Gerichtsgebäude. Haftanstalt Pöschwies. Silano ruft ein Taxi, steigt ein und sagt: „Zum Flughafen Kloten, bitte, Frachtterminal.“ 20 Minuten später, hinter einem klotzigen Bürogebäude steigen Jets in den mausgrauen Himmel. Operation Center 4. In den Aufzug, den Gang runter, zu den Büros der Firma „Express-24.ch“. Grosses Hallo. Ah, Mimmo! Come stai? Küsschen hier, Küsschen da. Silano herzt eine Frau mittleren Alters. „Darf ich vorstellen: Frau Culosi.“ Silano deutet auf eine Schreibtisch. „Hier haben wir gesessen und gearbeitet, Patrik und ich.“ Silano fragt: „Ist Nino da?“ Die Türe zu seinem Büro ist geschlossen. Nino hat Besuch. Als der Besuch geht, fragt Silano: „Können wir rein?“ Die Türe bleibt geschlossen. Nino telefoniert. Frau Culosi sagt zu Silano, Nino wolle doch nicht, dass über ihn geschrieben werde. Wenn die Türe sich jetzt öffne, dann habe das Gespräch offiziell nie stattgefunden.

Ob der Jahrhundertpostraub ein sechstes Drehbuch braucht, ist fraglich. Aber man könnte sich dafür eine launige Sequenz ausdenken.

Flughafen Zürich, Frachtterminal. Ein Büro. Hinter einem gewaltigen Schreibtisch sitzt ein kleiner, dunkelhaariger, gedrungener Mann. Um die 40, rosafarbenes Polohemd, schwarze Motorradlederjacke. Der Posträuber Domenico Silano (Mimmo) und ein Reporter treten ein.

Posträuber: „Ich habe jemanden mitgebracht, der dich kennenlernen will.“

Kleiner Mann lächelt, bittet den Reporter jovial, Platz zu nehmen. Der Posträuber muß stehen.

Reporter: „Warum haben Sie das gemacht mit dem Buch?“

Kleiner Mann: „Für mich war es wichtig, dass Mimmo den Menschen seine Geschichte erzählt, er war jung, naiv, er wollte schnell reich werden, er hat einen Fehler gemacht. Eigentlich ist er ein anständiger Kerl.“

Posträuber: „Ich konnte – wie sagt man? - ein bißchen mein Gesicht waschen, auch wenn es ein schmerzlicher Prozeß war, alles noch einmal zu erleben.“

Reporter zum kleinen Mann: „Woher kennen Sie Mimmo?“

Hinter dem Fenster rollen die Flugzeuge zur Startbahn, rot blinkende Positionslichter.

Kleiner Mann: „Ach, lassen wir das, es würde mich nur an eine traurige Familiengeschichte erinnern.“

Reporter: „Sie haben einen Frachtservice und Kurierdienst, was genau machen Sie?“

Kleiner Mann lächelt wieder: „... Wir liefern innerhalb von 24 Stunden, an fast jeden Ort in Europa. Schlüssel, Frachtpapiere, Wertsachen. Alles, was Sie wollen, wohin Sie wollen.“

Schnitt, Rückblende: Man sieht den jungen Posträuber und den jungen kleinen Mann. Der junge Posträuber gibt dem jungen kleinen Mann an einer Bushaltestelle einen prall gefüllten schwarzen Müllsack.

Der Tag mit Silano geht zuende, wo das große Ding angefangen hat. Nochmal ein Taxi. Vom Flughafen nach Seebach, Schaffhausener Straße 453, der Spielsalon, der einmal „Il Pollicone“ hieß. Silano erzählt während der Fahrt, erzählt und erzählt. Wie toll Zürich doch sei. Die Spitale. Die Schulen. Die Sportanlagen. Die Kinos. Die Theater. Die Messe. Er läßt nichts aus. „Alles so sauber, keine Stadt ist so perfekt.“ Und: „Selten passieren schlechte Sachen in Zürich.“ Er sagt: „Ich habe viel gesehen.“ Und: „Ich bin weit gereist.“ Schlussfolgerung: „Nicht umsonst wollte ich immer wieder hierher zurück.“ Dann hält er plötzlich inne, denkt nach. Nicht über den Sinn seiner Rede. Er sucht nach einer Figur, die ihr ein Gesicht gibt. So kommt er auf Roger Federer. Was Zürich als Stadt, ist Federer als Tennisspieler. Keiner so perfekt. Wie Federer wäre er gerne. Einmal, so Silano, hätten sie gemeinsam in der selben Zeitung gestanden. „Miami Herald“, sagt Silano, „erste Seite, er hatte ein grosses Match gewonnen, über meinem Artikel stand „’Golden Boy arrested in Coconut Grove.’“

Inzwischen regnet es. Silano steht vor dem Spielsalon „Lucky Play“ und raucht eine Zigarette. Auf dem Nadelstreif perlen die Tropfen, die Schnallenschuhe tapsen zwischen Pfützen. Der Belag des Gehsteig wird erneuert, eine Walze quiescht dampfend vorbei. Die Trambahn Nummer 14 rattert Richtung Triemli. Er hat viel gesehen. Er ist weit gereist. Weit gekommen ist er nicht. Als Teenager kam er in Regensdorf an. Als junger Mann saß er in der Nähe von Regensdorf, wo sich die Haftanstalt Pöschwies befindet, ein. Nun ist er 37 und die Geschichte seines Lebens führt immer noch zum gleichen Spielsalon, zum selben Milieu. „Silano Domenico jetzt nicht mehr Posträuber“, sagt er trotzig, „Silano Domenico jetzt Bestsellerautor.“ Was er übersieht: daß beides zusammen gehört.

Er ist nicht bekannt geworden durch Talent, Disziplin, harte Arbeit und Bescheidenheit wie Federer. Er ist nicht berühmt geworden auf eine Art, die Respekt, Ansehen und Bewunderung erzeugt. Die Fernsehjournalistin Pfalzgraf sagt: „Der Silano wollte das schlau machen, sich als der Geläuterte darstellen, aber ich mußte über die Geschichte, die er sich zurecht gelegt hat, schon sehr lachen. Am Ende geht es einem mit diesen Jungs immer gleich. Man denkt zuerst: ‚Das ist wirklich dumm gelaufen, das ist eigentlich kein Schlechter.' Doch nach einer Weile denkt man: ‚Die nehmen uns doch nur auf den Arm und warten bloß, bis sie wieder an ihr Geld können.'"

Das ist die wahre Strafe. Die vier Millionen Franken werden Domenico Silano, den alle Mimmo nennen, immer begleiten, egal wo sie geblieben sind.

(erschienen in brand eins, Heft 02, Februar 2011)

Frau Zimmermann zieht um

57 Jahre lang hat sie in ihrer Wohnung im Süden von Berlin gelebt, zuletzt allein. Jetzt, mit 84 Jahren, packte sie ihre Koffer. Ihr Ziel: ein Altenheim. Die Geschichte einer schweren Entscheidung

Text: Jennifer Wilton, Welt am Sonntag, 15.05.2011

Als Frau Zimmermann das letzte Mal nach 57 Jahren nach Hause kommt, hat sie einen Faltstuhl dabei. Der Stuhl hat drei kurze, dicke Holzbeine, die hat sie auseinandergezogen und auf den Balkon gestellt. Sie hat sich hingesetzt und ist sitzen geblieben, für einen Moment. Es ist kalt, aber nicht zu kalt auf dem Balkon, es geht kaum Wind, doch wenn sich die Luft bewegt, dann weht sie eine Ahnung von Frühling herüber. Irgendwo pfeift es zaghaft in einem Baum, es ist die Zeit, zu der die Amseln wieder lauter werden, die Finken und die Meisen, für die auf der Brüstung immer ein Häuschen stand, und ein Teller mit Krumen, Haferflocken für die Amseln. Es ist die Zeit, in der die Kästen sauber gemacht und die Eisblümchen gepflanzt werden müssten, sie leuchten dann schon rot, wenn vor dem Haus alles grün wird. Frau Zimmermann wird in diesem Jahr nicht pflanzen. Sie wird überhaupt nichts tun. Das ist ungewohnt, wie das Sitzenbleiben. Frau Zimmermann fährt mit der Hand nach rechts, aber da ist nichts mehr, dann zieht sie sich an der Brüstung hoch. Gleich wird es klingeln.

Bis zum Flur sind es exakt neun Schritte. Sechs Schritte, das Wohnzimmer, drei Schritte, die Schwelle, links die angelehnte Badezimmertür, rechts die Nische für den Spiegel, vorne der Haken für die Schlüssel. Der Teppich macht die Schritte dumpf, Parkett gibt es nur noch im Arbeitszimmer, seit dem großen Wasserschaden bei den Nachbarn oben. Die Sonne streift die Wand im Schlafzimmer, später wird sie ins Wohnzimmer scheinen, die Post fällt immer gegen 12 Uhr leise raschelnd durch den Briefschlitz. Die Post hat nie geklingelt.

Es sind die Männer von der Wohnungsbaugesellschaft. Sie wollen eine Unterschrift, und nach der Unterschrift ist es nicht mehr die Wohnung von Frau Zimmermann. Auf dem Klingelschild steht nicht mehr ihr Name. Er klebt seit ein paar Wochen drei Kilometer weiter an einer Zimmertür in einem Altersheim. Es war der richtige Zeitpunkt für den Umzug, das sagt Frau Zimmermann oft in diesen Wochen, sogar in den schlechten Momenten. Sie sagt: "Entschieden ist entschieden." Und dann noch: "Trübsal blasen ist nicht", falls eine Pause entsteht.

Frau Zimmermann ist 84 Jahre alt, aber sie sieht nicht alt aus, wenn sie sitzt und spricht, das liegt vor allem an ihrer Stimme, die jung klingt, und meistens energisch. Sie sieht nicht alt aus, wenn sie lacht und sich in die Haare greift, kräftige Haare, die früher braun waren und bis heute nicht richtig grau sind. Wenn sie steht, ist das etwas anderes, dann krümmt sie die Schultern, ihr Gang ist tastend, ihr wird oft schwindelig. Das Bewegen ist mühsam geworden. Vieles ist mühsam geworden.

Im vergangenen Herbst, an einem Montag, hatte ihre Hausärztin sie in den Arm genommen und gesagt, vielleicht sei das jetzt das Beste, ein Altersheim. Die Hausärztin muss das vermutlich oft sagen, es leben viele ältere Menschen in Frau Zimmermanns Nachbarschaft, in den kleinen Straßen im Süden von Berlin, in denen es oft still ist, und die wenigsten dieser Menschen wollen den Satz hören. Manche warten, bis für sie entschieden wird. Manche wehren sich dagegen, dass für sie entschieden wird. Es gab aber niemanden, der für Frau Zimmermann entscheiden konnte, sie lebt allein, seit Herr Zimmermann vor neun Jahren gestorben ist. Kinder hat sie keine.

Vorgemacht hat sich Frau Zimmermann selten etwas in ihrem Leben, warum jetzt damit anfangen? Es stimmte ja, dass sie immer häufiger in ihrer Wohnung stand und dachte, sie könne nicht mehr. Zwar hat sie dann auch immer dazu gedacht: "Donnerwetter, du hast noch so viel zu tun, also jetzt los, bitte." Aber das hat nicht mehr gereicht. Es hat auch nicht mehr gereicht, dass da Freunde waren, helfende Freunde, die organisierten, einkauften (Montag), vorlasen (Dienstag), sauber machten (Donnerstag), einluden (Feiertage). Es hätte jemand zu ihr ziehen können, eine Betreuerin, sagt Frau Zimmermann. War ja genug Platz da. Das Arbeitszimmer. Die beiden Wohnzimmer. "Aber da hab' ich auf einmal den Horror gekriegt. 'Ne fremde Person, immer jemand um dich herum? Nee. Was soll die auch den ganzen Tag machen?" Eine Woche später sah sich Frau Zimmermann zwei Heime an. Zwei Wochen später sagte sie zu einem Ja. Im Dezember hat sie ihre Wohnung gekündigt. Das war nicht schwer, das war schnell gemacht, nachdem der Mietvertrag von 1953 einmal gefunden war, und weitermachen, anpacken, so hat sie es ja immer gehalten.

Aber was die Entscheidung bedeutete, das wurde Frau Zimmermann eigentlich erst später klar. Zum Beispiel, dass es nicht so einfach ist, einen sogenannten Lebensabschnitt zu beginnen, wenn er nicht nur neu, sondern vor allem der letzte ist. Ein Lebensabschnitt, in dem plötzlich alles weniger wird, nicht mehr mehr, wie ein Leben lang, und Zukunft zu einem seltsamen Begriff, zu einer überschaubaren Größe.

"Es wurde Zeit, dass ich unter die Fittiche komme", sagt Frau Zimmermann, die sehr pragmatisch sein kann.

Die Männer von der Wohnungsbaugesellschaft stehen im Flur, gehen in das Wohnzimmer, der eine schaut sich Fenster, Fugen, Wände an, der andere erzählt die besten Geschichten seiner letzten 100 Wohnungsabnahmen, er lacht sehr viel. Frau Zimmermann hat ihre Brille aufgesetzt, dabei sieht sie auch mit Brille kaum etwas, sie geht eine Weile mit dem Schauenden mit, der sagt, es sei klar, hier müsse alles neu

gemacht werden, und vor der Stelle an der Wand stehen bleibt, an die Herr Zimmermann Zahlen geschrieben hat, Abmessungen für die Holzverkleidung, die er dann angebracht hat, in den 50er-Jahren muss das gewesen sein. Auch eine Tür hatte er hinter dem Holz versteckt, wegen der Stellfläche für die Bücherregale. Jetzt liegt sie wieder frei. Zählerstände, Formulare, Schlüsselübergabe, alles Routine. Nur nicht für Frau Zimmermann.

Ihr letzter Umzug ist, wenn man es genau nimmt, auch ihr erster Umzug.

Aus Potsdam, wo sie geboren wurde, war Frau Zimmermann 1946 nur mit einem kleinen Köfferchen nach Berlin gekommen, dem Verlobten, der Arbeit hinterher, sie wusste ja nicht, wie lange sie bleiben würde, ob überhaupt. Wer wusste das damals schon. Da war ja alles in Trümmern, die Stadt, die Pläne, von Träumen gar nicht zu reden. Da hatte man Schlafstellen, kein Zuhause - das Schwesternwohnheim, möblierte Zimmer, später der Raum bei den Schwiegereltern. Sie war ausgebildete Krankengymnastin, ihr Mann Konditor, als sie 1953 in die Wohnung einzogen. Dreieinhalb Zimmer, Küche, Bad, Balkon, 90 Quadratmeter, parterre, die sie von einer Kollegin übernahmen, das war praktisch. Das Haus war erst zwei Jahre zuvor gebaut worden. Die Zeitschriften waren voll davon, wie man diese modernen Heime zeitgemäß einrichtete, aber Frau Zimmermann hatte keine Zeit, die Zeitschriften zu lesen, sie arbeitete ja 13, 14 Stunden am Tag damals, der vordere und der kleine Raum waren die Praxis. Die Möbel blieben also die, die sie hatten: der Küchenschrank, den sie zur Hochzeit bekommen hatten, der kleine Schreibtisch vom Schwiegervater, die Lampe mit dem Schirm aus Porzellan, von ihren Eltern.

Frau Zimmermann hat 20 000 Tage in der Wohnung gelebt, grob geschätzt, ob das so geplant war, das weiß sie nicht. An diesen Tagen ist eine Stadt wiederaufgebaut, geteilt und wiedervereinigt worden. Auf den brachliegenden Feldern hinter ihrem Haus wurden Häuser gebaut und Straßen asphaltiert, der Mann mit dem Pferd und dem Flächenwagen verschwand, ihr DKW wurde das dritte Auto in der Straße, dann eines der ältesten, dann ein VW. Der Kaufladen von Frau Riester machte zu, und der Schuhmacher, und der Bäcker, ein Optiker zog ein, und am S-Bahnhof, zwei Ecken weiter, eröffnete der Supermarkt. Frau Zimmermann schloss die Praxis und machte nur noch Hausbesuche, Herr Zimmermann begann ein Studium und wurde Richter, der erste Hund zog zu ihnen, er hieß Purzel, sie lernten den Jazz kennen und die Konzerte, sie schafften sich ein Abonnement für die Oper an, und für die Philharmonie, sie traten in den Buchklub ein. Gelegentlich verschlossen sie die Wohnungstür sorgfältig und fuhren nach Frankreich, Griechenland, einmal in die USA, und im Sommer ging es immer in die Schrebergartensiedlung nach Bocksfelde, ganz im Westen der Stadt. Sie standen morgens um 6 auf, auch am Sonntag, wegen der Hunde, und kamen nicht immer um 23 Uhr ins Bett, wegen der Arbeit, wegen der Abos, und der Freunde, die immer vorbeikommen durften. Sie waren oft müde, gerade in den ersten Jahren, es blieb nie viel Zeit. Nicht zum Innehalten, nicht zum Klagen, nicht zum Ängstigen, zum Beispiel damals, während der Blockade. Die Angst hatten sie sich ja ohnehin abgewöhnt, schon lange.

Angst hat Frau Zimmermann eigentlich nur vor Feuer, seit sie damals, im Frühjahr 1945, durch das brennende Berlin gelaufen war. Rechts Flammen, links Flammen und das Krachen, wenn die Häuser in sich zusammenfielen. Das Tuch vors Gesicht gedrückt, um den Rauch nicht einzuatmen. Kerzen hat sie nur selten in ihre Wohnung gestellt.

Frau Zimmermann sagt, sie möchte nicht pathetisch klingen. Aber sie seien ja am Aufbau interessiert gewesen. Sie wollten etwas tun, mithelfen, sie mussten einfach, damit es voranging. Und dann ist es halt immer weitergegangen. Blick nach vorne. Zurückgeschaut hat Frau Zimmermann selten in ihrem Leben.

Wie viel in 20 000 Tage passt, hat sie vielleicht erst im vergangenen Dezember gemerkt. Es konnte ja nur ein kleiner Teil mit von allem, was da war, mit in die 33,5 Quadratmeter Zimmer, Bad, Wintergarten in dem Altersheim, das andere würde dann nach und nach verschenkt, abgeholt, weggeworfen.

Aber wie räumt man ein Leben auf?

Frau Zimmermann fing an, Buchstaben in der Wohnung zu verteilen. KW, KB, KMW. Kann weg, kann bleiben, kann möglicherweise weg. Die Buchstaben standen auf Zetteln, die bald überall klebten, an Möbeln, auf den ersten Tüten und Kartons. In den Schränken (KW) des Arbeitszimmers, in den Schubladen des Sekretärs (KB) tauchten Hefte, Alben, Fotos (KMW) auf, die sie seit Jahrzehnten nicht gesehen hatte, auf ihnen Menschen, zum Beispiel sie selbst. Mit blonden Korkenzieherlocken, als Kind, als lachende Braut vor der Hochzeitsgesellschaft, mit strengem Ehefrauenblick neben ihrem Mann. Es tauchte ein kleines rotes Buch aus den 20er-Jahren auf, mit schmalen goldenen Buchstaben auf dem Deckel: Unser Kind. Das Kind kam um viertel nach sieben auf die Welt, an einem Montag, 3 Kilo, 55 Zentimeter, ein Jahr später der erste Zahn und der erste Schritt, die Mutter hatte alles notiert. Frau Zimmermann hat es nie gelesen. Wie die Vergangenheit in der Wohnung war, war die Erinnerung in ihrem Kopf, so könnte man es vielleicht sagen: einfach da. Hervorgeholt hat sie sie nur, wenn jemand fragte. Es hat nicht so oft jemand gefragt. Und sie sich selbst schon gar nicht.

Auch deswegen hat Frau Zimmermann nicht sofort eine Antwort darauf, wann das Glück am größten war in ihrem Leben, sie hat nicht darüber nachgedacht. Aber möglicherweise war die schönste Zeit doch die Kindheit. Sie roch nach Garten, nach Freiheit und nach Frau Walter. Frau Walter war die Waschfrau und ordentlich dick, wie oft sie kam, schwer zu sagen, die Kindheit kannte keine Wochentage, sondern nur Jahreszeiten, die die Zeit einteilten. Gespielt hat sie gerne, das hätte sie noch gerne länger getan. Aber das war eben schnell vorbei. Nun ja, sagte Frau Zimmermann, und straffte die Schultern. Das tut sie oft. Haltung, so hatte es ihr der Vater beigebracht, immer Haltung. Er war ja Preuße. Hätte vielleicht lieber einen Sohn gehabt und sie dann eben wie einen erzogen. Geschadet hat es ihr nicht, und später waren die Eltern ja froh, dass sie ein Mädchen war, als der Krieg begann. Ein Mädchen, das eigentlich doch Pläne hatte, und Träume. Biologie hatte sie immer interessiert, Forscherin wollte sie werden, studieren, das hatte sie sich alles schon ausgedacht. Aber dann konnte sie wie alle in ihrer Klasse nur das Notabitur machen, fing die Ausbildung zur

Krankenschwester an, Krankenschwestern wurden ja gebraucht, und es wurde eben nicht mehr studiert.

Die meisten Fotos durften am Ende doch mit, möglich, dass Frau Zimmermann nach dem Umzug mal Zeit dafür finden würde. Aber erst mal war genug zu tun, im Januar, kurz vor dem Umzug. Und wenig Zeit. Freunde kamen vorbei, es wurde genau geplant: wo was hinkonnte, im neuen Zimmer. Der Sekretär. Der Vogel Bommel, für den immer das Radio lief. Die Teppiche - aber würden die überhaupt passen? Das Bett sollte nicht mit, sie würde eins vom Altersheim bekommen, Frau Zimmermann sagte sehr oft in diesen Tagen: Das sehe aber absolut nicht aus wie ein Krankenhausbett, obwohl es auch verstellbar sei. Und sie sagte fast genauso oft, dass das Heim nicht Heim, sondern Seniorenhaus heiße, und das ganz gut wäre. In diesem Seniorenhaus wollte sie auch erst mal gar nicht so in Erscheinung treten, erst mal ankommen, und dann war auch noch so viel zu tun wegen der Wohnungsauflösung.

Aber egal, wie voll sie die Tage packte, vor dem Umzug, irgendwie war dann doch schneller als erwartet der letzte der 20 000 Tage da.

Frau Zimmermann hatte am Abend vorher im Fernsehen den Wetterbericht gesehen, für alle Fälle, das Wetter war in Ordnung (kein Regen). Sie hatte den Wecker auf sechs gestellt, und als er klingelte, auf halb sieben, sie war müde an diesem Morgen, Dienstagmorgen, und dann ein bisschen erschreckt. Die halbe Stunde war ja futsch. Und so viel zu tun. Die Liste auf dem Wohnzimmertisch, neben dem Kalender. Die Listen im Bad, auf der Ablage, was mitzunehmen wäre; Seifenhalter (mit Haken?), Glasplatte (klein). Sie hatte Kaffee gekocht, und Tee, und geräumt. Aber dann kamen die Freunde, setzten sie auf einen Stuhl, sagten, dass es jetzt die größte Hilfe wäre, wenn sie mal da sitzen bliebe. Während andere den Sekretär auseinanderschraubten, die Tüten nach draußen trugen, die Lampen, Teppiche, die Kisten mit dem Zettel: "Arche", das Seniorenhaus. Der Tag kannte nur zwei Zustände: Durcheinander. Und Stille, wenn sich das Durcheinander entfernte. Frau Zimmermann sagte an diesem Tag sehr oft: "Ach, nee, Kinder." Und irgendwann im Laufe des Tages wurde sie ein bisschen kleiner, vielleicht weil sie immer auf diesem Stuhl sitzen sollte, weil sie sich selbst zur Seite rücken und kleiner machen wollte, während um sie herum alles in Bewegung war, so lange, bis sie das Aufrichten zu viel Kraft kostete. Das mit der Haltung war schwerer als sonst. Sehr viel schwerer. Weinen, das hatte Frau Zimmermann vorher angekündigt, würde sie nicht. Das hat sie schon lange nicht mehr gekonnt, auch nach dem Tod ihres Mannes nicht. Nur manchmal, nachts, wenn sie alleine ist, wenn es dunkel ist, da geht es. Ihr neues Leben begann.

Einige Wochen später sind die Männer von der Wohnungsbaugesellschaft irgendwann in der Küche oder im Keller, auf jeden Fall sind ihre Stimmen fern, auch die der Freundin, die mit ihnen spricht, und Frau Zimmermann ist für einen Moment so etwas wie allein im Wohnzimmer, in der Wohnung, die sie noch nie so leer gesehen hat. Sie sagt, 57 Jahre, meine Güte, als müsste sie jetzt eben etwas sagen. Frau Zimmermann hat wochenlang Abschied genommen, sie ist aus dem Altersheim immer wieder in die

Wohnung gefahren, die nach und nach leerer wurde, wo sollen da noch die Worte herkommen. Es war eben eine lange Zeit, sagt sie, und: "Wir hatten es doch gut."

Frau Zimmermann sagt sehr oft wir, sie meint dann ihren Mann, bis zuletzt stand am Klingelschild vor Zimmermann sein Vorname, nur seiner. Als Frau Zimmermann auszog, hing im Badezimmer neben ihrem Bademantel noch der blaue von Herrn Zimmermann, der sie einst wegen ihrer Augen geheiratet hatte, den sie einst wegen seines Humors geheiratet hatte und seiner Fürsorge, die Freunde müssen ihn irgendwann später eingepackt haben. Im Schlafzimmer stand noch sein Bett, er hat viel in diesem Bett gelegen, in seinem letzten Jahr, das war furchtbar, denn er, der Kriegsversehrte, war trotz allem immer so vital gewesen, so eisern mit sich. Er starb an einem Sonnabend, als Frau Zimmermann vom Einkaufen zurückkam. Als sie wie immer Hallo rief, kam keine Antwort. Das war nicht lange nach ihrem 51. Hochzeitstag.

Es war ein gutes Zusammenleben. Er war natürlich der Boss, das ja, es ging meistens um ihn. Frau Zimmermann sagt, sie habe das nie infrage gestellt. Auch nicht, als es darum ging, ob sie Kinder haben würden oder nicht. Herr Zimmermann wollte keine Kinder, er wollte kein neues Kanonenfutter produzieren, sagte er. Und sie hat das akzeptiert, so wie alle seine Entscheidungen. Vielleicht waren das die Zeiten. Aber es war eben auch bequem, wenn jemand die Entscheidungen, die Verantwortung übernahm. Als Frau Zimmermann, die einst mit ihrer Arbeit sein Studium ermöglicht hatte, die immer da gewesen war, die ihn im Alter monatelang gepflegt und sich um alles gekümmert hatte, kurz vor seinem Tod hörte, wie Herr Zimmermann, um eine Entscheidung gebeten, zu jemandem sagte: "Fragen Sie meine Frau", da war sie so schockiert, dass sie es sich von der Seele schreiben musste, als Tagebucheintrag. Das hatte sie zuletzt als Schwesternschülerin getan. Nun ja: Es fehlte ihr auf jeden Fall auch der Antreiber, seit er nicht mehr ist. Sagt Frau Zimmermann. Auch deshalb sei es ganz gut, dass sie jetzt in dem Heim lebt, wo man sich um alles für sie kümmert.

Das Seniorenhaus ist nicht weit von Frau Zimmermanns alter Wohnung entfernt. Es liegt auch in einer stillen Straße im Süden von Berlin, gegenüber gibt es eine Schule, möglicherweise steckt dahinter eine stadtplanerische Absicht, zumindest kommt das ziemlich oft vor, einen der Umzugshelfer hat es ein bisschen deprimiert, weil es schwer war, nicht nach rechts (Schule) und links (Altersheim) zu schauen und an Anfänge und Enden zu denken. Es ist ein Seniorenhaus, das sich überall Mühe gibt, ein Zuhause zu sein, mit den Strandkörben vor der Tür und der Voliere mit den Kanarienvögeln dahinter, den Sesseln mit Kissen, mit den Bildern an den Wänden der Gänge, mit den Farben Gelb, Rosa, warm. Aber der Linoleumboden quietscht, wenn man darüber geht, in der Luft hängt ein Hauch von Desinfektionsmitteln. Die Schwestern sind freundlich, sie sind munter, das war auch wichtig. Darauf hatte Frau Zimmermanns Freundin schon bei der ersten Besichtigung geachtet, denn wie die miteinander umgingen, das sage ja einiges aus. Als Frau Zimmermann ein paar Tage nach ihrem Umzug in ihrem Zimmer saß, und der Vogel Bommel gerade schwieg, da platzten Satzfetzen in die Stille, aus dem Gang, liebevolle Worte, eigentlich. Worte, die an ein Kind gerichtet sein könnten. Frau Zimmermann hob ein wenig die Schultern, sagte, sehr ruhig, sehr sachlich, ja. Man höre schon an der Art, wie mit den Leuten geredet wird: Das sei eben ein Altersheim.

Vielen Bewohnern auf Frau Zimmermanns Etage, dem Erdgeschoss, geht es sehr viel schlechter als ihr, sie müssen daran erinnert werden, dass jetzt wieder Essenszeit ist, sie müssen zum Essen geschoben werden. Es ist nicht leicht für Frau Zimmermann, die sich gerne unterhält, mit ihnen Unterhaltungen anzufangen. Aber noch weniger möchte sie Menschen vor den Kopf stoßen, und deswegen geht sie nur sehr selten in den vierten Stock, in das Café, wo all diejenigen essen, die noch besser beieinander sind, um es irgendwie zu sagen.

Die meisten älteren Menschen haben etwas gegen Altersheime, das sagen sie zumindest in Umfragen, und es gibt dabei einen Vorwurf, der immer auftaucht: In den Heimen gebe es ja nur alte Menschen. Das sagen auch diejenigen, die sonst gar keine Menschen mehr um sich herum haben. Frau Zimmermann hat nichts gegen ältere Menschen, sieht man mal von der Sache mit dem Humor ab. Der fehlt ihr so ein bisschen im Altersheim, denn sie mag Ironie, und sie mag es, mit Sprache zu spielen. Aber was ist schon ein Witz, wenn man ihn erklären muss, und das passiert hier eben oft, da lässt sie es lieber.

Frau Zimmermann war in ihrem Leben oft unter Menschen, die etwas jünger waren als sie, das hat sich so ergeben, auch weil ihr Mann erst spät studiert hat, und möglicherweise hat sie sich gerade deswegen weniger Gedanken um das Alter gemacht. Sie wurde älter, das ja, aber nicht alt, zumindest fühlte sie sich lange nicht alt, man bleibt ja für sich immer dieselbe, und besonders eitel, das war Frau Zimmermann nie. Aber irgendwann fing das Alter an sich aufzudrängen. Kurz nach dem Tod ihres Mannes wurde die Augen schlechter, es wurde schwierig mit Hell und Dunkel, das hat sie beim Autofahren gemerkt, und dann musste sie es aufgeben. Dann kamen immer mehr Dinge dazu, die nicht mehr gingen, die plötzlich schwerfielen, mühsam wurden. Zu ihrem 80. Geburtstag hatte sie noch eine Kreuzfahrt unternommen, von Bordeaux nach Nizza, jawohl, alleine, aber das war die letzte große Reise. Zwei Jahre später blieb sie zurück bei den Spaziergängen auf Tagesausflügen, sie musste sich oft setzen, dafür nahm sie den Faltstuhl mit. Aber dass die anderen dann auf sie warteten, dass war ja auch kein Zustand. Frau Zimmermann ließ die Ausflüge sein. Diese Einschränkungen, die ärgerten sie sehr, mächtig! Für diese Einschränkungen war sie eigentlich immer noch viel zu ungeduldig, obwohl doch so ein bisschen mehr Gelassenheit gekommen war mit den Jahren. Mit Plänen wurde es natürlich schwieriger, weil immer weniger ging. Ihr letzter großer Plan, das war im Grunde der Umzug.

Im Februar fuhr Frau Zimmermann noch fast jeden Tag in ihre alte Wohnung, im März an fast jedem zweiten. Als die letzten Möbel abgeholt wurden, baten die Freunde Frau Zimmermann um den Schlüssel, aber den gab sie nicht heraus, sie wollte dabei sein, sie würde schon keinen hysterischen Anfall bekommen, also bitte.

Sie hatte sich inzwischen ganz so eingerichtet wie zu Hause, in ihrem Zimmer, also so weit es eben ging. Auf dem Bett, das nicht aussieht wie ein Krankenhausbett, rollte sie morgens das Bettzeug zusammen, sodass es an der Längsseite eine Rolle bildet, darüber kommt eine Decke, es ist dann quasi ein Sofa, das hatte sie sich so überlegt. Die Abiturientin, die immer für sie einkaufte, kam nun kaum mehr vorbei, aber die musste

ja jetzt auch Abitur machen. Von der Bekannten, die für sie putzte, die sie ihre Feudelfee nannte, musste sich Frau Zimmermann verabschieden, die Feudelfee hatte noch einmal die Bilder abgestaubt und den Sekretär, aber dann gab es wirklich nichts mehr zu tun, das war nicht einfach, also der Abschied, man verabschiedet sich nicht leicht von Menschen, die einen mögen, sagte Frau Zimmermann. Nun ja. Es gibt jede Menge Programm im Altersheim, aber Frau Zimmermann war noch selten dabei, in ihren ersten Wochen im Seniorenhaus, ein, zwei Mal mochte sie lieber liegen bleiben, und es war ja eben auch noch so viel zu tun, mit der Wohnung. Und sie war auch ganz gerne mal allein. Einsam so gut wie nie. Sie hat ja das Glück all dieser Freunde, und es stimmt: Die Freunde waren da, das Telefon klingelte oft.

Aber es gab auch die Nächte, und die waren jetzt nicht einfach. In den Nächten kamen die Dinge wieder, die sie nicht mitnehmen konnte, die noch in der Wohnung waren und bald noch nicht einmal mehr dort, und die Dinge ließen sie nicht schlafen. Sie lag dann immer wach, und dachte an das, was zurückgeblieben war, was jetzt unwiederbringlich verloren war, aber wenn man sie fragte, dann sagte Frau Zimmermann schnell, bevor eine Pause entstehen konnte: Das sei ja auch ein materieller Verlust. Es wurde eben alles weniger, nicht mehr. Andererseits:

"Was passiert mit den Sachen, wenn ich nicht mehr bin?"

Es ist nicht schwer, mit Frau Zimmermann über Dinge zu reden, um die man lieber herumredet, Frau Zimmermann ist gerne direkt und mag es, wenn man direkt zu ihr ist. Da ist die Sache mit dem Tod, sie lässt sich kaum verdrängen, im Altersheim. Sie stand plötzlich im Raum, an einem Tag, der ganz hell war, an dem die Sonne durch die Fenster schien, ein Tag, an dem es die Wohnung noch gab, wenn auch nicht mehr lange. Frau Zimmermann sagte, viele in ihrer Familie seien ja 87 Jahre alt geworden, Vater, Großmutter, alle 87, also drei Jahre älter als sie jetzt. "Drei Jahre hab' ich also noch", sagte Frau Zimmermann, "gut zu wissen." Angst hatte sie ja fast nie gehabt, in ihrem Leben. Schnell solle es gehen, das ja, Sterben mochte man sich nicht lang vorstellen oder leidvoll. Aber der Tod - was sollte man dagegen haben? Einmal, vor Jahren, vor Jahrzehnten, da waren sie tauchen gewesen, auf Korsika. Schnorcheln. Und es war dann doch schlechteres Wetter als gedacht, mehr Wind, Sturm, Wellen. Recht ungemütlich. Und auf einmal war er weg, der Schnorchel, als sie sich gerade bis zu einem Felsvorsprung durch das Wasser vorkämpfen wollte. Einfach weg. Und statt Luft überall Wasser. Aber wissen Sie, sagte Frau Zimmermann, das war auch schön. So eine Ruhe. Frieden. Gleiten durch blaugrünes weiches Wasser. Wenn das der Tod ist, bitte sehr. Dann richtete sie sich kurz auf, im Stuhl, drehte das Gesicht von der Sonne. Der Tod war ja überall, als sie jung war. Der war ja da, als sie aufwuchs. Der gehörte ja zum Leben.

Die ersten 50, 60, 70 Tage ihres neues Lebens hatte Frau Zimmermann ziemlich vollgepackt, anders war sie es ja nicht gewöhnt, und trotzdem gab es einige Momente, in denen sie zum Nachdenken kam, wenn auch nicht immer freiwillig. Wenn man es genau betrachtete, war die Entscheidung umzuziehen wohl die schwerste, die sie je zu treffen hatte. Dabei ist sie doch nie gut im Entscheiden gewesen. Wenn man Frau

Zimmermann fragt, was wichtiger geworden ist, mit den Jahren in ihrem Leben, und was unwichtiger, dann sagt sie, wichtig waren immer die Menschen, aber sie sagt auch: "Wissen Sie, das war ja immer mein Problem: dass ich nie so richtig unterscheiden konnte zwischen wichtig und unwichtig. Weil irgendwie immer alles wichtig war." Sie könnte stolz sein auf sich, aber Stolz ist keine Kategorie, in der sie je gedacht hat. Zufrieden vielleicht. Frau Zimmermann war immer eher zurückhaltend, sie stand immer ein wenig hinter ihrem Mann, zumindest aus ihrer Perspektive. Aber sie hat angefangen, darüber nachzudenken, was ihre Freunde ihr nun immer häufiger sagen: dass ihre Perspektive vielleicht falsch gewesen ist. Dass sie eigentlich immer neben ihrem Mann gestanden hat, unübersehbar. Wie auf dem Hochzeitsbild, das ihr beim Umzug in die Hände gefallen war. Und erst neulich ist ihr eingefallen, dass sie ja doch einiges zustande gebracht hat in ihrem Leben, manchmal zumindest. Zum Beispiel damals, als sie in den Westen wollte, oder damals, als sie Krankengymnastin lernte, "da hatte ich ja doch auch eigene Vorstellungen, oder?"

Frau Zimmermann hat nie eine Bilanz gezogen, also eine ihres Lebens, aber eigentlich würde sie das jetzt gerne mal tun. Für sich.

Nach 20 000 Tagen und nach ziemlich vielen Tagen des Übergangs, gibt Frau Zimmermann den Männern von der Wohnungsbaugesellschaft die Hand, sie stehen noch kurz in der Küche, sie sind fertig, eine halbe Stunde haben sie gebraucht, mehr nicht. Links neben der Küchentür war das Schlüsselbrett, Frau Zimmermann will auch an diesem Tag als Letzte aus der Wohnung gehen, abschließen, nur einmal, das hat sie immer so gemacht, war zweimal abgeschlossen, dann wusste sie, es ist jemand da gewesen, die Haushaltshilfe, Freunde. Aber das Schlüsselbrett ist nicht mehr da, die Tür wird einfach zugeschlagen werden, und ohnehin nimmt die Freundin sie jetzt am Arm und zieht sie energisch mit sich, wir gehen jetzt. Frau Zimmermann geht noch einmal munter durch die Wohnung, Zimmer für Zimmer, sie winkt jedem einmal zum Abschied, sie wirkt dabei, als sei sie gleichzeitig die Mutter, die das angeregt hat, und das Kind, das der Anregung folgt, und dann geht sie, es nützt ja nichts. Frau Zimmermann steigt ins Auto, es ist nicht weit bis zum Seniorenhaus, ein paar Straßen, ein paar Ecken. Sie ist den Weg jetzt sehr oft gefahren, und ob das die Sache einfacher gemacht hat, sie fürchtet fast nein.

Von der Tür bis zum Fenster sind es exakt acht Schritte, links die Haken der Garderobe, rechts die angelehnte Badezimmertür, vorne der Wintergarten, so wie in allen Nachbarzimmern auch, der Teppich macht die Schritte stumm, das leise Rumpeln kommt von den Wagen, die draußen über den Flur gefahren werden, die Schwestern klopfen, bevor sie hereinkommen, nur in der Nacht tun sie das nicht.

Frau Zimmermann hat einige Leute kennengelernt in den vergangenen Wochen, Montag ist Gedächtnisgruppe, Dienstag Turnen, Freitag Singen, da geht sie jetzt fast immer hin. Der Frühling ist wie erwartet gekommen, sie hat Topfpflanzen in den Wintergarten gestellt, sie hat ein Wochenende bei Freunden im Umland geplant, sie hat Fasching gefeiert mit den anderen Bewohnern und beim Grillfest mitgemacht. Sie hat auch sonst genug zu tun, es gibt immer mal Veranstaltungen, wie neulich das

Europaquiz für Senioren, da musste sie sich vorbereiten, da war sie ein bisschen im Stress. Die Hörbücher, die ihr Freunde geschickt haben, die mussten erst mal liegen bleiben, wann soll sie denn dazu bitte auch noch die Zeit haben.

Nur Zuhause hat sie ihr neues Zuhause noch kein einziges Mal genannt.

Das Sterne-Camp

Weit abgeschieden liegt im Himalaya ein seltsames Dorf: In ihm gibt es Internetanschluss, eine Bar und frische Erdbeeren. Einem GEO-Special-Team raubte so viel Komfort glatt den Atem. Vielleicht lag das aber auch nur an der dünnen Luft. Ein Besuch im Basislager des Mount Everest

Markus Wolff, Geo Special, 01.12.2010

Den Professor hat es am schlimmsten erwischt. Hustet sich die Lunge aus dem Leib, schon seit Tagen. Kommt nur zur Ruhe, wenn er sich zum Inhalieren über die Schüssel mit Balsam beugt. Dabei hat er doch nur getan, was alle tun: atmen. Die kalte, trockene, dünne Höhenluft. Aber wer zu gierig nach ihr schnappt, dem schickt sie wie zur Strafe den khumbu cough. Neulingen am Berg genauso wie Routiniers. Wer ihn trotzig ignoriert, den lässt er später beim Aufstieg braunen Schleim oder mausgroße Flocken spucken. Oder dem bricht er die Rippen.

Nicht jeden trifft dieser Husten, dem das Tal seinen Namen gab. Aber leicht macht es die Luft keinem. Bestraft jedes hastige Bücken mit Herzrasen und jeden zu schnellen Schritt mit Keuchen. Nepals Basislager am Mount Everest ist das Dorf der Atemlosen.

Oft endet bereits hier, wo doch alles erst beginnen soll, in 5350 Meter Höhe, zu erreichen lediglich per Hubschrauber oder nach rund zehntägigem Marsch in einer Landschaft, die nur noch aus Geröll und Wind besteht. Mehrere Hundert Zelte leuchten dort vor grauem Untergrund, eine Art Wanderzirkus, der zweimal im Jahr auf einer gewaltigen Gletschermoräne gastiert. Die Bewohner sind Alpinisten, Selbstdarsteller, Rekordjäger, auch wenn nach über 4500 Everest-Besteigungen fast nur noch Titel in Nischen-Kategorien zu holen sind: der erste Diabetiker auf dem Gipfel, der erste Mensch auf Karbonprothesen, der blindeste Blinde.

Eiko Funahashi hat mit 70 Jahren immerhin noch einen relativ handfesten Titel vor Augen: älteste Everest-Bezwingerin aller Zeiten. Die Japanerin ist eine zerbrechlich wirkende Frau mit zeitlupenartigen Bewegungen. Pergamentartig ihre Haut, die sich über ein schmales Gesicht spannt. Fast mumienhaft sitzt sie im Campingstuhl ihres Essenszeltes und blickt durch den geöffneten Eingang schweigend auf eine wenig damenhafte Welt: nur Steine, Eis und Yak-Scheiße.

Die Anwältin hat bereits mehrere Versuche hinter sich, den Berg zu besteigen. In einem Jahr starb ein Mitglied ihrer Gruppe, einmal fand ihr Sherpa die Route nicht, auf einer dritten Expedition vergaß man sie eine Woche in Camp I. Wer glaubt, der Weg sei das Ziel, hat nie mit Frau Funahashi gesprochen.

Neben ihr gehören 17 weitere Mitglieder zur Himex-Gruppe, einer von insgesamt etwa 25 Expeditionen, die gerade auf dem Gletscher kampieren. Nicht alle haben den Gipfel im Visier. Mehrere clean up expeditions wollen lediglich die Hänge von Müll befreien. Oder von Toten, über 120 liegen am Berg.

Wer zu Himex gehört, will jedoch ganz nach oben. Seit mehr als 15 Jahren bringt die Firma zahlungskräftige Kunden auf den Everest. Für 40 000 Euro in dieser Saison mit dabei: der hustende Professor Jian Wang, Genetik-Experte, der bei der kompletten Genom-Entschlüsselung des arabischen Kamels half; Zahnarzt Stewart Denize aus Neuseeland, der es bislang als seine größte Lebensleistung ansieht, 19 Stücke Pizza hintereinander gegessen zu haben; der 49-jährige Geologe Dorin Baciu aus Rumänien, der dem Dekan seiner Universität vorschlug, zum 150. Geburtstag der Universitatea Alexandru Ioan Cuza deren Fahne auf dem Everest zu hissen, ausreichende Fördermittel vorausgesetzt; obendrein sieben Multimillionäre wie Shi Wang aus China, Besitzer einer der größten Immobilienunternehmen der Welt.

Teilnehmer Nabil Al-Busaidi, der sich vor der Abreise Visitenkarten mit der Berufsbezeichnung "Abenteurer" drucken ließ, könnte es wie Frau Funahashi sogar in die Geschichtsbücher seines Landes schaffen: Vom ersten Omaner auf dem Everest trennen ihn nur noch 3500 Höhenmeter. Allerdings hat der 40-Jährige bislang selten an Orten gestanden, die weiter aufragten als eine Sanddüne. Dafür ist er zum Nordpol gewandert, den viele Einwohner Omans auf der Spitze des Everest wähnten. Es ist daher eine Art didaktische Mission, in der Al-Busaidi auf Bitten seines Landes unterwegs ist.

Helmut Laaff ist der einzige Deutsche in dieser eigentümlichen Schicksalsgemeinschaft. 49 Jahre, verheiratet, Arzt, Porschefahrer, Hobbywinzer. Seit Monaten hat er sich auf den Everest vorbereitet. Hat seine Ernährung umgestellt, keinen Alkohol mehr getrunken, mit einem privaten Fitnesscoach trainiert und am Ende beim Bildschirmschoner das Foto seiner Frau durch die Aufstiegsroute ersetzt. Bräuchte man ein Musterbeispiel für den zielorientierten Deutschen, man würde Laaff vom Fleck weg engagieren. Wohl keiner in der Gruppe hat so diszipliniert auf die Expedition hingelebt wie er, was den Mediziner fast verärgert. "Bei manchen kriegst du echt nen Schlag", sagt er und hält die Arme im Halbkreis vor den Bauch: "So `n Ranzen!"

Auf elf Nationen verteilen sich dick und dünn, 71 Tage werden sie im besten Fall zusammen verbringen, obwohl es wie in einer RTL-Show viele Gründe gibt, vorzeitig

aus der Gruppe zu fliegen. Die häufigsten: Krankheit und nachweisliche Berguntauglichkeit. Wie bei der jungen Frau, die im Lager zum ersten Mal Steigeisen anlegte - mit den Spitzen nach oben. Da konnte sie gleich abreisen.

Denn der Leiter der Expedition ist ein ebenso freundlicher wie kompromissloser Neuseeländer, Russell Brice. Ein zäher Mittfünfziger, der in seinem Leben vermutlich mehr Zeit in Schlafsäcken als in Betten verbracht hat. Nach einer Meniskusoperation eilte er 2009 auf Krücken ins Lager. Warum er nicht geritten ist? "Weil ein Pferd so verdammt lahm ist, Mann!" Disziplin, Ausdauer, Härte sind die Bergsteigertugenden, die Brice schätzt. Auch wenn er selbst sie durch seine Arbeit immer entbehrlicher macht. Wer die Kommerzialisierung des Everest kritisiert, meint Männer wie ihn.

Seit etwa 15 Jahren kommt Brice jedes Jahr in den Himalaya, über ein Jahrzehnt brachte er seine Kunden von der tibetischen Seite aus zum höchsten Punkt der Welt. Die Organisation von Tibet aus ist leichter, die Ausrüstung lässt sich sogar mit Lastwagen ins Basislager auf 5100 Meter fahren. 2008, im Jahr der Olympischen Spiele, scheiterte dann eine Expedition wenige Tage vor Beginn an fehlenden Genehmigungen, Brice machte 250 000 Dollar Verlust, sagt er.

Seitdem baut er sein Camp in Nepal auf, wohin Yaks und Träger das Equipment transportieren müssen, insgesamt 30 Tonnen: 300 Zelte, Generatoren, Kocher, Sofas, Tische, Stühle, einen Backofen, einen Flachbildschirm, eine Bar, eine Autorennbahn. Und wenn die defekte Espressomaschine aus Kathmandu zurück sein wird, dann wird es auch wieder Cappuccino geben. In der extremen Höhe findet sich vermutlich mehr Luxus als im gesamten Tal darunter; als wäre die Welt auf den Kopf gestellt.

"Natürlich, die Frage ist: Haben wir dadurch dem Berg das Abenteuerliche genommen?", fragt Brice rhetorisch. Durch den Komfort. Oder durch die Fixseile, die seine Sherpas legen. 5000 Meter, wie ein dicker, abgerollter Faden werden sie sich über Hänge und Flanken bis zur Spitze ziehen. Ist ein Gipfel weniger wert, wenn man auf ihn so sicher wie möglich gelangt?

Brice öffnet eine Mappe mit dem Röntgenbild seines geschraubten Knies, darunter einige Excel-Tabellen: Im Verhältnis zur Zahl der Gipfelbesteigungen ist die der Toten am Berg immer weiter gesunken; gestorben an Lungenödem ist einer der Sherpas. Aber kein Kunde.

Mittlerweile sind neun der weltweit 14 Achttausender gefährlicher als der Everest. Das ist nicht nur das Verdienst von Brice, es sind aber die großen Veranstalter, die dafür mitverantwortlich sind. Denn es gibt auch die anderen, die Billiganbieter weiter oben, hinter den verschmutzten Planen, die eher ein Flüchtlings- als ein Bergsteiger-Camp vermuten lassen. Die ihr Geschäft mit freeloaders machen, den Trittbrettfahrern, die

schlecht ausgerüstet, ohne Sherpas oder Bergführer steigen und anderen Expeditionen einfach hinterherlaufen, gelegte Seile nutzen und in den oberen Camps unerlaubt in den vorbereiteten Zelten schlafen. Die Low-Budget-Kletterer sind ein Grund, weshalb die Zahl der Toten in Brices Excel-Tabelle nicht noch geringer ist.

Aber die beste Logistik mag Sicherheit garantieren - und doch keinen Gipfelerfolg. Für Professor Wang sieht es schlecht aus, er hustet schlimmer als zuvor. Al-Busaidi, Oman, ist gestürzt, Knöchel verstaucht, und den Rumänen Baciu schmerzt beim Anblick der Bergketten zunehmend der Ischias: "Wenn ich liege, ist alles gut. Aber wenn ich laufe - shit!"

Vieles eine Sache der Psyche, sagt Monica Piris Chavarri, die Himex-Ärztin. Es geschehe immer wieder, dass selbst die Kräftigsten scheitern, es aber nicht wahrhaben wollen. "Typen, die sonst überall Erfolg haben, verstehen nicht, dass es hier auf einmal anders sein soll." Vergangene Saison ging es für einen durchtrainierten Triathleten schon beim Anblick der bedrohlich aufragenden Séracs im Khumbu-Eisbruch nicht mehr weiter - direkt hinterm Basislager.

Nun gilt der bis auf 45 Grad ansteigende Gletscherrand allerdings auch als gefährlichster Abschnitt der gesamten Route. Zwischen drei und sechs Stunden benötigt ein Bergsteiger, die Passage aus klaffenden Spalten und fragilen Eistürmen zu durchqueren. Vor allem bei Sonnenschein können die Eisgebilde so rasch umstürzen, als wären sie aus Styropor. Ein Ort zum Fürchten. Kann schließlich nicht jeder so unerschrocken sein wie der 57-jährige Ang Nima Sherpa. Der hat seinen Arbeitstag bereits beendet und sitzt nun in zehenfreien Schlappen neben dem kleinen Felsen, auf dem seine Handschuhe und Steigeisen trocknen.

Jeden Morgen gegen halb sechs zieht der Chef der sogenannten Eis-Doktoren mit seinem sechsköpfigen Team hinaus und kontrolliert die Seile und Leitern, mit denen sie zu Beginn der Saison einen Weg durch die Wüste aus verdrecktem Weiß gebahnt haben.

Bereits seit 1975 macht Nima diesen Job, den vielleicht gefährlichsten am Everest. Denn der Gletscher ist in ewiger Bewegung, ein tückischer Fluss aus Eis, der von Zeit zu Zeit bizarres Treibgut anspült: Erst am Morgen wurden zwei Arme gefunden, die aber nicht zueinander passen. Vermutlich gehören sie zwei Sherpas, die vor mehreren Jahrzehnten am oberen Ende ums Leben kamen.

Der Eisbruch sei diese Saison nicht besonders gefährlich, sagt Nima, die Spalten seien nicht zu breit. Oft musste er zum Überbrücken fünf Leitern zusammenbinden, dieses Mal waren es nie mehr als drei. Insgesamt 50 Stück liegen nur dort draußen. Die sammelt das Team am Ende der Saison wieder ein, sofern alles gut geht. Dafür bitten

die Männer täglich an ihrem Altar, aus dem eine mit Gebetsfahnen behängte Leiter ragt. "Stark sein reicht nicht, Erfahrung reicht nicht", sagt Nima. "Man muss jede Menge beten."

Im Himex-Lager dümpelt der Tag vor sich hin. Den Everest zu besteigen heißt: warten. Geduldig sein. Mit dem Wetter und mit dem eigenen Körper, der durch Touren in höhere Camps stufenweise auf den Gipfel vorbereitet wird. Aber vor allem heißt es, geduldig zu sein mit den anderen. Nach knapp drei Wochen findet Mediziner Laaff bereits die gemeinsamen Mahlzeiten fast anstrengender als jede Akklimatisationsübung. "Die ganze Rülpserei und Spuckerei geht mir hier wahnsinnig auf die Nerven. Bergsteigen bedeutet doch nicht, unästhetisch zu sein."

Dabei ist es zumindest äußerlich der wohl ästhetischste Zeltplatz weit und breit: Zum Aufstehen reicht das Küchenpersonal Tee und warme Erfrischungstücher, auf den Tischen der mit Teppich ausgelegten Zelte stehen Vasen mit Plastikblumen, und wer mag, kann in Liegestühlen durchs Panoramafenster des weißen Kuppelzeltes der Sonne beim Wandern zusehen.

Auch an der Küche ist nichts auszusetzen, und wer es dennoch tut, den erdet Koch Phurba Tashi Sherpa schnell: "Ist schließlich kein Restaurant hier!" Drei Mahlzeiten serviert er pro Tag, mit jeweils mehreren Gängen. Schon in Kathmandu hat er rund vier Tonnen haltbare Lebensmittel zusammengestellt, darunter 2000 Kilo Kartoffeln, 1500 Kilo Reis, 300 Kilo Zucker, 100 Kilo Salz. Dazu frische Früchte, die in temperierten Behältern hergetragen wurden. Frisches Gemüse, Yak- und Hühnerfleisch kommen einmal pro Woche aus Namche Bazar, der größten Ortschaft des Tals, und am Tag vor dem endgültigen Aufbruch zum Gipfel bringt ein Hubschrauber Lachs und frische Erdbeeren. Wohlgenährt entlässt der Koch die Gruppe dann in den Berg - der seine ganze Arbeit zunichtemacht: Die Kalorien von 30 Schokoladentafeln verbraucht jeder Bergsteiger allein am Gipfeltag. Nicht selten nehmen muskulöse Männer insgesamt 20 Kilo ab.

Bei den meisten anderen Camps ist die Verpflegung eher einfach. Um das zu sehen, reicht beim Gang durch die Lager schon ein Blick auf die in der Sonne ausgebreiteten Planen. Essensreste liegen darauf, die getrocknet an Gewicht verlieren. Denn alles, was auf den Berg hinaufgekommen ist, muss auch wieder hinunter. Jede Leiter, jede Verpackung, jede Kartoffelschale. Rund 4000 Dollar hat Himex-Chef Brice allein für Abtransport und Entsorgung seiner Toilettensäcke einkalkuliert, 1,20 Dollar kostet das pro Kilogramm Inhalt.

Die Auflagen sind streng geworden. Seine in Kathmandu hinterlegte garbage fee von meist mehreren Tausend Dollar erhält nur zurück, wer zwischen Basislager und Gipfel

keinen Abfall hinterlässt: kein Toilettenpapier, keine Sauerstoffflaschen, keinen Toten. Zumindest das Basislager ist inzwischen wohl einer der saubersten Orte der Welt.

Später Nachmittag, im communication tent gibt es Tee mit Whiskey, und im Hintergrund knacken die Funkgeräte. Tägliches Treffen der Guides. Nur Brice, drei Bergführer und der Leiter der climbing sherpas, ohne die kein Kunde auf den Gipfel käme. Wochenlang brechen die 24 unscheinbaren, enorm kräftigen Männer Nacht für Nacht auf, um die Sicherungsseile zu legen und die höheren Lager einzurichten. Um drei Uhr in der Dunkelheit ziehen sie mit Stirnlampen, schwerem Gepäck und rasselndem Klettergeschirr los, wie Hightech- Zwerge auf dem Weg ins Bergwerk. Als Lichtschlangen winden sie sich durch den Eisbruch, der sie schließlich verschluckt und erst am frühen Vormittag auf dem Rückweg wieder freigibt.

Ein climbing sherpa verdient nicht schlecht, 15 Dollar am Tag, mit Prämien bis zu 10 000 Dollar pro Saison. Denn jede Tour wird extra bezahlt, von 14 Dollar für den leichtesten Weg von Camp I nach Camp II bis zu 555 Dollar für den letzten Abschnitt zum Gipfel. Bevor ein Kunde auch nur einen Fuß auf den Everest setzt, hat mindestens ein Sherpa schon ganz oben gestanden. Bergkönige, denen niemand etwas vormacht. Im Kuppelzelt haben sie kürzlich gemeinsam "Cliffhanger" mit Silvester Stallone als kletterndem Ranger gesehen. Laut lachend, dabei ist es gar keine Komödie.

Brice geht die Problemfälle unter den Kunden durch: Der Professor wird es wohl nicht schaffen, der Husten ist zu schlimm. Nach dem Rumänen hat ein Physiotherapeut gesehen. "Vielleicht ist es der Rücken, vielleicht ist es der Kopf", hat der Therapeut danach gesagt. Baciu wird nicht auf den Gipfel gehen, nur weiß er das noch nicht. Genauso wenig wie die 70-jährige Japanerin Funahashi, die bei der Akklimatisierung am Lobuche viel zu langsam war. "Wenn sie in diesem Tempo geht, stirbt sie", meint Brice. "Das sagt jede Statistik." Er wird mit ihr reden. Bald darauf reist sie ab.

Insgesamt werden es wohl weniger Kunden als im Vorjahr auf den Gipfel schaffen. Zu wenige erfahrene Alpinisten in der Gruppe. Brice ist unzufrieden. Die Erfolgsquote ist wichtige Werbung, wichtiger als jede Anzeige. Keinen potenziellen Kunden interessiert, wie viele Kletterer beinahe oben gewesen wären. Brice hat einmal einem Teilnehmer die Umkehr befohlen, als dessen Sauerstoff knapp wurde. Da war der Mann noch 70 Höhenmeter vom Ziel entfernt.

Aber man hat Brice auch schon Erfolgssucht unterstellt, ihn rücksichtslos genannt, ohne Moral. Als seine Teams 2006 auf den sterbenden David Sharp trafen - und angeblich auf Brices Funkbefehl hin weiterzogen. Ob es stimmt? Da hastet der Neuseeländer aufgewühlt durch die Beispiele, wie oft er schon geholfen habe: Low-Budget-Kletterern am Südsattel bekamen von ihm Sauerstoffflaschen, die oben mehr wert seien als Gold und für die er nachher weder Geld noch ein Danke erhalten habe.

Und 2009 hat er 18 seiner Männer geschickt, um einen fremden Sherpa aus einer Lawine zu bergen. Und sollte er wirklich Mitschuld an Sharps Tod haben: Warum baten dann dessen Eltern ausgerechnet ihn, ein Jahr später den Rucksack ihres Sohnes vom Berg zu holen und ihnen zu bringen? Aber die Vorwürfe tauchen immer wieder auf, und etwas bleibt stets in den Köpfen haften. Das weiß Brice. Es ist, wie sich bei Schneefall Flocken von der Jacke zu klopfen. Was soll man tun. Er hat sich ein Aufnahmegerät gekauft, seit Sharps Tod schneidet er seinen gesamten Funkverkehr mit.

Im Essenszelt am Abend klingt es wie in einem Sanatorium für Lungenkranke; der Professor ist nicht mehr allein mit seinem Husten. In Daunenjacken sitzt die Gruppe am Tisch, die Kälte kommt schnell im Lager. Wann sie zum Gipfel aufbrechen werden, weiß niemand von ihnen. Das Wetterfenster, auf das sie warten, öffnet sich meist kurz vor dem Monsun. Dann ist es ruhig auf der Spitze, und der Wind fegt nicht mehr den Schnee wie eine Rauchsäule gen Himmel. Den idealen Zeitpunkt berechnet Brice aus den Daten, die ihm eine Wetterstation für 12 000 Dollar pro Saison aus der Schweiz liefert. Das ist Exklusivmaterial, das er mit niemandem teilt. An einem überfüllten Berg ist der Gipfelsturm im besten Fall wie ein Überraschungsangriff. Und wer von ihm zurückkehrt, sagt Himex-Ärztin Chavarri, "wird aussehen, als wäre er im Krieg gewesen. Erschöpft und alt."

In der Nacht des 21. Mai verlässt die Himex- Gruppe bei minus 15 Grad Camp IV in 7926 Meter Höhe. Sieben Stunden später stehen vier Bergführer, 17 Sherpas und zwölf Kunden auf dem höchsten Punkt der Welt, darunter ein deutscher Arzt und ein hustender Professor.